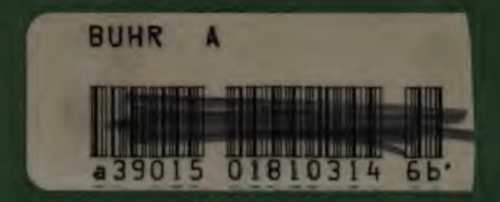


K. P. Pobedonoszew's

Sammlung Moskowitischer Studien

über das

politische und geistliche Leben der Gegenwart mit Bezug auf Russland.

Neue deutsche Übersetzung nach der vierten Ausgabe

herausgegeben

von

C. E. Wohlbrück.



Dresden und Leipzig
E. Pierson's Verlag
(R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler)
1902.

Pobedonostsev, Konstantin
Petrovich.

K. P. Pobedonoszew's

Sammlung
Moskowitischer Studien

über das

politische und geistliche Leben der Gegenwart
mit Bezug auf Russland.

Neue deutsche Übersetzung nach der vierten Ausgabe

herausgegeben

von

C. E. Wohlbrück.



Dresden und Leipzig
E. Pierson's Verlag
(R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler)
1902.

Druck von E. Pierson's Verlag (R. Lincke), Dresden.

F203-287496

Inhalts-Verzeichnis.

Bemerkung des Herausgebers.

Die vorliegende Übersetzung ist zufällig entstanden. Das erste Überlesen der „Sammlung moskowitischer Studien" des Herrn Pobedonoszew erregte mein Interesse in so hohem Grade, dass es mich danach verlangte, mich eingehender mit dem Gedanken des Verfassers zu beschäftigen, und um das auszuführen, wählte ich das Übersetzen in die deutsche Sprache. Erst später, während des Fortschreitens der Arbeit, erwachte in mir der Wunsch, dem deutschen Publikum das Lesen des hochbedeutenden Werkes zu ermöglichen durch die Veröffentlichung meiner Übersetzung.

Mittlerweile brachte ich in Erfahrung, dass ein Teil des Buches schon würdige Übersetzer vor mir gefunden habe; wenn ich es dennoch unternehme, eine zweite Übersetzung in Deutschland zu veröffentlichen, so ist der Hauptgrund dazu, dem Buche mehr und mehr Leser zu verschaffen. Zudem haben die ersten Übersetzer von den zwanzig Studien der Sammlung nur zwölf Aufsätze — zum Teil nicht vollständig — wiedergegeben, nach einer älteren Ausgabe, welche vom Verfasser durch eine neue (1897) vervollständigt worden ist.

Ein französischer Kritiker sagt über das Buch: „Man muss das Buch aus drei Gründen lesen, — weil Herr Pobedonoszew sehr tief denkt, weil er anders denkt wie

wir und weil allem Anscheine nach der Kaiser Nikolaus und die grosse Mehrheit seines Volkes wie Herr Pobedonoszew denkt."

Diese Behauptung scheint mir durchaus richtig zu sein, bis auf die zu vorteilhafte Meinung, welche der Kritiker von dem russischen Volke hat, als ob es denken könne wie Herr Pobedonoszew; es denkt nicht so, denn dazu ist es nicht genügend gebildet, aber es fühlt und empfindet so wie Herr Pobedonoszew. Das heisst im Grunde — wie denn? — Dass der einzige Probierstein für die Wahrheit im Denken und Handeln des einzelnen Menschen sowohl, als der Völker, das Gesetz Christi sei. Alles Denken und Handeln, was diese Proben nicht besteht, ist vergänglich: Christi Gesetz allein führt zum ewigen Reiche der Gnade und des Friedens.

Russland wird seit langer Zeit und auch heute noch die nordische Sphinx genannt; und allerdings musste sein seelisches Leben den Völkern des westlichen Europa schwer verständlich sein, denn seine Verwandtschaft mit diesen ist eine recht entfernte; Russland ist den Völkern Mittelasiens und Indiens viel näher verwandt.

Wenn man nun den Baum an seinen Früchten erkennen soll, so haben wir hier in Wahrheit an dem Buche des Herrn Pobedonoszew ein Produkt, das uns wohl über das russische Volk zu unterrichten vermag. Mitten im Volke erzogen und gebildet, bedeutender Jurist, Staatsmann und Religionsphilosoph, reich an Kenntnissen der Geistesprodukte des Westens, von drei Kaisern des gewaltigen Reiches mit dem höchsten Vertrauen beehrt, schlicht, selbstlos und bescheiden, ist Herrn Pobedonoszew in hohem Grade die Möglichkeit geworden, die tiefste Einsicht in das Wesen des russischen Volkes zu gewinnen und viel mannigfaltige Erfahrungen zu sammeln darüber, was diesem Volke schaden

und nützen kann. Alles Wissen, alles Können misst Pobedonoszew, wie sein Volk, aber bewusst, an dem Gesetze Christi, und nur das hat für ihn Wert, was diese Probe besteht.

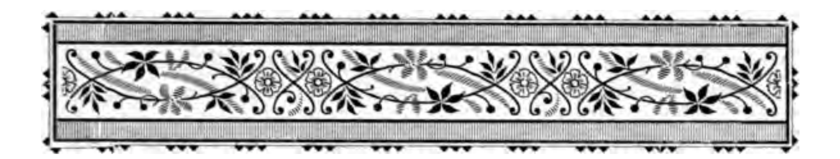
Und so vorbereitet bietet er den Gebildeten seines Volkes das Resultat seiner mehr als zwei Menschenalter währenden Betrachtungen und Erfahrung in einer Sammlung von Studien über die gewichtigsten Fragen der Gegenwart, die auch die Gebildeten Russlands beschäftigen und erregen und kommt zu dem Schlusse, dass die neuesten politischen und geistlichen Einrichtungen des westlichen Europas, so wie sie sich jetzt zeigen, für Russlands Entwicklung nicht passen, denn Russland, d. i. das grossrussische Element — als Krystallisationspunkt des ganzen russischen Reiches, hält die Erfüllung des Gesetzes unseres Erlösers als den einzigen zur Wahrheit und zum Leben führenden Weg, und die zur Verwirklichung dieses Ideals im westlichen Europa geschichtlich entstandenen Mittel und eingeschlagenen Wege haben, der Meinung des Herrn Pobedonoszew nach, sich noch nicht als die kürzesten und besten bewährt.

Es geht aus dem Buche ganz klar hervor und muss wohl beim Lesen nicht aus dem Auge verloren werden, dass Herr Pobedonoszew sein Buch keineswegs als Streitschrift geschrieben hat gegen die im westlichen Europa bestehenden Meinungen und Einrichtungen und die dort verfolgten Ziele. Allerdings polemisiert er, aber nur gegen das Bestreben eines gewissen kleinen Teils der oberen Schichten des russischen Volkes, welcher in fremdländischen Gebräuchen erzogen und durch fremdländische Ideen gebildet, die Fühlung mit dem Volke verloren hat und entweder — gegen seine bessere Überzeugung — aus selbstsüchtigen Zwecken oder gedankenlos, aus Herdeninstinkt, die gegenwärtigen politischen und geistlichen Einrichtungen des

Westens in Bausch und Bogen als den zur raschesten Entwicklung Russlands führenden kürzesten Weg hinzustellen sich bemüht.

Also nicht zur Polemik, sondern als höchst wertvollen Beitrag zur näheren Kenntnis Russlands empfiehlt sich das Buch, und da das Problematische allein durch Vergleich der Gedanken Aufklärung erhalten kann, so hege ich die feste Überzeugung, dass die vom Verfasser gewählten Themata dem denkenden Leser manche Aufklärung über das Wesen des russischen Volkes und vielleicht auch Genugthuung bringen werden; jedenfalls trägt die eingehende und erschöpfende Behandlung den Stempel eines wahren, tiefen, aufrichtigen und uneigennützigen Geistes.

Der Verfasser stellt den russischen Staat in seinen gegenwärtigen Lebensäusserungen nicht als besser hin, wie die westlichen Staaten Europas, oder drängt ihn gar als besser auf; im Gegenteil, er rügt alle Fehler der staatlichen Institutionen Russlands scharf und ebenso die der ausführenden Kräfte. Wohl aber stellt er die These auf, dass ein Volk auf die Länge der Zeit selbständig nur dann gedeihen könne, wenn dessen Obrigkeit rechtschaffen anerkannt, dass Selbstlosigkeit der Grund ihrer Handlung sein müsse und unausgesetzt bemüht bleibt, die immer wachen, niederen Neigungen und Begierden der Menschennatur in sich zu unterdrücken und die sittlichen Anlagen im Volke zu entwickeln. — Und dem kann wohl jeder Unparteiische unbedingt zustimmen. . . .



Kirche und Staat.

I.

Eine bedeutungsvolle Erscheinung unserer Zeit ist der Kampf zwischen den kirchlichen und staatlichen Prinzipien. Wenn sich ein Kampf über geistlich-religiöse Prinzipien erhebt, ist es unberechenbar, in welchen Schranken er sich halten und welche Elemente er an sich reissen wird; bis wohin das durch den Streit für Überzeugung und Glauben aufgeregte Meer der Leidenschaft gelangen und wo es sich legen wird. Bei Fragen des Volksglaubens ist es unumgänglich notwendig, dass die Staatsgewalt mit besonderer Vorsicht ihre Ansprüche kundgebe und ihre Rechte feststelle, um nicht an Empfindungen und geistliche Bedürfnisse zu rühren, welche anzutasten das Selbstbewusstsein des Volkes nicht gestattet. Wie riesengross die Gewalt des Staates auch sei, so fusst sie doch auf nichts anderem, als auf der Übereinstimmung des geistlichen Bewusstseins des Volkes mit dem der Obrigkeit, — auf dem Volksglauben. Die Gewalt wird mit dem Augenblicke unterwühlt, in dem die Spaltung dieses auf den Glauben gegründeten Bewusstseins anfängt. In Einigkeit mit dem Staate vermag das Volk viele Lasten zu tragen, der Staatsgewalt viel einzuräumen und viel zu opfern. Eins nur hat die Staatsgewalt nicht das Recht zu verlangen, eins wird nie ausgeliefert — das, worin alle gläubigen Seelen, sowohl einzeln

als auch vereint, das Fundament ihres geistigen Seins und ihre Verbindung mit der Ewigkeit wähnen. Es giebt solche Tiefen, an welche die Staatsgewalt nicht rühren kann und darf, um nicht die Urquellen des Glaubens in allem und jedem aufzurühren.

Die Hauptquelle der entstandenen und noch stärker zu werden drohenden Missverständnisse zwischen Volk und Staat bildet die gekünstelte Theorie der Beziehungen zwischen Staat und Kirche. In dem historischen Gange der Ereignisse im Westen von Europa, welche in unlösbarer Verbindung mit der Entwicklung der römisch-katholischen Kirche stehen, hat sich der Begriff der Kirche gebildet und ist in das System der staatlichen Gestaltung aufgenommen worden, als einer geistlich-politischen Einrichtung mit einer Gewalt, die gegen den Staat opponierend, mit ihm einen Kampf um Politik angefangen hat. Das ganze Feld der Geschichte im Westen Europas ist voll von den Ereignissen dieses Streites. Durch diese politische Bedeutung der Kirche ist deren einfacher, wirklicher, natürlicher Begriff, als der Gesellschaft der Christen, welche durch Einheit des Glaubens organisch geeint sind zu einem durch Gott gegründeten Bunde — in den Hintergrund getreten und im Bewusstsein des Staates verdunkelt worden. Dieser Begriff ruht aber doch in der Tiefe des Volksbewusstseins verborgen als dem hauptsächlichsten und allertiefsten Bedürfnisse der menschlichen Seele — dem Bedürfnisse zu glauben und der Vereinigung im Glauben — entsprechend. In diesem Sinne trennt die Kirche als Gesellschaft der Gläubigen sich nicht und kann sich nicht trennen vom Staate, als der zum bürgerlichen Bunde vereinten Gesellschaft. Zu welcher Vollkommenheit der logische Aufbau der auf Teilung gegründeten Beziehungen zwischen Staat und Kirche im Geiste auch gelange, er wird das einfältige Bewusstsein der Masse des

gläubigen Volkes nicht befriedigen. Befriedigen kann er wohl den politischen Verstand, als die allerbeste Form des Kompromisses, als vollkommenste Konstruktion der Begriffe; aber in der Tiefe der Seele, die ein lebendiges Bedürfnis nach dem Glauben und nach Übereinstimmung des Glaubens mit dem Leben empfindet, weckt dieser künstliche Bau nicht den Widerhall der Wahrheit. Das geistliche Leben sucht und fordert vor allen Dingen geistliche Einheit und vermeint in ihr das Ideal seines Seins zu sehen. Wenn der Seele dieses Ideal als geteilt gezeigt wird, erkennt sie es nicht an und wendet sich ab. Der seinem Wesen nach bedingungslose Glauben leidet nichts Bedingtes in seiner idealen Konstruktion. Wohl ist in der Wirklichkeit das Leben aller und jedes einzelnen eine ununterbrochene Kette des Fallens und der Spaltung — die beklagenswerte Spaltung zwischen Idee und That, zwischen Glauben und Leben; aber in diesem ununterbrochenen Kampfe hält sich die menschliche Seele durch nichts anderes im Gleichgewicht, als durch den Glauben an das Ideale, an die endlose Einheit und hält solchen Glauben wert als bestes und ältestes Kleinod seines Seins. Bringt den Menschen zur Erkenntnis dieser Spaltung: er fühlt sich erdrückt und durch den Gedanken gedemütigt, zeigt ihm der Spaltung Ende, nach dem der Geist strebt — er erhebt das Haupt, fühlt sich lebendig und strebt vorwärts mit Glauben. — Aber wenn ihr ihm sagt, dass Glauben und Leben zweierlei sei und diesen Begriff als Lebenstheorie aufstellen wollt, so verwirft seine Seele solchen Begriff mit demselben Widerwillen, mit dem sie einem Gedanken an eine endliche, völlige Zerstörung des Seins begegnet.

Man wird vielleicht entgegnen, dass es sich hier um persönlichen Glauben handle: aber der persönliche Glaube sondert sich nicht vom kirchlichen Glauben, denn sein

wesentliches Bedürfnis ist Glaubenseinheit, und in der Kirche findet er Befriedigung für dieses Bedürfnis.

Im westlichen Europa wird von alters her der Kampf der Kirche mit dem Staate und des Staates mit der Kirche fortgesetzt. Das letzte Wort in diesem Kampfe ist noch nicht gesprochen -- und welches es sein wird, ist noch unbekannt. Die eine wie die andere Partei misst ihre Kräfte und sammelt ihre Völker. Der Staat stützt sich auf die Kräfte der Intelligenz, die Kirche auf den Glauben der Volksmasse und auf das Bewusstsein der geistlichen Autorität. Es unterliegt keinem Zweifel, dass im Endresultat der Sieg auf der Seite sein wird, auf der sich die wirkliche Einigung in einem tiefen Lebensglauben erweisen wird. Jedenfalls steht dem Staatsgeiste die schwere Aufgabe bevor, den Volksglauben auf seine Seite zu bringen und ihn fest mit sich zu verbinden. Aber um den Glauben an sich zu ziehen, muss man zeigen, dass man selbst einen Glauben besitzt; Intelligenz allein genügt hierzu nicht. Si vis me flere, dolendum est ipsi tibi. Der Volksglaube ist feinfühlend, und es ist wohl kaum möglich, durch Scheinglauben ihn zu verführen oder ihn zum Glaubenskompromisse zu bringen: ein lebendiger Glaube geht keinen Kompromiss ein, er kennt die absolute Herrschaft der Verstandeslogik nicht an. Obgleich gewöhnlich dem Glauben der Begriff von Überzeugung beigelegt wird, so darf doch die Verstandesüberzeugung mit der Glaubensüberzeugung nicht verwechselt werden, und die Verstandeskraft, die Kraft des Erkennens und Denkens, irrt sehr, wenn sie in sich selbst alles zur geistlichen Kraft notwendige zu haben meint, unabhängig vom Glauben, der das Wesen der geistlichen Kraft ausmacht.

In dieser Verwechselung der Begriffe ist für den Staat im Kampfe mit der Kirche eine grosse Gefahr verbunden. Als zur Zeit der Reformation die Staatsgewalt in Deutschland

sich an die Spitze der Bewegung gegen die alte kirchliche Gewalt stellte und eine neue Organisation der Kirche ausarbeitete, besass sie die wirkliche geistige Glaubenskraft. Die von tiefem, zentralisierten Glauben durchdrungene Bewegung, die sich anschloss, war in der Masse des Volkes entstanden: ihre Hauptanführer bildeten die höchste Intelligenz der damaligen Gesellschaft und glühten gleichzeitig im Feuer eines tiefen Glaubens, der sie mit dem Volke vereinte. Folglich war in dieser Bewegung eine ungeheure Kraft konzentriert, der, nach langjährigem Kampfe, die durch Jahrhunderte gefestigte Kraft des alten Gesetzes weichen müsste.

Heute sind die Verhältnisse vollständig andere. Seitens des Staates ist im Staatsbewusstsein ein Riss entstanden zwischen dem Volksglauben und der politischen Gestaltung der kirchlichen Verwaltung. Andererseits entsteht bei dem intellectuellen Teile der Gesellschaft ein noch auffallenderer Riss zwischen dem Glauben und der wissenschaftlichen Konstruktion des Glaubens. Die Wissenschaft der Theologie hält sich nicht in den Grenzen ihrer anfänglichen Aufgabe — die kirchlichen Glaubensbekenntnisse zum Bewusstsein zu bringen und sie vom allgemeinen Standpunkt aus zu überblicken, sondern sie droht schon jeglichen Glauben zu verschlucken, indem sie ihn der erbarmungslosen kritischen Analyse des Verstandes unterwirft wie ein Faktum, wie einen sichtbaren Untersuchungsgegenstand. Die politische Wissenschaft hat die streng ausgearbeitete Lehre aufgestellt von der entschiedenen Trennung der Kirche vom Staate; als deren Folge, nach dem Gesetze, das eine Spaltung der Zentralgewalten nicht zulässt, die Kirche unvermeidlich in Wirklichkeit zu einer dem Staate untergeordneten Einrichtung wird. Zugleich erscheint der Staat, als Einrichtung, in seiner politischen Idee getrennt von jeglichem Glauben

und indifferent bezüglich des Glaubens. Natürlich, von diesem Standpunkte aus erscheint die Kirche als nichts anderes, wie eine Einrichtung zur Befriedigung eines der vom Staate anerkannten Bedürfnisse der Bevölkerung — des religiösen Bedürfnisses, — und der neuste Staat tritt ihr gegenüber mit dem Rechte seiner Autorisation, seiner Aufsicht und Kontrolle, unbekümmert um das Glaubensbekenntnis. Für den Staat, als oberste politische Einrichtung ist eine solche Theorie lockend, weil sie ihm völlige Autonomie und absolute Beseitigung jegliches, sogar des kirchlichen Widerstandes und die Vereinfachung aller Operationen seiner Kirchenpolitik verspricht. Solche Versprechungen aber sind trügerisch. Diese, im Kabinet eines Ministers ersonnene Theorie wird der Volksglaube nicht annehmen. In Allem, was den Glauben betrifft, beruhigt sich das Volk nur bei einer einfachen und vollständigen, die Seele umfangenden Vorstellung und kehrt sich ab von künstlich zusammengestellten Begriffen, wenn es in ihnen Unwahrheit, oder mit der Wahrheit Unerträgliches ahnt. So kann sich z. B. die politische Theorie leicht zufrieden geben mit der Belassung in Dienst und auf der Kanzel eines Pastors, oder eines Professors auf dem theologischen Katheder, der öffentlich erklärt, er glaube nicht an die Göttlichkeit des Erlösers (eine Erscheinung, die in Deutschland zum Unglück schon gewöhnlich geworden ist); aber das Volksgewissen wird eine solche Begriffskonstruktion des kirchlichen Seelenhirten nie verstehen, sondern sie, mit Abscheu, als Lüge bezeichnen. Traurig und hoffnungslos aber wird die Lage der Staatsgewalt, wenn das Volksgewissen sich gewöhnt, deren Erlasse und Handlungen in Glaubenssachen als Lüge hinzustellen und als Gottlosigkeit anzusehen.

II.

Über die Trennung der Kirche vom Staate urteilt der Expastor Hyacinth vortrefflich, der über dieses Thema im Frühling 1873 in Genf Vorträge hielt. Krieg mit der Kirche bis aufs Messer ist die Losung der Revolutionspartei, oder doch derjenigen ihrer äussersten Vertreter, die sich in der Politik als Jacobiner ausgeben und auf dem Gebiete der religiösen Ideen Gottlosigkeit und Materialismus verbreiten. Als Waffe dient ihnen Sophismus und Vergewaltigung. Überall hat man schon das Vertrauen zu ihnen verloren; sie sind blind und untähig, den Kampf zu führen, weil sie in ihren Gegnern alles verwechseln, nichts unterscheidend, und masslos seine Bedeutung überschätzen.

Die französische Revolution hatte sich die Erneuerung der Gesellschaft als Ziel gestellt; aber sie zu erneuern wäre allein möglich gewesen durch Anwendung der Grundideen des Christentums auf die bürgerliche Gesellschaft. Der Streit entstand zwischen der Revolution und der römischen Theokratie, wobei die Revolution die römische Theokratie mit der katholischen, mit der ökumenischen Kirche verwechselten, die alle glaubenden Christen umfängt, ja mit dem Evangelium und mit der Person Christi des Erlösers. Und so war der Krieg weniger Rom erklärt, als dem Reiche Christi auf Erden. Im Christentum fingen nun diese Leute an das eigentliche religiöse Gefühl zu verfolgen, das sich im Laufe von fast 2000 Jahren schon untrennbar mit dem Christentum vereinigt hatte. Solch einen Gegner forderten sie zum Kampfe auf, nachdem sie sich gegen ihn mit doppelter, gemeiner und geschändeter Waffe gerüstet hatten — mit dem Beile des Henkers und dem lebendigen Worte des Sophisten.

Die katholische Religion genoss keines guten Ru
dank den freidenkerischen Abbes, die die Vorzimmer
Schlösser anfüllten, und der bekannten Sittenleichtigl
der damaligen Gesellschaft. Plötzlich wird diese Relig
geweckt, aufgerichtet in die Kerker geschleppt. Pries
Jungfrauen, Landleute besteigen zusammen mit vornehn
Edelleuten, mit Dichtern und Staatsmännern das Scha
— wie zu Zeiten der ersten Cäsaren. An ihren Me
gewändern klebte wohl das Blut der Bartholomäusnac
die Thränenspuren der Eltern und Waisen nach
Aufhebung des Edikt's von Nantes; — aber alle di
Flecke verschwanden auf einmal; ausser ihrem eigen
Blute, ausser den Spuren ihrer eigenen Thränen war nic
mehr sichtbar. Deshalb, als sie sich später erhob, erl
sie sich in vollem Ruhmesglanze ohne jeglichen Fle
Diesen Glanz hatten ihr ihre Henker bereitet.

Ganz ebenso handelten die Afterphilosophen. Sie hul
an Fragen aufzuwerfen, die die neueste Wissenschaft
einer Entscheidung unzugänglich erklärt; sie fingen an
Geheimnis des Todes zu untersuchen und fanden in i
nur Hirngespinnst und Erfindungen; sie vertieften sich
den Ursprung der Menschheit und erkannten an ihrer Wi
anstatt des biblischen Adams, irgend ein unbekanntes Wes
das sich allmählich aus dem Tierleben abgesondert ha
das erst zum Affen sich gestaltet und dann zum Mensc
geworden war. Und so, nachdem der Anfang sowohl die
Menschen als sein Ende in die kompakte Mitte des tierisc
Daseins gestellt war, nachdem sie ihn erniedrigt hatten
zu den Grenzen des Verfaulens, huben sie an seine Majes
zu preisen: „Wie gross bist Du Mensch im Atheismus
wohl, wie im Materialismus und in der Freiheit der sel
geregelten, niemand über sich erkennenden Sittlichke
Aber in Mitten solcher wunderlichen Grösse erschien

Mensch von Schwermut überwältigt. Gott hatte er verloren, das Bedürfnis aber nach Religion war ihm geblieben. Dieses Bedürfnis ist so gewaltig, dass, wie wir sehen, eine Religion möglich ist, sogar ohne Gott; eine solche ist der Buddhismus — eine Religion, die Millionen von Bekennern beseelt. Und wirklich, selbst wenn es wahr wäre, dass der erste Mensch aus der Tierwelt entstanden wäre — was kümmert mich das? In dem Buch der Genesis sind noch rohere Stoffe angeführt, aus denen der Mensch geschaffen ist — Kot und Asche ist der irdische Leib. Welcher Art der Stoff auch sei, ist denn in ihm, ist denn in der Hülle der ganze Mensch? Er empfing von seinem Schöpfer die lebendige Seele, den Odem des religiösen und sittlichen Lebens, von dem er sich nicht zu trennen vermag, wenn er auch wollte. Das ist es, was ihm nie gestatten wird, sich von der christlichen Religion loszusagen. —

Man verkündigt die Trennung der Kirche vom Staate. Das sind aber nur Worte ohne jedwede Idee, denn unter diesem einen „Worte“ kann man viel verstehen. Man stelle zuerst fest, worin die Trennung besteht. Wenn es sich um bestimmtere Abgrenzung der staatlichen von der religiösen, kirchlichen Gesellschaft handelt, der geistlichen von der weltlichen, um einfache, aufrichtige Bestimmung der Grenzen ohne Hinterlist und Vergewaltigung — in diesem Falle werden Alle für solch eine Trennung sein. Wenn man, auf politischen Boden sich stellend, haben will, dass der Staat von dem Rechte, Kirchen-Hirten zu ernennen, sich lossage, und von der Verpflichtung sie zu unterhalten, — so würde das ein idealer Zustand, zu dem es wünschenswert wäre überzugehen, dessen Verwirklichung man während günstiger Verhältnisse in gesetzlicher Form vorbereiten muss. Wenn diese Frage reif wird und der Staat sie so entschieden haben will, muss er das Recht der Wahl der Hirten und

Bischöfe dem zurückerstatten, dem es zukommt; in diesem Falle wird es nicht mehr möglich sein, dem Papste das zu übergeben, was nach apostolischem und historischem Rechte dem Volke und dem Clerus zusteht. In Wirklichkeit eignet sich der Staat dieses Recht nur an, es gehört ihm aber nicht. Aber, sagt man, die Trennung ist in einem anderen, viel weiterem Sinne zu verstehen. Gescheidte, gelehrte Leute bestimmen sie so: Der Staat soll sich nicht um die Kirche kümmern, und die Kirche nicht um den Staat; mithin soll sich die Menschheit in zwei grossen Kreisen bewegen, so, dass in der einen Sphäre der Leib, in der andern der Geist der Menschheit sich befinde; und zwischen beiden Sphären verbleibt dann ein ebensolcher Zwischenraum, wie zwischen Himmel und Erde. Ist das aber möglich? Den Leib kann man vom Geiste nicht trennen; Körper und Geist leben ein Leben.

Kann man denn glauben, dass die Kirche — von der katholischen gar nicht zu reden, sondern irgend eine andere Kirche — sich dazu verstehen würde, aus ihrem Bewusstsein die bürgerliche Gesellschaft, das Familienband, die menschliche Gesellschaft, alles das, was das Wort Staat in sich fasst, zu beseitigen? Seit wann steht fest, dass die Kirche da ist, um Asketen zu bilden, Klöster zu füllen und in den Gotteshäusern die Poesie ihrer Gebräuche und Prozessionen vor die Augen zu bringen. Nein, das alles ist nur ein kleiner Teil der Thätigkeit, welche die Kirche sich zum Ziele stellt. Ihr ist ein anderer Beruf geworden: L e h r e t a l l e V ö l k e r. Das ist ihre Aufgabe. Ihr steht bevor, die Menschen auf Erden dazu zu bilden, dass sie inmitten der irdischen Reiche und der irdischen Familie nicht ganz unwürdig werden, in das himmlische Reich und zur himmlischen Einheit einzugehen. Bei der Geburt, bei der Eheschliessung, beim Tode — in den Hauptmomenten

des menschlichen Seins, erscheint die Kirche mit drei feierlichen Sakramenten — und da sagt man, dass die Familie sie nichts angehen soll! Sie hat man verpflichtet, dem Volke Achtung vor dem Gesetze und vor der Obrigkeit und der Obrigkeit Achtung vor der Menschenfreiheit zu lehren — und da sagt man, die Gesellschaft ginge sie nichts an!

Nein, das Prinzip der Sittlichkeit ist ein einiges. Es kann nicht geteilt werden, so dass es eine innere und eine gesellschaftliche Sittenlehre gäbe, eine weltliche Ethik und eine andere kirchliche. Ein einiges Sittlichheitsprinzip umfasst sämtliche Verhältnisse, bürgerliche, häusliche und politische, und die Kirche, welche sich ihrer Würde bewusst ist, wird nie in Fragen der Familie und der bürgerlichen Gesellschaft ihren gesetzlichen Einfluss aufgeben. Also, indem man von der Kirche verlangt, sie solle sich um die bürgerliche Gesellschaft nicht kümmern, vergrössert man nur ihre Kraft.

Man sagt: dem Staate gehe die Kirche nichts an. Die bürgerliche Gesellschaft hat sich aus der anfänglichen Familienordnung herausgebildet und hat jedes Familienhaupt zum Bürger gemacht; damals unterschied sich die Gesellschaft der Gläubigen noch nicht von der Familie, vom ganzen Volke. Mit dem Laufe der Zeit hat sich die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft gebildet und die ökonomische Christenheit gegründet, die in sich sowohl die Familie, als auch die Völker umfängt. Wie soll man jetzt dem Familienvater, dem Bürger sagen: „Du und die Kirche habt miteinander nichts zu schaffen? Zum Unglück hat schon der Familienvater sowohl, als auch der Bürger sich das schon lange selbst gesagt. Der Vater ist vielfach gleichgiltig geworden gegen das religiöse Bewusstsein und die religiöse Richtung seiner Familie. Er hat keine Antwort, wenn die Frau mit ihren Zweifeln an ihn sich wendet, wenn sein

Kind in kindlicher Einfalt ihn fragt: „Was ist Gott? und warum betest Du nicht zu ihm? Und was ist der Tod, der zu allen kommt und die Kinder wegträgt?“ Wenn der Vater keine Antwort auf diese Frage hat, wie soll das Kind in seinem Geiste eine Antwort finden. Und findet der Vater eine Antwort, so hört das Kind in ihr ein Märchen, — nicht aber die Antwort des lebendigen Glaubens, eines Glaubens, für den der Mensch in den Tod geht. Und so wird das Kind zum Skeptiker wie der Vater, oder abergläubisch in der Mutter oder des Paters, ihres Beichtvaters Art. So spiegelt sich in der Familie die Trennung des Staates von der Kirche, und anstatt des Vaters kommt als geistlicher Leiter, als Herr des Gewissens, von draussen der Priester in das Haus unter der Gestalt des Lehrers. Unzweifelhaft sind die Priester auch daran schuld, — aber mehr Schuld noch tragen die Väter, denn sie haben an ihren Platz am Herde des Hauses den Priester sich stellen lassen. Ist das aber der Fall, so mögen sich auch die Bürger und die bürgerlichen Gewalten nicht wundern, wenn das von ihnen aufgeführte Gebäude einmal einstürzt und sie unter den Trümmern verschüttet. Dahin also wird die Entfernung des Staates aus dem Bewusstsein der Kirche führen.

III.

Als im Anfang der vierziger Jahre dem Könige von Preussen gemeldet wurde, einige Bewohner Berlins wären ausgetreten aus der christlichen Kirche, wunderte er sich und frug lächelnd: „Welcher Kirche wollen sie denn beitreten?“ Diese Frage hat heutigen Tages im Westen von Europa schon jegliche Bedeutung verloren. Zu jener Zeit

schien es, wenn jemand aus der christlichen Kirche scheidet, so verlässt er festen Grund und hängt irgendwo in der Luft. Heute ist ohne jegliche Religion sein schon nicht mehr Luft, sondern fester Grund.

Wenn im Mittelalter jemand erklärt hätte, er spräche sich los vom jeglichen Glauben, so würde man ihn für irrsinnig und zwar für von so abscheulicher und gefährlicher Art gehalten haben, dass man ihn verbrannt haben würde.

In jener Zeit hatte der ungläubige Bürger keinen Platz, dagegen konnte es Gläubige geben, die das Bürgerrecht verloren hatten — Vagabunde, rechtlose Leute, denen der Staat den Rechtsschutz verweigerte, so dass sie gezwungen waren, sich unter den Schutz eines feudalen Besitzers zu stellen, eines jener mächtigen Vasallen, die keiner Gewalt sich beugend, mit ihren Heeren in den Kampf treten konnten.

Wer in unserer Zeit würde es wagen, sich frei von der Staatsgewalt zu erklären, nicht Steuern zu zahlen, im Heere nicht zu dienen, niemandem zu gehorchen, niemandem sich unterzuordnen, selbst sein eigener Staat zu sein; — solchen Menschen würde man für irrsinnig erklären — wie den Ungläubigen im Mittelalter, nur würde man ihn nicht dem Scheiterhaufen überantworten, sondern ihn zwingen, dem Staate sich zu unterwerfen oder den Staat zu verlassen. Er könnte wohl in ein anderes Reich gehen, wo man ihn aber ebenso entweder zum Gehorsam zwingen oder hinausjagen würde.

Also heute können wir uns leicht von der Religion und von der Kirche lossagen, den Staat aber können wir nicht vermeiden. Der Staat sichert uns die Fülle des öffentlichen Lebens, die Kirche aber herrscht schon nicht mehr über das öffentliche Leben, wie sie früher geherrscht hat. Unsere Zeit kennzeichnet sich durch das Bestreben, alle Verhält-

nisse unter die Herrschaft des Staates zu bringen, würde aber die Kirche unternehmen, auch nur halb so viel die Verhältnisse an sich zu ziehen, so würde sie auf allen Seiten Hindernissen und Gegenwirkungen begegnen.

Ungeachtet aller Freiheiten, die überall ausgerufen werden, flüchten wir in allem zur Botmässigkeit des Staats. Wir fordern von der Obrigkeit Gesetze, Massregeln für jede besondere Erscheinung unseres öffentlichen Lebens. Viele verlangen formell Konzentrierung und übereinstimmende Formierung des individuellen Lebens durch den Staat. Sobald irgend jemandem der Schuh ein wenig drückt, — erschallt der Ruf: „Der Staat muss eintreten“; wo zwei, drei über Belästigung klagen, wird eine Klage, ein Bittschreiben bei der Obrigkeit eingereicht. In früherer Zeit würde man sich vielleicht an die Kirche gewandt haben. Der Gedanke, dass alles private Leben in dem öffentlichen aufgehen soll, jedes öffentliche Leben aber sich im Staate konzentrieren und vom Staate verwaltet werden soll, ist die Hauptbewegungsidee des Sozialismus, und da dieser Gedanke in klarer oder unklarer Vorstellung sich sogar in den festesten Köpfen eingenistet hat, so ist auch der allergewöhnlichste Mensch unbewusst durch irgend etwas mit dem Sozialismus verbunden.

Man kann nicht verkennen, dass auch selbst das Verhältnis der Kirche zur Gesellschaft der Gläubigen, die den Kirchenbund bildet, sich verändert hat. Heutigen Tages dürften auch die Gläubigen sich nicht zufrieden geben mit der Wiederherstellung der alten Verhältnisse der Kirche zu ihren Kindern, mit einer Einmischung der Kirche in das private und Familienleben, in das öffentliche Sein, in die Politik und in die Gemeindeverwaltung. Der Staat erlässt jetzt Gesetz auf Gesetz: die Kirche kann heute nicht nur keine neuen Lehrsätze aufstellen, sondern auch nicht so

formell und streng, wie früher, auf der Deutung und Verwirklichung ihrer Lehren bestehen.

Mithin erscheint die Kirche augenscheinlich kraftlos im Vergleich mit der bis zu ungeheueren Dimensionen heranwachsenden Macht des Staates. Aber in Wahrheit ist es nicht an dem; denn die Kirche stützt sich auf die geistlichen Kräfte im Volke.

IV.

Das allerälteste und bekannteste System der Beziehungen zwischen Kirche und Staat ist das System der anerkannten oder Staatskirche. Der Staat erkennt aus der Zahl aller religiösen Bekenntnisse eines an, als wahren Glauben, und unterstützt und beschützt ausnahmslos eine Kirche, zum Nachteil aller übrigen Kirchen und religiösen Bekenntnisse. Dieses Praejudiz bedeutet im allgemeinen, dass alle übrigen Kirchen nicht als wahre oder völlig wahre anerkannt werden; aber in der Wirklichkeit wird es in verschiedener Form ausgedrückt, durch eine Menge verschiedener Abstufungen, und von der Verweigerung der Anerkennung und Expropriierung an, führt es zuweilen bis zur Verfolgung. Bei der Anwendung dieses Systems unterliegen die fremden Bekenntnisse jedenfalls einer mehr oder weniger bedeutenden Schmälerung der Ehre, des Rechtes und der Vorzüge, im Verhältnisse zu dem eigenen, herrschenden Glaubensbekenntnis. Der Staat kann nicht Vertreter allein der materiellen Interessen der Gesellschaft sein; in solchem Falle würde er sich selbst die geistliche Macht nehmen und der geistlichen Einigung mit dem Volke entsagen. Der Staat ist um so stärker und seine Bedeutung um so grösser, je deutlicher

in ihm das Geistliche vertreten erscheint. Nur unter dieser Bedingung wird im Volke und im bürgerlichen Leben das Gefühl des Rechtes, die Achtung vor dem Gesetze und das Vertrauen zur Staatsgewalt unterhalten und befestigt. Das Prinzip der staatlichen Einheit, das des Staatswohls, des Staatsvorteils, selbst das Sittlichkeitsprinzip an und für sich genügt nicht zur Befestigung einer dauerhaften Verbindung zwischen Volk und Staatsgewalt. Auch das Sittlichkeitsprinzip bleibt nicht widerstandsfähig, nicht dauerhaft, entbehrt der Grundwurzel, wenn es der religiösen Sanktion entbehrt. Diese zentrale Sammelkraft wird zweifellos einem Staate genommen, der im Namen eines unparteiischen Verhaltens zu allen religiösen Bekenntnissen, sich selbst von allem und jeglichem Glauben lossagt. Das Vertrauen der Volksmasse zu den Führern ist auf den Glauben gegründet, d. h. nicht allein auf die Glaubenseinheit des Volkes und der Obrigkeit, sondern auch auf der einfachen Überzeugung, dass die Obrigkeit sich zu einem Glauben bekennt und nach diesem Glauben handelt. Daher haben selbst Heiden und Muhamedaner mehr Zutrauen und mehr Achtung vor einer Obrigkeit, die auf den festen Prinzipien eines Glaubens steht — welcher Art er auch sei, als zu einer Obrigkeit, welche sich zu keinem Glauben bekennt und alle Bekenntnisse in gleicher Weise behandelt.

Das ist unstreitig der Vorzug dieses Systems. Aber im Laufe der Jahrhunderte haben sich die Verhältnisse geändert, unter denen dieses System seinen Anfang nahm und neue Verhältnisse sind entstanden, unter denen seine Thätigkeit schwieriger als früher geworden ist. Zu der Zeit, als die ersten Anfänge der europäischen Zivilisation und Politik gelegt wurden, bestand die Stärke des christlichen Staates in dem vollständigen und unzertrennbaren Bündnisse mit der einigen, christlichen Kirche. Später zerfiel in der

christlichen Kirche selbst die anfängliche Einheit in vielfältige Lehren und Glaubensanschauungen, von denen eine jede sich die Bedeutung der einigen wahrhaften Lehre und der einigen wahren Kirche anmasste. Auf diese Weise fand der Staat sich vor mehrere verschiedenartige Glaubenslehren gestellt, zu denen sich mit der Zeit die Teile der Volksmasse bekannte. Mit der Störung der Einheit und Ganzheit des Glaubens kann eine Periode eintreten, in der die herrschende, vom Staate gestützte Kirche zur Kirche einer unbedeutenden Minderheit wird und selbst die Teilnahme des Volkes an ihr nachlässt, oder aber das Mitgefühl der Volksmasse für sie sich vollständig verliert. Alsdann können bedeutende Schwierigkeiten entstehen bei der Feststellung der Beziehungen zwischen dem Staate und seiner Kirche und den Kirchen, zu denen die Mehrheit des Volkes gehört.

V.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts tritt im Westen Europas eine Wendung ein vom alten System zum System der Gleichheit der christlichen Glaubensbekenntnisse von dem Staate, jedoch mit Fernhaltung von dieser Gleichheit der Sektierer und Juden. Der Staat erkennt das Christentum an, als wesentliches Fundament seines Seins und der öffentlichen Ordnung, und die Zugehörigkeit zu dem oder jenem Glauben ist für jeden Bürger Bedingung.

Vom Jahre 1848 ab verändert sich dieses Verhältnis des Staates zur Kirche wesentlich: Die einbrechenden Wogen des Liberalismus zerreissen den alten Damm und drohen die alten Fundamente des christlichen Staates zu zerstören. Man verkündigt die Befreiung des Staates von der Kirche —

mit der Kirche hat er nichts mehr zu schaffen. Ebenso wird die Trennung der Kirche vom Staate verkündigt: jedem ist überlassen zu glauben wie ihm beliebt, oder — an nichts zu glauben. Als Symbol dieser Doktrine dienen die durch das Frankfurter Parlament der Jahre 1848/49 verkündigten Grundrechte*). Wenngleich dieselben auch bald aufhörten für in Kraft stehende Gesetze zu gelten, so dienten dieselben und dienen noch heute der neusten Gesetzgebung des europäischen Westens als Ideal zur Ausführung liberaler Grundbegriffe. Mit ihnen übereinstimmend gestaltet sich jetzt überall die Gesetzgebung. Die politischen und bürgerlichen Rechte werden getrennt vom Glauben und von der Zugehörigkeit zu dieser oder jener Kirche oder Sekte. Der Staat fragt niemanden mehr um seinen Glauben. Die Kirche wird beseitigt bei der Eheschliessung und bei der Führung der Standesregister. Unbeschränkte Freiheit gemischter Ehe wird verkündigt und das kirchliche Prinzip der Untrennbarkeit der Ehe wird vernichtet durch Erleichterung der den kirchlichen Gerichten entzogenen Ehescheidung.

In Anbetracht aller dieser Veränderungen — die, im heutigen offiziellen Frankreich bis zur Verneinung des Glaubens und bis zur Vergewaltigung gegen das kirchliche Bekenntnis sich erstrecken, ist es wohl erlaubt zu fragen: kann man den neuesten Staat als einen christlichen Staat anerkennen? Aber hier zeigt sich dieselbe Inkonsequenz, die wir im Individuum beobachten, das sich vom Christentum losgesagt hat und doch gleichzeitig ein Leben führt, das alle christlichen Grundsätze wiederspiegelt. Dem ähnlich sehen wir, dass auch der neueste Staat, nachdem er sich von der organischen Verbindung mit der christlichen Kirche los-

*) Im Original deutsch.

gesagt hat, nicht geraten kann, ohne die Formen und Gebräuche, die das christliche Bekenntnis voraussetzt. Die Kirchen mit ihren Dienern werden aus dem Staatsbudget unterhalten, den Soldatenregimentern werden Seelenhirten zugeteilt, christliche Feiertage behaupten ihre Bedeutung als bürgerliche Feiertage, im Staatsdienste, in den Gerichten behält der Schwur seine bindende Kraft. In Deutschland giebt es schon keine Staatskirche mehr und doch gehört dem Oberhaupte der Staatsgewalt die „Kirchen-Hoheit"*) der evangelischen Kirche, und im Parlamente, wie in allen öffentlichen Angelegenheiten muss der Staat mit den Parteien dieses oder jenes Glaubensbekenntnisses rechnen. In England müssen, trotz der Gleichheit der Glaubensbekenntnisse auf liberaler Grundlage, nicht allein der König, sondern auch die Hauptstaatsdiener gesetzlich zur anglikanischen Kirche gehören. Der nordamerikanische Bund ist das Land der religiösen Gleichheit. Der Staat verkehrt mit jeder einzelnen Kirche, mit jeder religiösen Gemeinde nicht anders, als mit einer privaten Korporation. In den vom Staate verwalteten Schulen ist Religionsunterricht und obligatorisches Lesen der Bibel nicht gestattet. Und bei allem dem eröffnet der Kongress seine Sitzungen mit einem Gebete unter Mitwirkung eines Geistlichen. Geistliche werden vom Staate bei der Armee und bei der Flotte unterhalten. Der Präsident macht von Zeit zu Zeit bestimmte Tage bekannt zum Dankgottesdienst und zur Busse. Die Heiligkeit des Sonntags ist durch strenge Gesetze geschützt. In einigen Staaten bestehen strenge Strafen für Schwören und Gotteslästerung.

Folgt daraus nicht, dass der glaubenslose Staat nichts anderes ist, als eine Utopie, die zu verwirklichen unmöglich ist; denn der Unglaube ist die direkte Verneinung des

---

*) Im Original deutsch.

Staates. Die Religion und das Christentum namentlich, ist das geistliche Fundament jedes Rechtes im staatlichen und bürgerlichen Leben und jeder wahren Kultur.

Daher sehen wir die der öffentlichen Ordnung aller feindlichsten politischen Parteien, die Parteien der radikalen Verneinung des Staates, allem voraus erklären, dass Religion eine durchaus persönliche, private Angelegenheit sei, nur persönliche und private Bedeutung habe.

Das System einer freien Kirche im freien Staate ist theorethisch vorläufig auf abstrakte Grundsätze basiert. Als Grund für dasselbe ist nicht das Prinzip des Glaubens, sondern das Prinzip des religiösen Indifferentismus gelegt, oder der Gleichgültigkeit im Glauben und ist mit Lehren in notwendige Verbindung gebracht, die nicht selten nicht Toleranz und Achtung vor dem Glauben predigen, sondern offene oder unverstandene Geringschätzung des Glaubens, als einem überstandenen Momente der psychischen Entwickelung im persönlichen und nationalen Leben. In dem abstrakten Aufbau dieses Systems, das eine Frucht des neuesten Rationalismus ist, erscheint die Kirche auch als abstrakt konstruierte, politische Einrichtung mit bestimmtem Zwecke, oder als zu bestimmtem Zwecke gegründete, private Gesellschaft, in der Art anderer vom Staate anerkannter Korporationen. Die Erkenntnis dieses Zweckes selbst erscheint auch als eine abstrakte, denn in ihr spiegeln sich die verschiedenen, mit dieser oder jener Lehre über Glaubensvorstellungen verbundene Schattierungen, von der abstrakten Achtung vor dem Glauben als höchstes Moment des seelischen Lebens an bis zur fanatischen Verachtung des Glaubens, als tiefstes Moment und als Anfang des Übels und des Verfalls. Mithin erscheint schon auf den ersten Blick im Aufbau dieses Systems die Zweideutigkeit und Unklarheit der Grundprinzipien und Vorstellungen.

Was aus diesem System in der Praxis entstehen kann, das wird die Erfahrung der Zeiten und Generationen zeigen. Bis jetzt haben wir eine fast nichtige Erfahrung vor uns, wenn wir sie vergleichen mit der Erfahrung vieler Jahrhunderte, in deren Laufe das erste System wirkte und wirkt. Aber es ist nicht schwer vorauszusehen, dass die Wirkung des neuen Systems keine folgegerechte sein kann, da es nicht übereinstimmt mit den ersten Erfordernissen und Bedingungen der menschlichen Natur. Wie kategorisch auch aus abstrakter Lehre die Regel gezogen würde: „alle Kirchen und alle Glaubensbekenntnisse sind gleich; es ist gleichgültig was man glaubt," — mit solchem Zustande kann für sich selbst in der That keine Seele sich unbedingt einverstanden erklären, die in ihrem Innern einen Glauben bewahrt hat und ein Bedürfnis nach Glauben empfindet. Solch eine Seele antwortet im Innern bestimmt: „Ja, alle Glauben sind gleich, aber mein Glaube ist für mich der beste." Nehmen wir an, dass heute die allerstrengste und genaueste Gleichstellung aller Kirchen und aller Glaubensbekenntnisse vor dem Gesetze im Reiche ausgerufen würde. Morgen schon würden sich die Kennzeichen bemerkbar machen, nach denen man schliessen kann, dass die relative Kraft der Glaubensbekenntnisse durchaus nicht gleich ist; 30, 50 Jahre werden vergehen nach der Zeit der gesetzlichen Gleichstellung der Kirchen — und dann wird es sich erweisen, vielleicht allzu überraschend für die abstrakte Vorstellung, dass unter der Anzahl der Kirchen eine ist, die in Wirklichkeit einen überwiegenden Einfluss ausübt und die Geister und Entscheidungen beherrscht — entweder weil sie der kirchlichen Wahrheit näher steht, oder weil ihre Lehren und Gebräuche dem Charakter des Volkes entsprechen, oder weil ihre Organisation und Disciplin vollkommener sind und ihr mehr Mittel zur syste-

mathischen Thätigkeit bieten, oder weil aus ihrer Mitte mehr lebendige und glaubensstarke Führer hervorgegangen sind. Solcherlei Beispiele giebt es schon jetzt nicht wenig. Die Gesetzgebung Grossbritanniens hat die Gleichheit der Kirchen in Irland festgestellt. Folgt aber daraus, dass alle Kirchen gleich sind? In der That erhielt eben in dem Augenblicke der gesetzlichen Gleichstellung die katholische Kirche die vollkommene Möglichkeit, im ganzen Lande ihren überwiegenden Einfluss nicht allein auf einzelne Geister auszudehnen und zu befestigen, sondern auch auf alle politischen Einrichtungen im Lande — auf die Gerichte, auf die Verwaltung, auf die Schulen.

Der nordamerikanische Bund stellt als Grundbedingung seiner Einrichtung auf — mit dem Glauben nichts zu schaffen zu haben. Die Folge dieses Rechtszustandes in der Wirklichkeit ist, dass der römische Katholizismus nach und nach zur überwiegenden Kirche in den Vereinigten Staaten wird. Er geniesst in Nordamerika einer solchen freien Praeponderanz, wie in keinem europäischen Staate. Durch kein Verhältnis zum Staate beengt, keinerlei Kontrolle unterliegend, bestimmt der Papst in Nordamerika die Eparchien, ernennt die Bischöfe, gründet in Menge geistliche Orden und Klöster, bezieht nach und nach das ganze Territorium mit einem dichten Netze kirchlicher Agenten und Einrichtungen. Die sich jährlich durch anlangende neue Einwanderer vergrössernde Massen der Katholiken unter seinen Einfluss zwingend, zählt das Papsttum heute als sein — ein ganzes Viertel der sämtlichen Bevölkerung, gegenüber drei Viertel, die unter eine Menge von Sekten und Lehren verteilt sind. Die katholische Kirche gebraucht alle Mittel, um das Gesetz zu umgehen, und hat ihre Liegenschaften in riesigem Masse vergrössert. Schon befinden sich in vielen Staaten ganze Verwaltungen politischer

Art in ihren Händen und stehen unter ihrem Einflusse. Die ganze Verwaltung einiger grosser Städte hängt ausschliesslich von Katholiken ab. Die katholische Kirche verfügt über Millionen von Stimmen in einem Staate, in welchem die ganze Richtung der inneren und äusseren Politik von der Stimmenzahl abhängt. Zu allen diesen Erscheinungen verhält sich der Staat bis jetzt gleichgültig auf der Höhe seines Prinzipes der Gleichstellung der Kirchen und des religiösen Indifferentismus. Aber die kommenden Ereignisse werden zeigen, wie lange, selbst im nordamerikanischen Bunde, die neue, beliebte Theorie sich wird halten können.

Ihre Anhänger sagen wohl bis jetzt: Was geht dem Staate die Ungleichheit an, die nicht durch Privilegien entstehen, oder Beschränkungen, sondern in Folge innerer Kraft oder Kraftlosigkeit jeder Korporation? Das Gesetz kann solcher Ungleichheit nicht vorbeugen.

Aber das heisst Schwierigkeiten aus dem Wege gehen, sie nur in der Theorie lösend. Auf dem Papiere kann alles ausgeglichen, alles zum übereinstimmenden System gebracht werden. Auf dem Papiere lässt sich durch bestimmte Striche das Gebiet der politischen Thätigkeit von dem der geistlich-sittlichen scheiden und abgrenzen. In der Wirklichkeit aber ist das anders. Man kann nicht Menschen nur als geistige Maschinen betrachten, und mit ihnen verfahren, wie ein Heerführer mit Soldatenmassen, wenn er einen Schlachtplan aufstellt. Jeder Mensch birgt in sich eine Welt des geistlich sittlichen Lebens; aus dieser Welt entspringen die seine Thätigkeit in allen Lebenssphären bestimmenden Gründe, aber das Hauptsächliche, das Zentrale der Beweggründe entspringt aus dem Glauben, aus der Überzeugung von der Wahrheit. Nur eine von dem Leben geschiedene, oder das Leben nicht anerkennende Theorie

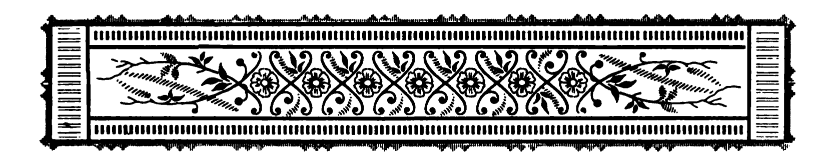
kann sich mit der ironischen Frage begnügen: „Was ist Wahrheit?" In der Seele eines Jeden und aller steht diese Frage als tiefste und ernsteste Frage des ganzen Lebens, nicht negative, sondern positive Antwort heischend.

Der „freie Staat" also kann wohl beschliessen, dass die „freie Kirche" nicht in seine Sphären gehöre; aber eine freie Kirche, wenn sie in der That auf Glauben gegründet ist, wird einen solchen Zustand nicht annehmen und in keine gleichgültige Stellung sich zu dem freien Staate stellen. Die Kirche kann ihres Einflusses auf das bürgerliche und öffentliche Leben nicht entsagen, und je rüstiger sie ist, je mehr innere Thatkraft sie in sich fühlt, desto unmöglicher ist ihr ein indifferentes Verhältnis zum Staate. Ein solches Verhältnis geht die Kirche nicht ein, wenn sie nicht gleichzeitig sich von ihrer göttlichen Berufung lossagt, so lange sie sich den Glauben und das an ihn gebundene Pflichtgefühl bewahrt. Auf der Kirche liegt die Pflicht des Belehrens und der Leitung, der Kirche gehört die Celebrierung der Sakramente und Gebräuche, von denen einige auch mit den wichtigsten Handlungen des bürgerlichen Lebens verbunden sind. In dieser Thätigkeit kommt die Kirche unausgesetzt notwendiger Weise in Berührung mit dem öffentlichen und dem bürgerlichen Leben (um nicht von anderen Fällen zu sprechen, genügt es auf die Fragen der Ehe und der Erziehung hinzuweisen). Mithin, in dem Masse wie der Staat, die Kirche von sich scheidend, seiner Führung ausschliesslich, die bürgerliche Seite solcher Handlungen vorbehält und die Leitung ihres geistlich-sittlichen Teiles von sich weist, tritt die Kirche notwendiger Weise in die vom Staate aufgegebene Verrichtung und bemächtigt sich in der Getrenntheit von ihm, nach und nach, vollständig und ausschliesslich des geistlich-

sittlichen Einflusses, welcher die unerlässliche und wirkliche Kraft auch des Staates ausmacht. Dem Staate verbleibt blos die materielle Gewalt und vielleicht die Verstandes-Kraft, aber weder diese noch jene genügt, wenn mit ihnen sich nicht die Glaubenskraft verbindet. Mithin wird nach und nach, anstatt der erwarteten Ausgleichung der Verrichtungen, im politischen Verbande des Staates und der Kirche, Ungleichheit und Widerspruch sich herausstellen. Jedenfalls ein normaler Zustand, der entweder zum wirklichen Übergewicht der Kirche über den scheinbar überwiegenden Staat, oder zur Revolution führen muss.

Solche wirkliche Gefahren birgt also in sich das von den liberalen Theoretikern gesprochene System der bestimmten Trennung der Kirche vom Staate. Das System der herrschenden oder anerkannten Kirche hat viele Unvollkommenheiten, ist mit einer Menge von Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten verbunden, schliesst auch die Möglichkeit von Zusammenstössen und Kämpfen nicht aus. Aber vergeblich meint man, es habe seine Zeit ausgelebt, Cavours Formel biete allein den Schlüssel zur Auflösung aller Schwierigkeiten der schwierigsten aller Fragen. Cavours Formel ist eine Frucht politischer Stubengelehrtheit, die Glaubensfragen nur als politische Fragen über Rechtsausgleichungen behandelt. Ihr fehlt die Tiefe des geistlichen Verständnisses, gleichwie der anderen, berühmten, noch jetzt auf leichtgläubigen Geistern als verhängnisvolle Bürde lastenden politischen Formel: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.“ In beiden Formeln irren die leidenschaftlichen Freiheitsverkünder, wähnend die Freiheit wurzle in der Gleichheit. Oder liegen etwa noch zu wenig bittere Erfahrungen vor zur Bestätigung dessen, dass Freiheit nicht abhängig ist von Gleichheit und dass Gleichheit keine Freiheit ist. Ein gleicher Irrtum wäre es,

vorauszusetzen, dass in der Gleichstellung der Kirchen und der Glaubensbekenntnisse vor dem Staate die Glaubensfreiheit selbst besteht und von dieser Gleichberechtigung abhänge. Die ganze Geschichte der letzten Zeit beweist, dass auch hierin Freiheit und Gleichheit nicht dasselbe bedeutet, und dass die Freiheit durchaus nicht von der Gleichheit abhängt.



Die neue Demokratie.

Was ist doch die Freiheit, welche die Geister unserer Zeit so bewegt, die so viele sinnlose Handlungen bewirkt, so viele sinnlose Reden halten lässt und das Volk so unglücklich macht? Die Freiheit im Sinne der Demokratie ist das Recht der politischen Gewalt oder mit anderen Worten: das Recht, an der Staatsregierung teilzunehmen. Dieses Streben aller und jedes nach der Teilnahme an der Regierung kann bis jetzt keinen richtigen Ausgang, keine festen Grenzen finden, aber es macht sich immer breiter und man kann von ihm sagen, was ein alter Dichter von der Wassersucht sagte: „Crescit indulgens sibi.“ Die neue Demokratie, ihre Fundamente erweiternd, stellt sich als nächstes Ziel das allgemeine Stimmrecht; — ein verhängnisvoller Irrtum, einer der allermerkwürdigsten in der Geschichte der Menschheit. Die politische Gewalt, nach der die Demokratie so leidenschaftlich strebt, wird in dieser Form in eine Menge Einheiten geteilt, und der Gewinn an Recht des einzelnen Bürgers ist ein unendlich kleiner Teil dieses Rechtes. Was kann er mit demselben anfangen, wozu es verwenden? Als Kernthat ergiebt sich zweifellos, dass die Demokratie mit der Erreichung dieses Zieles ihre heilige Formel der untrennbar mit der Gleichheit verbundenen Freiheit Lügen straft. Es folgt daraus, dass

mit dieser scheinbar das Gleichgewicht herstellenden Verteilung der Freiheit unter alle und jeden eine vollkommene Verletzung der Gleichheit oder die reinste Ungleichheit verbunden ist. Jede Stimme blos ein winziges Fragment einer Kraft darstellend, wird an und für sich bedeutungslos; eine verhältnismässige Bedeutung kann nur eine gewisse Anzahl von Stimmen oder eine Gruppe haben. Es findet eine Erscheinung statt, ähnlich der in Versammlungen anonymer oder Aktiengesellschaften. Die Einheiten an und für sich sind ohnmächtig, wer es aber versteht, die grösste Anzahl dieser Kraftfragmente für sich zu sammeln, wird Herr der Kraft, mithin Herr der Verwaltung und Bestimmer des Willens. Worin besteht denn also, fragt man, der wirkliche Vorzug der Demokratie vor anderen Regierungsformen? Immer wird derjenige Herr der Regierung, der sich als stärker erweist: in dem einen Falle ein glücklicher und entschlossener General, in dem anderen — ein Monarch, ein Administrator — alle aber durch Gewandtheit, Geschicklichkeit, klarem Operationsplane und unbeugsamem Willen. Gewandte Stimmensammler werden bei der demokratischen Regierungsweise mit ihren Parteigängern Führer, die als geschickte Maschinisten hinter den Coulissen die Drähte handhaben, welche die Docken auf der Schaubühne der demokratischen Wahlen in Bewegung setzen. Leute solchen Schlages treten hervor mit tönenden Reden über Gleichheit, im wesentlichen aber stehen sie zu den das Volk bildenden Bürgern in dem nämlichen Herrscherverhältnisse wie jeder beliebige Despot oder militärische Diktator. Die Demokratie hält die Erweiterung des Wahlrechts für Fortschritt, für Eroberung der Freiheit; die Theorie der Demokratie folgert, dass, je grösser die Menschenmenge ist, die zur Teilnahme an dem politischen Rechte berufen wird, desto grösser wird die Wahrscheinlichkeit, dass alle dieses

echt im Interesse des allgemeinen Wohles für alle und
r Bethätigung der allgemeinen Freiheit benutzen werden.
ie Erfahrung beweist ganz das Gegenteil. Die Geschichte
ezeugt, dass die allerwesentlichsten, für das Volk frucht-
arsten und dauerhaftesten Massregeln und Umgestaltungen
ervorgegangen sind — aus dem zentralen Willen von
taatsmännern oder aus einer durch hohe Ideen und tiefe
enntnisse erleuchteten Minorität; dass, dem entgegengesetzt,
nit der Ausdehnung des Wahlprinzips eine Verflachung
er Staatsidee und eine Vulgarisierung der Ansichten der
Vählermenge entstand; dass — in grossen Staaten — diese
usdehnung entweder aus versteckten Zielen zur Zentralisa-
ion der Gewalt eingeführt wurde oder von selbst zur
Diktatur führte. In Frankreich wurde das allgemeine
Stimmrecht zu Ende des vorigen Jahrhunderts aufgehoben,
mit dem Aufhören des Terrorismus danach wurde es zwei-
mal wieder aufgerichtet, um auf ihm die Autokratie der
beiden Napoleone zu begründen. In Deutschland hatte die
Einführung des allgemeinen Stimmrechts zweifellos zum
Ziele — die Zentralgewalt des berühmten Staatsmannes zu
befestigen, der sich durch die ungeheuren Erfolge seiner
Politik eine gewaltige Popularität erworben hatte. . . Was
nach ihm werden wird, ist Gott allein bekannt.

Das Spiel des Stimmenhaschens unter der Fahne der Demokratie ist in unserer Zeit in fast allen europäischen Staaten eine gewöhnliche Erscheinung — und vor allem scheint es, ist seine Falschheit entlarvt. Dennoch wagt niemand, dieser Lüge offen entgegenzutreten. Das unglückliche Volk trägt die Last; die Zeitungen aber, die Ausrufer der scheinbar öffentlichen Meinung, ersticken das Wehklagen des Volkes mit ihrem Geschrei: „Gross ist die Diana der Epheser!“

Aber dem nicht vorurteilsfreien Verstande erscheint es klar, dass dieses ganze Spiel nichts anderes ist, als Partei-

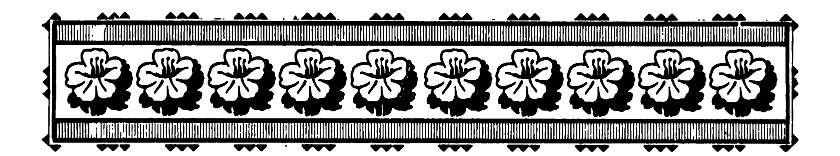
streit und Parteigedränge und Fälschung von Zahlen und Namen. Die Stimmen — an und für sich winzige Einheiten — erhalten Wert in den Händen gewandter Agenten. Ihr Wert wird auf verschiedene Weise realisiert, vor allem durch Bestechung in den mannigfaltigsten Gestalten, — von kleinen Geschenken an bis zur Verteilung einträglicher Stellen bei der Steuer, der Finanzverwaltung und anderen Behörden. Nach und nach entsteht ein ganzes Kontingent von Wählern, die gewohnt sind, vom Verkauf der Stimmen oder von ihrer Agentur zu leben. Das geht so weit — wie zum Beispiel in Frankreich —, dass ernste, vernünftige, arbeitsame Bürger in bedeutender Menge sich von den Wahlen ganz entfernt halten, weil sie die vollkommene Unmöglichkeit fühlen, gegen eine Bande politischer Wühler anzukämpfen. In gleicher Weise wie Bestechungen werden Zwang und Drohungen angewandt, Wahlterrore werden organisiert, durch welche die Bande ihren Kandidaten mit Gewalt durchbringt. Die stürmischen Auftritte von Wählerversammlungen, in denen Waffen gebraucht werden und wo auf dem Schlachtfelde Tote und Verwundete bleiben, sind bekannt.

Parteiorganisation und Bestechungen, das sind die beiden gewaltigen Mittel, welche mit solchem Erfolg zur Bearbeitung der im politischen Leben stimmberechtigten Wählermasse gebraucht werden. Diese Mittel sind nicht neu. Thucydides schon beschreibt mit grellen Farben die Wirkung dieser Mittel in den alten griechischen Republiken. Die Geschichte der römischen Republik zeigt wahrhaft ungeheuerliche Beispiele von Bestechung, welche das gewöhnliche Werkzeug der Parteien bei den Wahlen bildeten. Unsere Zeit hat aber noch ein neues Mittel ersonnen, um die Massen zu politischen Zwecken zu mischen und Menschenmengen in zufällige Vereinigung zu verbinden, indem ihnen

der Glaube an eine vermeintliche Meinungsübereinstimmung beigebracht wird. Dieses Mittel, das man mit einem politischen Volteschlagen vergleichen kann, besteht in der Kunst, schnell und gewandt Ideen zu verallgemeinern, Phrasen und Formeln zusammenzustellen, die dem Publikum mit dem äussersten Selbstvertrauen einer festen Überzeugung vorgetragen werden, als allerletzte Erkenntnis der Wissenschaft, als Dogma der politischen Lehre, als Charakteristik der Ereignisse, der Personen und Einrichtungen. Ehemals galt das Vermögen, Thatsachen zu analysieren und aus ihnen auf allgemeine Prinzipien zu folgern, als nicht vielen erleuchteten Geistern und tiefen Denkern eigen: heute gilt es für allgemeine Errungenschaft, und allgemeine Phrasen politischen Inhalts scheinen unter dem Namen Überzeugung zur Scheidemünze geworden zu sein, welche von den Zeitungen und von Politikrednern geschlagen wird.

Die Fähigkeit, allgemeine Folgerungen schnell zu fassen und auf Treu und Glauben anzunehmen, hat sich unter dem Namen Überzeugung in der Menge verbreitet und namentlich ungenügend oder oberflächlich gebildeten Leuten infiziert, welche überall die Majorität ausmachen. Dieser Neigung der Masse bedienen sich mit Erfolg die zur Macht sich drängenden Politiker: die Kunst der Verallgemeinerung dient ihnen als handlichstes Mittel. Alle Verallgemeinerung geht auf dem Wege der Abstraktion (Abziehen der Gedanken, Zerstreuung) vor sich: aus einer Menge von Thatsachen werden die nicht zur Sache gehörenden ganz beseitigt, die anderen aber, die zur Sache gehören, werden gruppiert und aus ihnen wird die allgemeine Formel gezogen. Es ist augenscheinlich, dass hierbei aller Wert, d. h. alle Wahrheit und Richtigkeit dieser Formel davon abhängt, welchen Grad von Bedeutung die Facta haben, aus denen sie gezogen sind und wie unwichtig die Facta

waren, welche dabei, als nicht zur Sache gehörig, beseitigt wurden. Die Schnelligkeit und Leichtigkeit, mit denen heutigen Tages allgemeine Schlüsse gezogen werden, wird begreiflich durch die in diesem Prozesse äusserste Rücksichtslosigkeit in der Zusammenstellung der passenden Facta und ihrer Verallgemeinerung. Daher der ungeheure Erfolg der Politikredner und die erstaunenswerte Wirkung der in die Masse geschleuderten allgemeinen Phrasen. Die Menge wird schnell hingerissen durch allgemeine, in tönende Phrasen gekleidete Sätze, durch Schlüsse und Regeln, die einer Kontrolle zu unterziehen ihr auch nicht in den Sinn kommt, weil eine solche ihr nicht zugänglich ist. So entsteht eine Einigkeit in den Meinungen, zwar eine vermeintliche, eingebildete, die aber nichtsdestoweniger entschiedene Resultate erzielt. Das heisst dann — Volkesstimme, mit dem Zusatze Gottesstimme. Trauriger, jammervoller Irrtum. Die Leichtigkeit der Erregung durch allgemeine Sätze führt überall zu der äussersten Demoralisation des allgemeinen Gedankens, zur Schwächung des politischen Sinnes der ganzen Nation. Das heutige Frankreich bietet ein auffallendes Beispiel solcher Hinfälligkeit, und dieselbe Krankheit infiziert auch schon England. . . .



Die grosse Lüge unserer Zeit.

Was auf Lüge gegründet ist, kann nicht recht sein. Eine auf falschem Prinzip gegründete Einrichtung kann nicht anders sein als falsch. Das ist eine Wahrheit, welche die bittere Erfahrung der Jahrhunderte und der Generationen beweist.

Einer der lügnerischsten politischen Grundsätze ist das Prinzip von der Herrschaft des Volkes, jene leider seit der französischen Revolution festgewurzelte Idee, dass jede Gewalt vom Volke ausgeht und ihren Grund in dem Volkswillen hat. Hieraus entspringt die Theorie des Parlamentarismus, welche bis jetzt die Masse der sogenannten Gebildeten irregeleitet — und zum Unglück in thörichte, russische Köpfe gedrungen ist. Sie fährt noch fort, mit der Hartnäckigkeit des beschränkten Fanatismus sich in den Köpfen zu halten, obgleich ihre Unwahrheit mit jedem Tage vor der ganzen Welt immer klarer zu Tage tritt.

Worin besteht die Theorie des Parlamentarismus? Es wird angenommen, dass das ganze Volk in den Volksversammlungen sich Gesetze giebt, Beamte wählt, also unmittelbar seinen Willen bekundet und ihn zur Wirkung bringt. Das ist die ideale Vorstellung. Ihre direkte Verwirklichung ist unmöglich. Die historische Entwicklung der

Gesellschaft führt dazu, dass die örtlichen Verbindungen sich vermehren und komplizierter werden, gesonderte Stämme vereinigen sich zu einem Volke oder gruppieren sich im Sprachen-Konglomerate unter einer Reichsfahne, endlich wächst das Reichsgebiet ohne Ende: eine unmittelbare Volksregierung ist unter solchen Umständen undenkbar. Das Volk muss mithin sein Machtrecht auf eine gewisse Anzahl Wahlmänner übertragen und sie mit obrigkeitlicher Autonomie bekleiden. Diese Wahlmänner können ihrerseits nicht unmittelbar regieren und sind gezwungen, eine noch kleinere Anzahl von Vertrauensmännern zu wählen, — die Minister, denen die Vorbereitung und Anwendung der Gesetze, die Verteilung und Einnahme der Steuern, die Anstellung der untergeordneten Beamten, die Verfügung über die Kriegsmacht überlassen bleibt.

In der Idee ist der Mechanismus übereinstimmend, aber damit er wirke, sind einige wesentliche Bedingungen notwendig. Der Maschinenarbeit liegt der Verlass auf ununterbrochen wirkende und vollständig gleiche, also unpersönliche Kräfte zu Grunde. Auch dieser Mechanismus könnte erfolgreich wirken, wenn die vom Volke bevollmächtigten Personen von ihrer Persönlichkeit sich vollständig zu trennen vermöchten; wenn auf den Parlamentsbänken mechanische Vollzieher des ihnen gegebenen Auftrages sässen; wenn auch die Minister unpersönliche, mechanische Vollstrecker des Willens der Mehrheit wären; wenn dabei zu Vertretern des Volksstaates Persönlichkeiten gewählt würden, die fähig wären, das ihnen erteilte, mathematisch genau ausgedrückte Programm für ihre Handlungsweise vollständig zu verstehen und gewissenhaft auszuführen. Unter solchen Bedingungen würde die Maschine allerdings gut arbeiten und den Zweck erreichen. Die Verwaltung würde wirklich von dem Parlamente ausgehen; der Stützpunkt des

Staatsgebäudes läge wirklich in der Wahlversammlung, und jeder Bürger würde augenscheinlich und bewusst an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten teilnehmen.

Das ist die Theorie. Betrachten wir aber die Ausführung. In den allerklassischsten Ländern des Parlamentarismus erfüllt er nicht eine einzige der obengenannten Bedingungen. Die Wahlen drücken in keiner Hinsicht den Willen der Wähler aus. Die Volksvertreter lassen sich in keiner Weise durch die Ansichten und Meinungen der Wähler beirren, sondern werden geleitet durch eigene, willkürliche Ansichten oder durch von der Taktik der Gegenpartei abhängige Berechnung. Die Minister sind in der That unumschränkt und eher zwingen sie das Parlament, als dass das Parlament sie zwingt. Sie gelangen zur Macht und werden der Macht enthoben, nicht kraft des Volkswillens, sondern weil ein mächtiger persönlicher Einfluss oder der Einfluss einer starken Partei ihnen die Macht erteilt und nimmt. Sie verfügen nach ihrem Gutdünken über alle Kräfte und Einkünfte der Nation, erteilen Vorrechte und Begünstigungen, unterhalten eine Menge müssiger Menschen aus dem Volksbeutel, — und dabei fürchten sie keine Rüge, so lange sie die Stimmenmehrheit im Parlament haben, die Majorität aber erhalten sie sich durch Spendung jeglichen Abfalles von der reichlichen Tafel, über welche sie der Staat verfügen lässt. In der That sind die Minister ebenso unverantwortlich, als auch die Volksvertreter. Fehler, Missbräuche, Willkür sind tägliche Erscheinungen in der Verwaltung der Minister, aber wie oft vernimmt man denn von ernster Verantwortlichkeit eines Ministers. Alle fünfzig Jahre vielleicht, hört man in der Regel, dass über einen Minister Gericht gehalten wird, und meistens ist das Resultat des Gerichtes winzig — im Vergleich zu dem Lärm und dem Aufwande des feierlichen Verfahrens.

Würde eine richtige Erklärung des Wortes Parlament gefordert, so müsste sie heissen: Das Parlament ist eine Einrichtung zur Befriedigung des persönlichen Ehrgeizes, der Eitelkeit und der persönlichen Interessen der Abgeordneten. Diese Einrichtung ist nicht der letzte Beweis der Selbsttäuschung des menschlichen Geistes. Im Laufe der Jahrhunderte unter dem Drucke der unumschränkten Gewalt der Herrschaft des einzelnen und der Oligarchie leidend, und nicht einsehend, dass die Laster der Alleinherrschaft die Laster der Gesellschaft selbst sind, welche unter ihr lebten, legten die Verstandsmenschen und die Gelehrten alle Schuld des Elendes auf ihre Gebieter und auf die Form der Regierung und meinten durch die Vertauschung dieser Form gegen die Form der Volksregierung oder der Regierung durch Vertreter das Volk von seiner Not und dem auf ihm liegenden Zwange befreien zu können. Was war aber das Resultat? Es ergab sich, dass, mutato nomine, alles im wesentlichen blieb wie früher, und die Menschen, bei den Schwächen und Fehlern ihrer Natur verharrend, auf die neue Form alle ihre früheren Gewohnheiten und Neigungen übertrugen. Wie früher regiert sie der persönliche Wille und der Eigennutz privilegierter Menschen; nur dass dieser persönliche Wille nicht mehr in der Person des Monarchen zur Äusserung gelangt, sondern in der Person des Parteiführers, und nicht mehr die Geburtsaristokratie die privilegierte Stellung einnimmt, sondern die im Parlament und in der Regierung herrschende Majorität.

An dem Giebel des Gebäudes prangt die Inschrift: „Alles für das öffentliche Wohl". Das ist aber nichts als eine ganz lügnerische Formel. Der Parlamentarismus ist der Triumph der Selbstsucht, ihre höchste Äusserung. Alles ist hier auf das Fröhnen dem eigenen Ich berechnet. Nach dem Sinne der Parlamentsfiktion entsagt der Vertreter in

seinem Berufe seiner Persönlichkeit und soll als Ausdruck des Willens und der Meinung seiner Wähler stimmen; in der That aber entsagen die Wähler, durch den Wahlakt selbst, aller ihrer Rechte zu Gunsten des gewählten Vertreters. Vor den Wahlen bezieht sich der Kandidat unausgesetzt auf die obenerwähnte Fiktion: er spricht nur vom öffentlichen Wohle, er ist nichts anderes, als der Diener und Leidträger des Volkes, er denkt nicht an sich und vergisst sich und seine Interessen um des öffentlichen Interesses willen. Und alles das sind nur Worte, Worte, nichts als Worte, provisorische Stufen der Leiter, die er baut, um dahin zu gelangen, wohin er will, um dann die unnötig gewordenen Stufen wegzuwerfen. Dann wird schon nicht er mehr für das Volk arbeiten, sondern das Volk wird zum Werkzeuge für seine Ziele. Die Wähler werden ohne denn zur Herde, — zur Stimmenschur und die Besitzer dieser Herde gleichen in der That den reichen Nomaden, denen die Herde das Kapital, der Grund der Macht und der Bedeutung in der Gesellschaft ist. So, hoch vervollkommnend, entwickelt sich eine ganze Kunst des Spieles mit den Instinkten und Leidenschaften der Menge, um die persönlichen (eigennützigen?) Ziele des Ehrgeizes und der Macht zu erreichen. Danach verliert diese Menge jede Bedeutung für den Vertreter, den sie wählte, bis es von neuem nötig wird, auf sie zu warten: dann werden von neuem die schmeichlerischen, unwahren Phrasen losgelassen, — den einen zum Gefallen, den andern zur Drohung: eine lange, endlose Kette gleichartiger Handgriffe, die den Mechanismus des Parlamentarismus bilden. Und diese Wahlkomödie führt fort bis jetzt die Menschheit zu täuschen und als die das Staatsgebäude krönende Einrichtung zu gelten. — — — — Klägliche Menschheit! Man kann wahrlich sagen: mundus vult decijei — decijei atur.

Das Wahlprinzip wird auf folgende Weise praktiziert. Der ehrsüchtige Bewerber tritt selbst vor seine Mitbürger und bemüht sich auf jede Art und Weise sie zu überzeugen, dass er mehr als irgend ein anderer ihres Vertrauens würdig ist. Welche Gründe bewegen ihn, als Bewerber aufzutreten? Es ist schwer zu glauben, dass das aus uneigennützigem Eifer um das öffentliche Wohl geschähe. Im Allgemeinen sind in unserer Zeit die Menschen selten, welche, durchdrungen vom Gefühle der Solidarität mit dem Volke, bereit sind zur Arbeit und Aufopferung für das öffentliche Wohl. Das sind ideale Naturen; solche Naturen neigen wenig dazu mit der Trivialität des irdischen Lebens in Berührung zu kommen. Wer, im Bewusstsein der Pflicht zu uneigennützigen Dienste dem öffentlichen Wohle befähigt ist, der bemüht sich nicht um Stimmen, der wird nicht lauhe und triviale Phrasen aneinander reihend sein eigenes Lob auf den Wahlversammlungen singen. Solch ein Mensch erschliesst sich und seine Kräfte in seinem Arbeitswinkel, oder in dem engen Kreise gleichdenkender Menschen und geht nicht auf dem lärmenden Markt, um Popularität zu suchen. Solche Menschen treten nicht zum Haufen, um ihm zu schmeicheln, noch um sich nach seinen gemeinen Neigungen und Instinkten zu richten, sondern höchstens um die Laster des menschlichen Daseins und die Lüge der menschlichen Sitten zu entlarven. Den besten Menschen, den Menschen der Pflicht und Ehre, widerstrebt die Wahlprozedur: nur eigennützige, egoistische Naturen, die ihre selbstischen Ziele erreichen wollen, wenden sich von ihm nicht ab. Solchen Menschen macht es keine Anstrengung, die Maske des Eifers für das Volkswohl vorzulegen, nur um die Volksgunst zu gewinnen. Er soll und kann nicht bescheiden bleiben, — weil er in der Bescheidenheit unbemerkt bleiben und man

über ihn nicht sprechen würde. Durch seine Lage und die Rolle, die er übernimmt, wird er gezwungen, zu heucheln und unwahr zu sein: mit Menschen, welche ihm widrig sind, muss er wider Willen verkehren, sich gemein machen, ihnen schmeicheln, um ihr Wohlwollen zu gewinnen, muss Versprechungen erteilen mit der Überzeugung, dass er sie nachher nicht erfüllen wird, er muss den gemeinsten Neigungen und Vorurteilen der Massen schmeicheln, um die Mehrheit für sich zu gewinnen. Welche ehrliche Natur wird sich entschliessen, solche Rolle zu übernehmen? Zeichnet sie in einem Romane — den Leser wird sie anwidern; aber derselbe Leser giebt seine Stimme bei den Wahlen dem lebenden Künstler in derselben Rolle.

Die Wahlen sind eine Kunst, die, wie die Kriegskunst, ihre eigene Strategie und Taktik besitzt. Der Kandidat steht nicht in direktem Verkehr mit seinen Wählern. Zwischen ihm und den Wählern vermittelt das Komitee, eine autokephalische Einrichtung, deren Hauptkraft die Unverschämtheit ist. Der Wahlbewerber, wenn er noch keinen Namen führt, fängt damit an, um sich einen Kreis von Freunden und Helfershelfern auszulesen; danach stellen alle zusammen ihre Netze aus, das heisst, sie suchen unter den Ortshonoratioren reiche und nicht weitsehende Leute aus und bringen es fertig, diese zu überzeugen, dass es ihre Sache, ihr Recht und ihr Vorrecht ist, sich an die Spitze zu stellen als — Leiter der öffentlichen Meinung. Es finden sich immer beschränkte oder naive Leute genug, die auf diese Angel gehen, — und alsbald erscheint in den Zeitungen und als Plakat an den Marktsäulen ein Aufruf, welcher die Menge anzieht, die immer geneigt ist, Namen, Titeln und Reichtum zu folgen. Auf solche Weise wird das leitende und der Wahlen sich bemächtigende Komitee gebildet, — eine Art Aktiengesellschaft, die durch die

Gründer ins Leben gerufen wird. Das Komitee wird mit überlegter Kunst konstituiert: in demselben dienen die einen — energische, mit allen Mitteln materielle oder tendenziöse Ziele verfolgende Menschen — als bewegende Kraft, die anderen — naive und leichtsinnige Statisten — bilden den Ballast. Es werden Versammlungen berufen, Reden gehalten. Hier macht auf die Menge stets derjenige Eindruck, der über eine starke Stimme verfügt und schnell und gewandt Phrasen aneinanderreihen kann, ein solcher bekommt Ruf, wird zum Kandidaten für die nächsten Wahlen aufgestellt oder tritt — unter günstigen Umständen — selbst als Kandidat auf, indem er den stürzt, für welchen er im Anfange mit seiner Zunge arbeitete. Phrase, nichts als Phrase herrscht in diesen Versammlungen. Der Haufe hört nur den, der stärker schreit und geschickter durch Abgeschmacktheiten und Gleissnerei den der Menge gemeinen Begriffen und Neigungen schmeichelt.

Am entscheidenden Wahltage geben nur wenige ihre Stimme mit Bewusstsein ab: das sind einzelne, einflussreiche Wähler, welche es lohnt, einzeln zu überreden. Die Mehrheit, das ist die Masse der Wähler, giebt ihre Stimme herdenweise dem von dem Komitee aufgestellten Kandidaten. Auf den Zetteln ist der Name geschrieben, der in der letzten Zeit am lautesten wiederholt wurde und allen in den Ohren klingt. Keiner fast kennt den Menschen oder giebt sich Rechenschaft über seinen Charakter, seine Fähigkeiten oder seine Richtung: man wählt ihn, weil das Gehör gefüllt ist mit seinem Namen. Zu streiten mit diesem Herdenausbruch wäre umsonst. Angenommen, ein gewissenhafter Wähler möchte wirklich in solch wichtiger Sache bewusst handeln, sich nicht dem zwingenden Drucke des Komitees unterwerfen, es bleibt ihm übrig, entweder am Wahltage sich ganz der Wahl zu enthalten oder einem Kandidaten nach

seiner Überzeugung seine Stimme zu geben. Was er aber auch thun mag, — jedenfalls wird derjenige gewählt werden, den die Menge der leichtsinnigen, gleichgiltigen oder überredeten Wähler ausruft.

Der Theorie nach soll der Gewählte der der Mehrheit angenehmste sein, in der That aber wird der der Minderheit angenehmste gewählt, oft einer sehr armseligen, nur dass diese Minderheit eine organisierte Kraft vorstellt, während die Mehrheit, wie Sand, durch nichts verbunden und daher dem Klub oder der Partei gegenüber kraftlos ist. — Die Wahl sollte auf einen Fähigen und Vernünftigen fallen, sie fällt aber thatsächlich auf den, der am unverschämtesten sich vordrängte. Es möchte scheinen, als ob von einem Kandidaten als wesentlichstes Bildung, Erfahrung, Gewissenhaftigkeit in der Arbeit verlangt werde: in der That können aber diese Eigenschaften vorhanden sein oder nicht, für den Wahlkampf werden sie nicht verlangt, da ist am erforderlichsten Dreistigkeit, Selbstvertrauen in Verbindung mit Grossrednerei und sogar mit einer gewissen, nicht selten auf die Menge wirkenden Gemeinheit. Bescheidenheit, verbunden mit Feinheit des Gefühls und des Gedankens, ist dazu vollständig untauglich.

So entsteht ein Volksvertreter, so wird seine Vollmacht erworben, fragen wir? Wie er sie braucht, sich ihrer bedient? Ist er eine energische Natur, so wird er handeln wollen und fängt dann an, eine Partei zu bilden; ist er eine gewöhnliche Natur, so schliesst er sich der einen oder anderen Partei an. Zum Führer einer Partei gehört vor allem eine grosse Willenskraft. Diese Eigenschaft ist eine organische; ähnlich der physischen Kraft und setzt daher keine sittlichen Eigenschaften voraus. Bei äusserster Beschränktheit des Verstandes, bei zwangloser Entwicklung des Egoismus und selbst der Bosheit, bei Niederträchtigkeit und Ehr-

losigkeit der Beweggründe, kann ein Mensch von starker Willenskraft Führer einer Partei und dann leitendes und herrschendes Haupt eines Klubs oder einer Versammlung werden, zu der selbst Leute gehören können, die ihn an geistigen und sittlichen Eigenschaften weit übertreffen. Von solcher Art pflegt ihrem Wesen nach die leitende Kraft im Parlament zu sein. Ihr schliesst sich eine entscheidende Kraft an — die Beredtsamkeit. Auch das ist eine angeborene Fähigkeit, welche weder einen sittlichen Charakter, noch eine hohe geistige Entwicklung bedingt. Man kann ein tiefer Denker, Poet, geschickter Feldherr, ein feiner Jurist, ein erfahrener Gesetzgeber sein — und zugleich des wirkenden Wortes entbehren; — und umgekehrt: man kann bei allergewöhnlichsten geistigen Fähigkeiten und Kenntnissen eine aussergewöhnliche Rednergabe besitzen. Die Verbindung dieser Gabe mit Fülle geistiger Eigenschaften ist eine seltene, aussergewöhnliche Erscheinung des Parlamentslebens. Die allerglänzendsten Improvisationen, welche Redner berühmt gemacht haben und wichtige Beschlüsse zur Folge hatten, erscheinen beim Lesen fahl und kläglich, ähnlich den Beschreibungen von Scenen, die früher von berühmten Schauspielern und Sängern dargestellt wurden. Die Erfahrung bezeugt, dass in grossen Versammlungen die entscheidende Wirkung nicht dem vernünftigen, sondern dem gewandten und glänzenden Worte gehört, dass auf die Menge nicht klare, wohlgebildete, tief im Wesen der Sache wurzelnde Argumente am wirksamsten sind, — sondern tönende Worte und die künstlich gewählte, unablässig wiederholte und auf die in der Menge immer latenten Instinkte der glatten Trivialität berechnete Phrase. Die Menge lässt sich durch leere Begeisterung im Vortrage leicht fortreissen und ist, oft unbewusst, unter der Wirkung der Erregtheit fähig, zu plötzlichen Beschlüssen zu ge-

langen, die bei kaltblütiger Betrachtung der Sache bedauernswert sind.

Verbindet also der Führer einer Partei mit einem starken Wollen noch die Gabe der Rede, so tritt er in seiner ersten Rolle auf die offene Scene vor die ganze Welt; — besitzt er diese Gabe nicht, so steht er, wie der Regisseur, hinter den Coulissen und dirigiert von dort den ganzen Gang der Parlamentsvorstellung, indem er die Rollen verteilt, die Redner herauslässt, die für ihn reden, und für die Sache nach Gutdünken gescheidterer aber unentschiedener Köpfe seiner Partei sich bedient, die für ihn denken.

Was ist denn eine Parlamentspartei? Der Theorie nach, ist das eine Verbindung gleichdenkender, ohne Kräfte zur gemeinschaftlichen Verwirklichung ihrer Meinungen über Gesetzgebung und Leitung des Staatslebens vereinigender Leute. Aber solcher Art sind höchstens nur die kleinen Klubs. Eine grosse, bedeutende Partei im Parlamente bildet sich allein unter der Einwirkung des persönlichen Ehrgeizes, indem sie sich um eine herrschende Persönlichkeit gruppiert. Die Menschen teilen sich, ihrer Natur nach, in zwei Kategorien: Die einen leiden über sich keinerlei Gewalt und streben daher notwendigerweise selbst zu herrschen. Die anderen, ihrem Charakter nach, sich scheuend, die mit jeder entscheidenden Handlung verbundene Verantwortung selbst zu tragen, vermeiden jeden entscheidenden Willensakt: diese letzteren sind gleichsam zur Unterwerfung geboren, sie bilden eine Herde, welche den Menschen des Willens und der That folgt, die die Minderheit bilden. So unterwerfen sich die allertalentvollsten Menschen gern und legen mit Freuden die Leitung ihrer Handlungen und die sittliche Verantwortung in fremde Hände. Sie scheinen instinktiv „einen Führer zu suchen“

und werden zu gehorsamen Werkzeugen für ihn, indem sie die Überzeugung hegen, er werde sie zum Siege und — nicht selten zur Beute führen. Und so also geht alle wesentliche Thätigkeit des Parlamentarismus von den Parteiführern aus: sie fassen die Beschlüsse, sie führen den Kampf und feiern den Sieg. Die öffentlichen Sitzungen sind nichts anderes als Schauspiele für das Publikum. Es werden Reden gehalten um die Fiktion vom Parlamentarismus zu stützen: in wichtigen Sachen bewirkt eine Rede an und für sich höchst selten eine Parlamentsentscheidung. Die Reden dienen zur Verherrlichung der Redner, zur Verstärkung der Popularität, um Karrière zu machen, — nur in seltenen Fällen entscheiden sie den Ausfall der Stimmen. Wie die Majorität fallen soll — das wird gewöhnlich ausserhalb der Sitzungen entschieden.

Das ist der komplizierte Mechanismus der Parlamentskomödie, das ist das Bild der grossen politischen Lüge, welche unser Zeitalter beherrscht. Der Theorie nach soll im Parlament die vernünftige Majorität herrschen; in der That herrschen, fünf sechs Parteiführer, die wechselweise sich der Gewalt bemächtigen. Der Theorie nach soll die Überzeugung, während der Parlamentsdebatten, durch klare Beweise sich bestätigen; in der Wirklichkeit hängt sie ganz und gar nicht von den Debatten ab, sondern wird durch den Willen der Führer und durch Kombinationen des persönlichen Interesses geleitet. Nach der Theorie haben die Abgeordneten einzig das Volkswohl im Auge; in der That aber — sehen sie unter dem Vorwande des Volkswohles, aber für Geld des Volkes — meistens und hauptsächlich auf ihr eigenes Wohl und dasjenige ihrer Freunde. Nach der Theorie sollen sie zu den besten und beliebtesten Bürgern gehören? in der Praxis — sind es die ehrsüchtigsten und unverschämtesten Bürger. Nach der Theorie giebt der

Wähler dem Kandidaten seine Stimme, wenn er ihn erkennt und ihm vertraut; in Wirklichkeit giebt der Wähler seine Stimme einem Manne, der ihm meistens vollständig fremd ist, — aber der ihm durch Reden und Schreien der interessierten Partei vorgegaukelt worden ist. Der Theorie nach bindet und bewegt die erfahrene Vernunft und das das Gefühl der Uneigennützigkeit die Parlamentsangelegenheiten; in der That sind hier die Haupttriebkräfte — der entschlossene Wille, der Egoismus und Rednergabe.

So ist in der Wirklichkeit diese Einrichtung, die als Ziel und Krone des Staatsgebäudes hingestellt wird. Schmerzlich und bitter ist es zu denken, dass es auf russischer Erde Menschen gegeben hat und noch giebt, die davon träumen, diese Lüge auch bei uns einzuführen. Dass unsere Professoren auch jetzt ihren jugendlichen Zuhörern die Regierung durch Volksvertreter als Ideal einer Staatsinstitution hinstellen, dass unsere Zeitungen und Zeitschriften in Leitartikel und Feuilletons über diese Regierung ohne Ende unter der Fahne der Herrschaft des Rechts salbadern, — salbadern, ohne sich die Mühe zu geben, die Wirkungen der Parlamentsmaschine vorurteilsfrei in der Nähe zu betrachten. Aber schon fängt sie auch dort, wo sie seit lange arbeitet, an, schwach zu werden; noch preissen sie die „Intelligenten“, die Liberalen, das Volk aber stöhnt unter dem Drucke dieser Maschine und fängt an, die in ihr verborgene Lüge zu erkennen. Wir werden wohl kaum noch den Sturz dieses Ganzen erleben, den der Geist unserer Zeit fortführt in Selbsttäuschung zu opfern; — unsere Kinder und Enkel aber werden das ohne Zweifel — — — — —

II.

Die Philosophen der J. J. Rousseau'schen Schule haben der Menschheit viel Böses angethan. Diese Philosophie hat sich der Köpfe bemächtigt und ist doch ganz allein auf die trügerische Vorstellung von der Vollkommenheit der menschlichen Natur gegründet und von einer vollständigsten, Fähigkeit, allen Menschen diejenigen Prinzipien des Gesellschaftsbaues zu verwirklichen, welche diese Philosophie predigt. —

Auf eben demselben trügerischen Grunde ruht auch die heute herrschende Lehre von den Vollkommenheiten der Demokratie und der demokratischen Regierung. Diese Vollkommenheiten setzten voraus — die vollkommene Fähigkeit der Menge, die feinen Züge der dem Bewusstsein ihrer Verkündiger deutlichen und den Einzelnen gegenwärtigen politischen Lehre zu begreifen. Diese Klarheit des Bewusstseins ist nur den Wenigen erreichbar, welche die Köpfe der Intelligenz-Aristokratie ausmachen; die Menge aber, wie überall und immer, bestand und besteht aus dem Haufen — „vulgus" — und ihre Vorstellungen bleiben notwendiger Weise „vulgär".

Die demokratische Regierungsform ist die komplizierteste und allerschwierigste aller der Geschichte der Menschheit bekannten Regierungsformen. Das ist der Grund, warum diese Form überall eine vorübergehende Erscheinung gewesen ist und mit wenigen Ausnahmen, sich nirgend lange gehalten hat, andern Formen den Platz räumend. Und das ist nicht zu verwundern. Die Staatsgewalt ist berufen, zu handeln und zu befehlen; ihre Handlungen sind Äusserungen eines einzigen Willens — unter anderen Umständen ist keinerlei Regierung denkbar. In welchem Sinne aber vermag eine Menschenmenge oder eine Volksversammlung

einen eigenen Willen auszudrücken? Die demokratische Phrasenlehre bleibt vor der Beantwortung dieser Frage nicht stehen, sie erwidert darauf durch die bekannten Phrasen und Redensarten, wie z. B. „der Volkswille, öffentliche Meinung, souveräne Entscheidung der Nation, Volksstimme — Gottesstimme“ u. s. w. Alle diese Phrasen sollen natürlich heissen, dass eine grosse Menschenmenge auf eine grosse Menge Fragen zu einem gleichen Schluss kommen und demgemäss ein und dieselbe Entscheidung fällen kann. Vielleicht ist das auch möglich, aber nur bei den allereinfachsten Fragen. Ist jedoch die Frage auch nur im allergeringsten Masse verwickelt, so ist ihre Beantwortung in einer zahlreichen Versammlung nur möglich durch Vermittlung von Leuten, die fähig sind, sie in ihrer ganzen Zusammensetzung zu beurteilen und danach die Menge zur Annahme der Entscheidung zu bestimmen. Zu den verwickelsten Fragen gehören z. B. die politischen, die die äusserste Anstrengung der Verstandeskräfte der fähigsten und erfahrensten Staatsmänner erfordern. Für solche Fragen in einer zahlreichen Volksversammlung auf Gedanken- und Willenseinigung zu rechnen, ist augenscheinlich nicht die geringste Möglichkeit vorhanden; die Entscheidungen der Menge über solche Fragen können für den Staat nur verderblich werden. Die Enthusiasten der Demokratie überreden sich selbst, dass das Volk in Staatsangelegenheiten seinen Willen offenbaren könne. Das ist eine leere Theorie, — in der Praxis sehen wir, dass eine Volksversammlung nur durch Hingerissenwerden fähig ist, eine Meinung zu der ihrigen zu machen, die von einem Einzelnen oder einer gewissen Anzahl von Menschen ausgedrückt wurde, z. B. die Meinung eines bekannten Parteiführers oder eines am Orte Agitierenden, einer organisierten Partei oder endlich eine beliebige Meinung dieses oder

jenes einflussreichen Pressorganes. Auf diese Weise verwandelt sich die Entscheidungsprozedur in ein Glücksspiel, das in der ungeheuren Arena einer Manege von Köpfen und Stimmen vor sich geht; jemehr dieselben in Berechnung kommen, desto verwickelter wird das Spiel, desto abhängiger wird es von zufälligen und ungeregelten Einflüssen.

Zur Vermeidung und Beseitigung aller dieser Schwierigkeiten ist das Mittel erfunden worden — durch Vertretung zu regieren — ein Mittel, das zuerst in England organisiert wurde und sich durch Erfolg dort bewährte. Von da ist es durch die umsichgreifende Mode auch den andern europäischen Staaten übertragen worden, ist aber nur den Vereinigten Staaten von Amerika, — durch direkte Überlieferung und Recht, — mit Erfolg eingeimpft worden. Aber auch in England, ihrem Vaterlande, traten die repräsentativen Einrichtungen in eine kritische Epoche ihrer Geschichte. Das eigentliche Wesen der Idee dieser Vertretung hat auch hier schon eine Änderung erlitten, welche ihre anfängliche Bedeutung entstellt. Die Sache liegt so: im ersten Anfange sandte die engbegrenzte Wahlversammlung von sich in das Parlament eine gewisse Anzahl Personen, welche die Meinung des Landes in der Versammlung zu vertreten hatten, die aber durch keine bestimmte Instruktion seitens der Menge ihrer Wähler gebunden waren. Man setzte voraus, dass Männer gewählt waren, welche die wahren Bedürfnisse ihres Landes kannten und fähig waren, der Staatspolitik die richtige Direktion zu geben. Die Aufgabe wurde einfach und klar gelöst: es war verlangt, die Schwierigkeiten der Volksregierung bis zur äussersten Grenze zu mindern, in dem man die zur Entscheidung von Staatsfragen berufene Versammlung auf eine kleine Anzahl fähiger Menschen be-

schränkte. Diese durch keinerlei Vorschrift gebundenen Leute erschienen als freie Vertreter des Volkes, nicht aber dieser oder jener Meinung, dieser oder jener Partei. Im Laufe der Zeit aber veränderte sich dieses System nach und nach unter dem Einflusse des nämlichen, verhängnisvollen Vorurteils über die grosse Bedeutung der öffentlichen Meinung, die angeblich durch die periodische Presse erleuchtet wird und dadurch die Volksmasse zur direkten Teilnahme an der Entscheidung von politischen Fragen befähigt. Der Begriff der Repräsentation veränderte vollständig seine Gestalt, in dem er sich in den Begriff des Mandates oder bestimmten Auftrages verwandelte.

In diesem Sinne wird der in dieser oder jener Gegend Gewählte schon für den Vertreter gehalten der in jener Gegend herrschenden Meinung oder der Partei, die unter der Fahne dieser Meinung in den Wahlen den Sieg errungen hatte, — das ist kein Vertreter mehr des Landes oder des Volkes, sondern ein von seiner Partei durch Vorschrift gebundener Delegat. Diese Veränderung des eigentlichen Wesens der Repräsentationsidee ist der Anfang des Schwärens geworden, der das ganze Repräsentativ-System zerfrisst. Die Wahlen nehmen mit der Teilung in Parteien den Charakter des persönlichen Kampfes an für lokale, von der Grundidee des Staatsnutzens geschiedene Interessen und Meinungen. Bei der ins äusserste gehenden Vermehrung der Mitgliederanzahl der Versammlung wird deren Mehrheit neben dem Interesse für die Partei und den Kampf von Gleichgiltigkeit gegen die das Ganze betreffenden Angelegenheiten ergriffen und verliert die Gewohnheit, allen Sitzungen beizuwohnen und an der Beratung aller Angelegenheiten unmittelbar teilzunehmen. Auf diese Weise verwandelt sich die Sache der Gesetzgebung und der allgemeinen Leitung der Politik — die allerwichtigste für den Staat — in ein

Lotteriespiel, das aus bedingten Formalitäten, Kompromissen und Fiktionen besteht. Das Repräsentativ-System ist in seiner Wirkung an sich selbst zum Lügner geworden.

Diese traurigen Resultate erscheinen am klarsten da, wo die Bevölkerung des Staatsgebietes keine einheitliche, sondern eine stammverschiedliche ist. Den Nationalismus kann man in unserer Zeit den Probierstein nennen, auf dem das Falsche und Unpraktische, die Parlaments-Regierung sich kennzeichnet. Es ist bemerkenswert, dass das Nationalitätsprinzip gerade zu der Zeit in den Vordergrund trat und zur bewegenden und reizenden Kraft in dem Gange der Ereignisse wurde, als es mit den neuesten Formen der Demokratie in Berührung kam. Es ist ziemlich schwer, das Wesen dieser neuen Kraft und der Ziele, zu denen sie strebt, zu bestimmen; aber es ist zweifellos, dass in ihr die Quelle eines grossen und komplizierten Kampfes liegt, der in der Geschichte der Menschheit noch bevorsteht und dessen Ausgang nicht abzusehen ist. Wir sehen jetzt, dass eines jeden einzelnen Volksstammes, welcher zu der Gesamtheit eines von verschiedenen Völkerschaften gebildeten Staates gehört, ein leidenschaftliches Gefühl der Unerträglichkeit mit der Staatseinrichtung, die ihn in den allgemeinen Bau mit anderen Volksstämmen zwingt, sich bemächtigt hat — und ein Bestreben, seine eigene, selbständige Regierung zu haben, mit seiner eigenen, nicht selten vermeintlichen Kultur. — Und das geschieht nicht nur mit den Stämmen, die ihre eigene Geschichte und in ihrer Vergangenheit ein besonderes politisches Leben und eine Kultur gehabt haben, sondern auch mit solchen, die nie ein abgesondertes politisches Leben gelebt haben. Die unumschränkte Monarchie verstand alle solche Forderungen und Ausbrüche zu beseitigen oder zu versöhnen und nicht allein durch Gewalt, sondern auch durch Ausgleichung der Rechte und Beziehungen unter

einheitlicher Herrschaft. Die Demokratie aber versteht es nicht, ihrer Herr zu werden und die Instinkte des Nationalismus werden für sie zum zersetzenden Elemente: jeder Stamm sendet Vertreter aus seinem Lande — nicht einer Staats- oder Volksidee, — sondern Vertreter der Stammesinstinkte, der Stammesgereiztheit, des Stammhasses sowohl gegen den herrschenden Stamm, als auch gegen alle andern Stämme und gegen die Institutionen, welche alle Teile des Staates verbinden. Welches Bild der Zerfahrenheit in solchem Falle die Volksvertretung und die parlamentarische Regierung bietet — davon ist in unseren Tagen der österreichische Reichstag ein handgreifliches Beispiel. Die Vorsehung hat Russland bei der grossen Stammesverschiedenheit seiner Bevölkerung vor ähnlichem Elende bewahrt. Grauenhaft ist es, auch nur zu denken, was bei uns entstehen würde, wenn uns das Schicksal das verhängnisvolle Geschenk — eines allrussischen Parlaments gemacht hätte! Nie möge das geschehen.

III.

Man zeigt auf England, aber auf diesen Hinweis könnte man, scheint es, das Sprichwort anwenden: Man hört läuten, weiss aber nicht wo. Die soziale Wissenschaft hat in der letzten Zeit angefangen, historische und volkswirtschaftliche Quellen aufzudecken, aus denen die eigentümlichen Einrichtungen der angelsächsischen und zum Teil der skandinavischen Rasse, im Vergleich mit den Einrichtungen der übrigen europäischen Völker, sich herleiten. Seit seiner Erscheinung in der Geschichte und bis jetzt zeichnet sich der angelsächsische Stamm durch starke Entwicklung einer

selbständigen Persönlichkeit aus. Der angelsächsische Stamm hat — sowohl in der politischen, als auch in der wirtschaftlichen Sphäre dieser Eigenschaft — die Beständigkeit seiner alten Einrichtungen, die feste Organisation des Familienlebens und der Selbstverwaltung der Gemeinde, und die unvergleichlichen Erfolge, welche er durch seine energische Thätigkeit und seinen Einfluss auf beiden Hemesphären erzielt hat, zu verdanken. Durch diese Energie der Persönlichkeit gelang es ihm, im Anfang seiner Geschichte über die fremden normannischen Sitten seiner Besieger Herr zu werden und sein Dasein auf eigenen Grundsätzen, die auch heute noch bewahrt werden, zu befestigen. Das wesentliche Merkmal dieses Seins besteht in dem Verhältnisse eines jeglichen Bürgers zum Staate. Jeder gewöhnt sich von Jugend auf, sich durch sich selbst zu halten, bilde sich selbst sein Geschick und erwirbt sich selbst das tägliche Brot. Die Eltern sind nicht durch die Sorge um das Fortkommen ihrer Kinder und um das Hinterlassen eines Erbes belastet. Die Landbesitzer hängen an ihren Gütern und sind bestrebt, selbst die Wirtschaft und die Gewerbe auf ihnen zu führen. Die Ortsverwaltung hält sich durch die persönliche, ihrer Pflicht sich bewussten Teilnahme der Ortsbewohner an den gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Die administrativen Verwaltungen kommen aus ohne Scharen von Beamten, die vom Staate unterhalten werden und von ihm Versorgung und Beförderung hoffen. Auf solcher Wurzel sind die repräsentativen Einrichtungen des freien Englands aus sich selbst, geschichtlich erwachsen, und daher besteht sein Parlament aus wirklichen Vertretern der mit dem Landbesitze eng verbundenen Ortsinteressen. Daher kann auch ihre Stimme in hinreichendem Masse als Stimme des Landes und als Organ der nationalen Interessen gelten.

Die anderen Völker Europas sind auf ganz anderer Grundlage, auf dem Grunde des gesellschaftlichen Lebens erstanden und auf ihm entwickelt worden. Die Eigentümlichkeit dieses Lebens besteht darin, dass der Mensch nicht so viel durch sich selbst sich hält, als durch seine Solidarität mit dieser oder jener Vereinigung, der er angehört. Hierdurch entsteht im Gange der gesellschaftlichen oder staatlichen Entwicklung eine besondere Abhängigkeit des Menschen von dem einen oder dem anderen Vereine der Sippschaft oder des Gaues und zu allerletzt vom Staate. Diese im Anfang festen Verbände — sippschaftlicher, politischer, religiöser, gesellschaftlicher Einrichtungen — hielten den Menschen in seinem Leben und seiner Thätigkeit fest, und durch sie wurde wiederum seinerseits das ganze gesellschaftliche und staatliche Gebilde gehalten. Im Laufe der Zeit zerfielen wohl diese Verbindungen oder verloren ihre seculare, herrschende Bedeütung, die Menschen aber fahren fort, wie früher, ihre Stütze und die Gestaltung ihres Geschickes und ihr Wohlergehen in ihrer Familie, in ihrer Korporation und endlich bei der Staatsgewalt zu suchen (ob Monarchie oder Republik bleibt sich gleich) und bürden ihr auch alle Schuld an ihrem Missgeschick auf, sobald sie die Stütze nicht nach ihrem Wunsche finden. Mit einem Worte, der Mensch ist bestrebt, bei einer dieser Mächte sich und sein Schicksal unterzubringen. Daher kommt während eines solchen gesellschaftlichen Zustandes der Mangel an selbständigen und unabhängigen Menschen, an Leuten, die auf eigenen Füssen stehen und wissen, wohin sie gehen, und im Staate eine demselben als Stütze dienende Kraft bilden — und das Gegenteil: die äusserste Vermehrung von Leuten, die im Staate eine Stütze für sich suchen, sich durch seine Säfte nähren und ihm weniger Kräfte zubringen, als sie von ihm verlangen. Daher kommt die äusserste

Entwicklung in solcher Gesellschaft einerseits des Beamtentums, andererseits der sogenannten liberalen Professionen. Daher entsteht bei der Verminderung der Selbständigkeit in den Charakteren die äusserste Komplizierung in den Vorrichtungen der staatlichen und gesetzgebenden Gewalt, die auf sich die Sorge um vieles nimmt, wofür der einzelne selbst sorgen sollte. In solchem Zustande bereitet die Gesellschaft bei sich nach und nach einen für die Entwicklung des Sozialismus günstigen Boden, und die Gewohnheit, auf den Staat die Sorge um den Wohlstand aller und des einzelnen zu wälzen, wird endlich zur sinnlosen Theorie des Staatssozialismus. Unter solchen Verhältnissen ihrer sozialen Entwicklung haben alle kontinentalen Staaten bei sich die Repräsentativ-Regierung nach dem angelsächsischen Muster eingeführt, einige noch mit allgemeinem Stimmrechte. Es geht klar hervor, dass bei der beschriebenen Zusammensetzung der Gesellschaft und bei ihrer oberflächlichen Beziehung zu den öffentlichen Angelegenheiten das Volk nicht im stande ist, aus sich wahre, treue Vertreter des Landes und seiner direkten Interessen auszusondern. Daher das traurige Schicksal solcher repräsentativer Versammlungen und die drückende, ausgangslose Lage einer mit ihnen untrennbar verbundenen Staatsgewalt — und des Volkes, dessen Geschick von ihen abhängt.

Was soll man aber gar sagen von den Völkern der slavischen Rasse, welche sich durch ein besonders entwickeltes Gemeindeleben auszeichnen, und bei der äussersten Jugend ihrer Kultur; was von Rumänien und Griechenland? Hier wahrlich haben die repräsentativen Einrichtungen mit einem Male das zersetzende Element in das Volksleben eingeführt und bilden in mancher Hinsicht eine traurige Karikatur des Westens, welche an Krylows Fabel „Der Affe und die Brille“ erinnert.

IV.

Das grösste Übel der konstitutionellen Staatsform liegt in der Bildung des Ministeriums durch das Parlament oder die Parteien. Jede politische Partei ist von dem Bestreben besessen, die Regierungsgewalt in ihre Hände zu bekommen und drängt sich zu ihr das Staatsoberhaupt, fügt sich der im Parlamente die Majorität bildenden politischen Partei: in solchem Falle wird das Ministerium aus den Mitgliedern dieser Partei gebildet und beginnt, um die Gewalt sich zu erhalten, den Kampf mit der Opposition, welche ihrerseits sich bemüht, das Ministerium zu stürzen, um an seine Stelle zu treten. Wenn aber das Staatsoberhaupt nicht zu der Majorität neigt, sondern zur Minorität und aus ihr sein Ministerium wählt, so löst in solchem Falle die neue Regierung das Parlament auf und bemüht sich mit aller Gewalt, bei den neuen Wahlen die Stimmenmehrheit für sich zu erlangen und mit ihrer Hilfe den Kampf mit der Opposition zu führen. Die Anhänger der ministeriellen Partei stimmen immer für die Regierung; sie sind in jedem Falle gezwungen, für dieselbe einzutreten, nicht um die Macht zu stützen, nicht aus innerer Meinungsübereinstimmung, sondern weil diese Regierung die Mitglieder ihrer Partei bei der Gewalt selbst erhält und ihnen alle mit der Gewalt verbundenen Vorzüge, Vorteile und Gewinne zukommen lässt. Im allgemeinen ist es das wesentliche Motiv einer jeden Partei, für die zu ihr Gehörigen unter allen Umständen einzustehen, entweder des gegenseitigen Interesses wegen oder einfach als Folge des Herdeninstinktes, welcher die Menschen treibt, sich in Scharen zu sondern und zum Kampfe gegen einander loszugehen. Die Meinungsübereinstimmung hat augenscheinlich in solchem Falle sehr wenig Bedeutung, und die Sorge um das Allgemeinwohl dient zum

Deckmantel für demselben vollständig fremde Reize und Instinkte. Und das nennt man Ideal der Parlamentsregierung. Die Leute täuschen sich selbst, indem sie meinen, solch eine Regierung diene als Pfand für die Freiheit. Anstatt der unbeschränkten Macht des Monarchen haben wir die unumschränkte Macht des Parlaments, mit dem Unterschiede, dass man sich in der Person des Monarchen die Einheit eines vernünftigen Willens denken kann; in dem Parlamente ist sie nicht vorhanden; denn hier hängt alles von dem Zufalle ab, weil der Wille des Parlaments durch die Majorität bestimmt wird, wenn aber neben der unter dem Einflusse des Parteispieles gebildeten Majorität eine Minorität besteht, so ist der Wille der Majorität schon nicht mehr der Wille des ganzen Parlaments, um so weniger kann man ihn als Wille des Volkes ansehen, dessen gesunde Masse keinerlei Anteil an dem Parteispiele nimmt, ja sogar sich von ihm fern hält. Im Gegenteil, gerade der ungesunde Teil der Bevölkerung wird nach und nach in dieses Spiel gezogen und durch dasselbe verdorben; denn das Hauptmotiv dieses Spiels ist das Streben nach Macht und nach Gewinn. Die politische Freiheit wird zur Fiktion, die auf dem Papier durch Paragraphen und Phrasen der Konstitution unterhalten wird; das Prinzip der monarchischen Gewalt verschwindet vollständig; die liberale Demokratie triumphiert, indem sie, zusammen mit den Grundsätzen des Unglaubens und Materialismus, in die Gesellschaft Unordnung und Zwang einführt, da Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit proklamiert, wo weder für Freiheit noch für Gleichheit Platz mehr vorhanden ist. Solcher Zustand führt unabwendbar zur Anarchie, von der die Gesellschaft durch die Diktatur allein errettet wird, d. h. durch die Wiederherstellung eines einigen Willens und einer einigen Gewalt in der Regierung.

Das erste Beispiel einer Regierung durch Volksvertreter hat dem Europa der Gegenwart England gezeigt. Seit der Hälfte des vergangenen Jahrhunderts fingen französische Philosophen an, die englischen Einrichtungen zu preisen und sie als Beispiel zur allgemeinen Nachahmung hinzustellen. Aber damals zog nicht sowohl die politische Freiheit die französischen Geister an, als vielmehr die religiöse Duldsamkeit oder, besser gesagt, die Prinzipien des Unglaubens, welche dazumal in England Mode waren und durch die englischen Philosophen jener Zeit in Umlauf gesetzt wurden. Nach Frankreich, das hinsichtlich der Sitten sowohl, als in der Litteratur für den ganzen gebildeten Westen den Ton angab, verbreitete sich die Mode für die englischen Einrichtungen über den europäischen Kontinent. Unterdessen fanden zwei grosse Ereignisse statt, von denen das eine diesen Glauben bestätigte und das andere — ihn fast ganz erschütterte. Es entstand die Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika und ihre von den englischen kopierten Einrichtungen (mit Ausnahme der königlichen Gewalt und der Aristokratie) trieben in dem neuem Erdreich mit Erfolg dauerhafte Wurzeln. Das rief in den Köpfen Begeisterung hervor und zuerst in Frankreich. Auf der anderen Seite erschien die französische Republik und zeigte der Welt alle Abscheulichkeit, alle Unordnung und Gewaltthätigkeit einer Revolutionsregierung. Allerwärts erfolgte ein Ausbruch der Entrüstung und des Abscheus gegen die Revolution und also im allgemeinen gegen die demokratischen Einrichtungen. Sogar in der inneren Politik der englischen Regierung spiegelte sich der Abscheu gegen die Revolution ab. Dieses Gefühl fing gegen das Jahr 1815 an schwächer zu werden unter dem Einflusse der politischen Ereignisse jener Zeit, — indem Geister erwachten mit neuer Hoffnung und dem Wunsche, politische Freiheit mit bürgerlicher

Ordnung in Formen zu vereinigen, die der englischen Konstitution ähnlich sein sollten: die politische Anglomanie wurde wieder Mode. Hiernach folgte eine Reihe von Versuchen, das britische Ideal zu verwirklichen; zuerst in Frankreich, danach in Spanien und Portugal, dann in Holland und Belgien, endlich in der letzten Zeit in Deutschland, Italien und Österreich. Ein schwacher Widerhall dieser Bewegung erscholl auch bis zu uns im Jahre 1825 in dem sinnlosen Versuche von Phantasten aus der Aristokratie, die weder ihr Volk noch ihre Geschichte kannten.

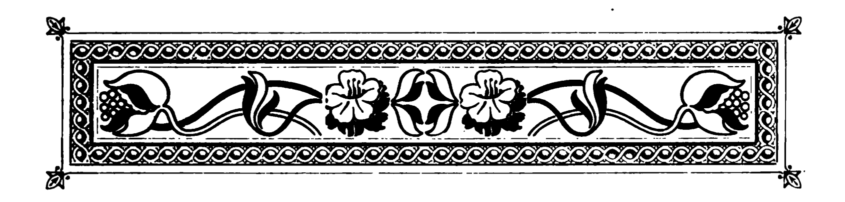
Es ist interessant, die Geschichte der neuen demokratischen Institutionen zu verfolgen: ob sie sich, zäh in ihrem Boden, als langlebig erwiesen haben, im Vergleich mit den monarchistischen Einrichtungen, deren Dauer die Geschichte nach einer Reihe von Jahrhunderten zählt. In Frankreich wurde, von der Zeit der Einführung der politischen Freiheit, die Regierung in der Vollkraft ihrer Staatsgewalt dreimal durch den Pariser Strassenpöbel gestürzt: 1792, 1830 und 1848. Dreimal wurde sie gestürzt durch die Armee oder die militärische Macht: am 4. September (18. Fructidor) 1797, als durch die Mehrzahl der Mitglieder des Direktoriums die in 48 Departements erfolgten Wahlen mit Hilfe der militärischen Macht umgestürzt und 56 Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung verbannt wurden. Zum zweiten Male am 9. November (18. Brumaire) 1797 wurde die Regierung durch Bonaparte gestürzt, und endlich im Jahre 1851 am 2. Dezember durch den anderen Bonaparte den jüngeren. Dreimal wurde die Regierung gestürzt durch Einfälle des Feindes von aussen: 1814, 1815 und 1870. In Summa hat Frankreich vom Anfange seiner politischen Experimente bis zum Jahre 1870 sich 44 Jahre frei bewegt, 37 Jahre sich unter rauher Diktatur befunden. Dabei lohnt es sich, eine eigentümliche Erscheinung zu ver-

merken: die Monarchen der bourbonischen Linie, indem sie der politischen Freiheit viel Raum zum Handeln liessen, haben sich nie auf das reine Prinzip der neuesten Demokratie gestützt; die beiden Napoleone, indem sie bedingungslos diese Prinzipien verkündeten, regierten Frankreich despotisch.

In Spanien wurde die Volksregierung zu der Zeit des endlichen Sturzes Napoleons ausgerufen. Eine ausserordentliche Versammlung der Cortes bestätigte in Cadix die Konstitution, indem sie als ersten Paragraphen feststellte, dass der Nation die oberhoheitliche Gewalt gehöre. Ferdinand VII., durch Frankreich nach Spanien gekommen, verwarf die Konstitution und fing an despotisch zu regieren. Nach sechs Jahren zwang der General Riego an der Spitze eines Militär-Aufstandes den König, die Konstitution wieder aufzurichten. 1823 zog, unter dem Drucke der heiligen Alliance, eine französische Armee nach Spanien und erneuerte den Despotismus Ferdinands. Seine Witwe nahm als Regentin die Konstitution von neuem an, zur Behauptung der Rechte ihrer Tochter gegen Don Carlos. Danach fängt für Spanien eine Reihenfolge von Empörungen und Aufständen an, die hin und wieder unterbrochen sind durch kurze Zwischenräume verhältnismässiger Ruhe. Es genügt, hinzuweisen, dass von 1816 bis zur Thronbesteigung Alfons' in Spanien 40 ernste, militärische Empörungen unter Beteiligung der Volksmenge stattgefunden haben. Über Spanien sprechend, kann man nicht umhin, an das ungeheuerliche und lehrreiche Schauspiel zu erinnern, welches die zahlreichen Republiken spanischer Abstammung und spanischer Sitten im südlichen Amerika bieten. Ihre ganze Geschichte stellt einen unaufhörlichen Wechsel erbitterter Gemetzel zwischen dem Volkshaufen und dem Militär dar, der durch Regierungen von Despoten unterbrochen wird, die an Commodus

und Caligula erinnern. Es genügt, als Beispiel nur Bolivien anzuführen, wo von 14 Präsidenten der Republik 13 ihre Regierung mit gewaltsamem Tode oder mit der Verbannung endeten.

In Deutschland und Österreich beginnt die Volks- oder Repräsentativ-Regierung nicht vor 1848. In der That fängt von 1815 an, sich ein dumpfes Murren der gebildeten Jugend bemerkbar zu machen gegen die deutschen regierenden Fürsten wegen der Nichterfüllung der dem Volke während der Zeit der grossen Freiheitskriege gemachten Versprechungen. Wenige unbedeutende Fälle ausgenommen, gab es in Deutschland keine Parlamentseinrichtung bis 1847, als der König von Preussen eine besondere Form von konstitutioneller Regierung bei sich einführte; diese hielt sich aber nicht einmal ein Jahr. Indessen durfte nur der Andrang der Pariser Strassenmenge die französische Charte zerreissen und den konstitutionellen König entthronen, dass auch in Deutschland Strassenaufläufe unter Beteiligung des Militärs entstanden. In Berlin, Wien, Frankfurt entstanden Nationalversammlungen nach französischer Schablone. Kaum war ein Jahr vergangen, als die Regierung sie durch Militärgewalt verjagte. Die neueste deutsche und österreichische Konstitution entstammen ausschliesslich der monarchischen Gewalt und warten noch des Urteils der Geschichte.



Das Schwurgericht.

Ein berühmter englischer Schriftsteller und ein grosser Geschichtskenner (S. C. Maine) äussert sich folgendermassen über das Schwurgericht seines Vaterlandes:

Im Anfang war die Volksregierung identisch mit dem Volksgerichte. Die alte Demokratie beschäftigte sich mehr mit dem Rechtsprechen in Kriminal- und Zivilsachen, als mit den Angelegenheiten der politischen Administration, und in der That ist die Entwicklung der Volksgerichtsbarkeit eine viel weniger unterbrochene und konsequentere, als die Entwicklung der Formen der Volksregierung. Wir haben bei uns in England ein lebendiges Denkmal und eine Spur des Volksgerichts in der Funktion des Schwurgerichts. Das Schwurgericht ist nichts anderes, als die alte zu Gericht sitzende Demokratie, nur eingeschränkt durch veränderte und verbesserte Formen, gemäss den durch die Erfahrung von ganzen Jahrhunderten ausgearbeiteten Prinzipien, — in Einklang gebracht mit der neuen Idee des Gerichtsprozesses. Und diese Veränderungen, welchen die Einrichtung des Volksgerichtes dabei unterworfen wurde, sind im höchsten Grade lehrreiche. Anstatt einer Volksversammlung — zwölf Geschworene. Ihr ganzes Geschäft besteht darin, „ja“ oder „nein“ zu sagen, auf Fragen, die gewiss sehr

wichtig sind, aber sich doch auf Angelegenheiten des täglichen Lebens beziehen. Damit diese Leute zum Schluss kommen können, steht ihnen zur Hilfe ein ganzes System von Mitteln und Regeln, das bis aufs Feinste ausgearbeitet ist und den höchsten Grad der Kunst erreicht. In der Untersuchung der Sache sind sie nicht sich selbst überlassen, sondern sie führen sie unter dem Vorsitze einer erfahrenen Person — des Richters, des Vertreters der königlichen Gerichtsbarkeit; es hat sich eine ungeheure Litteratur gebildet von Verhaltungsregeln, nach denen ihnen die Beweise vorgelegt werden bei streitigen Thatsachen, welche ihrem Urteile unterliegen. Mit nachsichtsloser Strenge werden Zeugenaussagen von ihnen alle ferngehalten, welche die Absicht blicken lassen, sie für die eine oder die andere Seite einzunehmen. Die Parteien oder deren Vertreter wenden sich auch jetzt an sie, wie in früheren Zeiten beim Volksgericht, aber zur Wahrung der Parteilosigkeit ist eine neue, dem früheren Volksgerichte vollständig unbekannte Funktion eingeführt worden, nämlich — die ganze Untersuchung besteht in der allersorgsamsten Darlegung der Thatsachen durch einen geschreckten und erfahrenen Richter, den sein Beruf zur strengsten Unparteilichkeit verpflichtet. Wenn er dabei selbst in einen Fehler verfällt, oder im Verdikt der Geschworenen ein Irrtum ersichtlich ist, so kann das ganze Verfahren durch ein höheres Gericht von kompetenten Leuten kassiert werden. Das ist die gegenwärtige Gestalt des durch ganze Jahrhunderte sorgsamer Pflege ausgearbeiteten Volksgerichts.

Sehen wir nun dagegen, wie das Volksgericht in seiner ersten Form erscheint, wie solches zweifellos nach der Natur der älteste griechische Dichter beschreibt. Die Sitzung wird eröffnet. Die Frage wird gestellt: schuldig oder unschuldig. Der Reihe nach sagen die Ältesten ihre

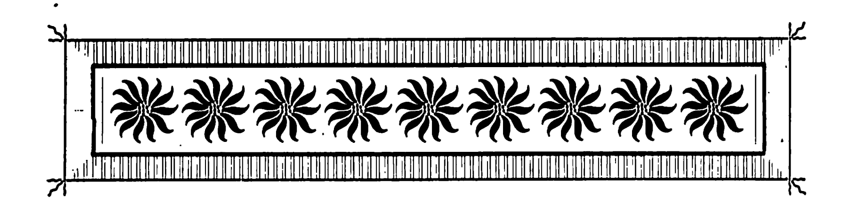
Meinung, und der sie umgebende und urteilende demokratische Volkshaufen giebt sein Mitgefühl für die eine, oder die andere Meinung durch Händeklatschen kund, — und durch einen Ausbruch von Händeklatschen wird das Urteil gefällt. Solcher Art war die Volksgerichtsbarkeit in den alten Republiken. Die richtende Demokratie bemächtigte sich so zu sagen, einfach mit Gewalt derjenigen Meinung, welche aus den Reden des Prozessierenden, des Angeklagten oder des Advokaten stärker auf sie wirkte. Und es unterliegt keinem Zweifel, dass die englischen Geschworenen unserer Zeit blindlings mit ihrem Verdikte auf die Seite des einen oder des anderen Advokaten treten würden, der auf sie eben zu wirken verstände, wenn nicht in der Person des vorsitzenden Richters eine strenge, regulierende und zügelnde Macht obwalten würde."

Das behauptet ein Engländer, ein grosser Kenner der Geschichte seines Landes und ein tiefer Denker. Der Gedanke wird unwillkürlich auf die unglückliche Institution des Schwurgerichtes der Länder hingezogen, welcher der historischen und Entwicklungsbedingungen ermangeln, unter denen es sich in England gebildet hat. Augenscheinlich hatten viele, die diese Einrichtung einführten, „lauten gehört, wussten aber nicht wo". Unverständig und leichtsinnig war es, das Urteil über die Schuld des Angeklagten dem Volksgerichte anzuvertrauen, ohne vorher praktische Massregeln und Mittel bedacht zu haben, es einer gebührenden Disziplin zu unterwerfen, und ohne vorher die fremde Einrichtung in der Geschichte ihres Vaterlandes und in ihren komplizierten Verhältnissen erforscht zu haben.

Und so entsteht nach langen Jahren der Erfahrung überall da, wo nach dem Beispiele Englands das Schwurgericht eingeführt worden ist, schon die Frage, wie es verändert werden könnte, um die Zufälligkeit der Verdikte zu

vermeiden, die von Jahr zu Jahr zunimmt. Auch in den Staaten, wo ein fester, durch Jahrhunderte verzogener Richterstand existiert, der eine strenge Schule der Wissenschaft und praktischen Disziplin durchgemacht hat, entstehen diese Fragen und werden immer brennender.

Man kann sich denken, was aus diesem Volksgerichte da werden muss, wo in einem jungen Staate nicht einmal diese starke, leitende Kraft vorhanden ist, der aber dafür zum Ersatze einen schnell entstandenen Advokatenhaufen besitzt, dem selbstredend das Interesse der Selbst- und Gewinnsucht, behilflich ist, schnell zum Zwecke der Einwirkung auf die Menge eine bedeutende Vollkommenheit in der Kunst der Sophistik und der Logomachie zu erreichen; wo eine bunte, gemischte Herde von Geschworenen zu Gericht sitzt, die entweder zufällig oder durch künstliche Auswahl der Masse entnommen ist, der sowohl das Pflichtgefühl des Richters, als auch die Fähigkeit abgeht, eine Masse von Thatsachen zu bewältigen, die der Analyse und der logischen Untersuchung bedürfen; endlich — eine gemischte Menge des Publikums, welche inmitten eines müssigen und an Gehalt armen Lebens in das Gericht kommt, wie zum Schauspiel; und solch' ein Publikum soll, im Bewusstsein der Idealisten, das Volk bedeuten. Ist es da Wunder zu nehmen, wenn unter solchen Umständen dasselbe traurige Resultat erscheint, auf welches Charles Maine's obenerwähnte Worte hinweisen: „Die Geschworenen wenden sich blindlings mit ihrem Verdikte auf die Seite desjenigen Advokaten, der es fertig brachte, auf sie einzuwirken.“



Die Presse.

Seit dem Falle der Menschheit ist die Lüge eingezogen in die Welt, in die Reden der Menschen, in ihre Thaten, Verhältnisse und Einrichtungen. Aber noch niemals vielleicht hat der Vater der Lüge solch' ein Geflecht von Lügen jeglicher Art erfunden, als in unserer verworrenen Zeit, da man von überall soviel unwahre Reden über die Wahrheit hört. In dem Masse, wie die Formen des gesellschaftlichen Lebens komplizierter werden, entstehen neue, unwahre Verhältnisse und ganze bis auf den Grund von Lüge durchdrungene Institutionen. Auf jedem Schritte erblickt man ein prächtiges Gebäude, an dessen Giebel geschrieben ist: Hier thront die Wahrheit. Man tritt ein und sieht nichts als Lügen. Kommt man heraus und will reden über die Lüge, welche die Seele empörte, so werden die Leute unwillig und fordern, dass man glauben und verkünden soll, das sei die zweifellose Wahrheit.

So verlangt man von uns, wir sollen glauben die Stimme der Tagesblätter und Zeitungen — die sogenannte Presse — sei der Ausdruck der öffentlichen Meinung — — Welch' ungeheure Unwahrheit: Die Presse ist eine der allertrügerischsten Einrichtungen unserer Zeit.

Niemand wird bestreiten, dass die Meinung, welche die Leute über einen Menschen oder eine Einrichtung haben,

eine Kraft ist. Es liegt ja in der menschlichen Natur, dass ein jeder von uns, — was er auch rede oder thue, sich umschaue danach, welchen Eindruck er macht und was die Leute denken. Nie hat es einen Menschen gegeben, noch giebt es einen, der sich für gefeit halten könnte gegen die Einwirkung dieser Kraft.

Diese Kraft nimmt in unserer Zeit eine organische Gestalt an und heisst öffentliche Meinung. Als ihr Organ und ihr Vertreter gilt die Presse. Und wirklich ist die Bedeutung der Presse eine ungeheure und dient als charakteristisches Merkmal unserer Zeit, charakteristischer als alle erstaunlichen Entdeckungen und Erfindungen im Gebiete der Technik. Es giebt keinen Staat, kein Gesetz, keine Sitte; die der zersetzenden Einwirkung der Presse im Staate widerstehen könnte, sobald alle Zeitungsblätter Tag aus, Tag ein im Laufe der Jahre ein und denselben Gedanken, der gegen diese oder jene Einrichtung gerichtet ist, der Menge wiederholen und in ihr verbreiten.

Was giebt der Presse eine solche Kraft? Nicht etwa das Interesse an Neuigkeiten, an Nachrichten und Anzeigen, mit denen die Blätter angefüllt sind, — sondern eine bestimmte Tendenz der Zeitung, derjenige politische oder philosophische Gedanke, welcher durch ihre Artikel, durch die Auswahl und Verteilung der Nachrichten und Gerüchte und in der Beleuchtung der zusammengestellten Fakta und Gerüchte ausgedrückt wird. Die Presse masst sich die Lage eines urteilenden Beobachters der täglichen Erscheinungen an; sie betrachtet nicht nur die Handlungen und Reden der Menschen, sondern untersucht sogar nicht ausgesprochene Gedanken, Absichten und Voraussetzungen, brandmarkt oder preist sie nach Willkür, ermuntert die einen, droht den andern, stellt die einen an den Pranger, die andern als Gegenstand der Bewunderung und als Beispiel zur Nachahmung auf. Im

Namen der öffentlichen Meinung teilt sie dem einen Belohnungen aus — zieht andere vor ihr Gericht, — gleich wie das Mittelalter in die Acht that. — — —

Von selbst entsteht die Frage: Wer sind denn die Vertreter dieser furchtbaren Macht, die sich öffentliche Meinung nennt? Wer gab ihnen das Recht, wer erteilte ihnen Vollmacht — im Namen einer ganzen Gesellschaft — bestehende Einrichtungen zu leiten, zu stürzen, neue Ideale der Sittlichkeit, des Politizismus aufzustellen?

Niemand will diese vollständig berechtigte Frage bedenken und sie bis zur Wahrheit untersuchen; alle aber lärmen über die sogenannte Pressfreiheit als über den ersten und allerwichtigsten Grundstein der öffentlichen Ordnung. Wer wehklagt nicht darüber auch in unserem unglücklichen, durch fremdländische Lüge belogenen und verlogenen Russland. Die sogenannten Slavophilen, die da wähnen, das historische Recht der Einrichtungen im russischen Lande wieder herzustellen, auch diese wehklagen darüber in merkwürdiger Ungereimtheit. Auch sie, in diesem Falle sich zu dem Chore der mit den Vertretern der Revolutionsprinzipien verbundenen Liberalen gesellend, behaupten in ganz europäischer Weise: „Die öffentliche Meinung, d. i. der mit dem Gefühle und Rechtsbewusstsein vereinigte Gedanke eines jeden und aller dient in Angelegenheiten des öffentlichen Lebens als letztes Urteil; mithin darf keinerlei Beschränkung der Freiheit der Äusserungen geduldet werden, denn in den Beschränkungen dieser Art kennzeichnet sich die Vergewaltigung des allgemeinen Willens durch die Minorität.“

Das ist die gewöhnliche Lage des neusten Liberalismus. Sie wird von vielen auf Treu und Glauben angenommen und selten nur bemerkt jemand, wieviel in ihr Unwahrheit und leichtsinnige Selbsttäuschung enthalten ist.

Sie widerspricht den ersten Grundsätzen der Logik, weil sie auf der vollständig falschen Voraussetzung beruht, die öffentliche Meinung und die Presse seien identisch.

Um sich von dieser Unwahrheit zu überzeugen, ist es nur nötig, sich vorzustellen, was eine Zeitung ist, wie sie entsteht und wer sie verfertigt.

Ein Strassenbummler, ein beliebiger Schwätzer von verkommenem Genie, jeder Industrieritter kann, wenn er eigenes Geld besitzt oder wenn er zum Betriebe und zur Spekulation fremdes Geld sich verschafft hat, eine Zeitung gründen, sogar eine grosse, kann auf den ersten Ruf um sich einen Haufen sammeln von Federfuchsern, — Feuilletonisten, die bereit sind, über alles Mögliche sich öffentlich auszulassen, Reporter, die unorthographisch Klatschereien und Gerüchte zusammenstellen — und sein Stab ist fertig, und er kann tags darauf den Stand der Macht einnehmen, die über jeden und alle richtet, auf Minister und Staatsmänner, auf Kunst und Litteratur, auf Börse und Industrie einwirkt. Es ist eine besondere Art von Geschäftsmacherei und Gründertum und dabei eine der billigsten. Selbstverständlich gewinnt die neue Zeitung nur dann Bedeutung, wenn sie auf dem Markte begehrt wird, d. h. im Publikum verbreitet ist. Dazu ist Talent nötig und ein anziehender, dem Leser sympathischer Inhalt. Es scheint, dass hierin eine gewisse Garantie für die sittliche Solidität des Unternehmens läge. Werden denn talentvolle Leute einem nichtigen, verächtlichen Herausgeber oder Redakteur dienen wollen? Werden die Leser eine solche Zeitung lesen, die nicht der wahre Widerhall der öffentlichen Meinung ist? Diese Garantie aber ist nur eine vermeintliche, abstrakte. Die tägliche Erfahrung zeigt, dass der gleiche Markt für Geld jedes beliebige Talent an sich zieht, wenn es nur auf dem Markte zu haben ist — und dass die Talente alles schreiben, was

dem Redakteur gefällt. Die Erfahrung zeigt, dass die allernichtigsten Menschen — irgend ein gewesener Wucherer, Jude, Agent, Zeitungsverkäufer, Geselle einer Gaunerbande, ein verarmter Spielhöllenbesitzer — Zeitungen gründen, talentvolle Leute an sich ziehen und ihren Verlag als Organ der öffentlichen Meinung auf den Markt bringen können. Auch dem gesunden Geschmacke des Publikums darf man nicht trauen. In der Menge der Leser — zum grössten Teile müssiger Leute — haben zusammen mit einigen guten Instinkten auch die niederen Instinkte der müssigen Zerstreuung die Oberhand, und jeder Verleger vermag die Menge an sich zu ziehen durch Berechnung auf die Befriedigung gerade solcher Instinkte, auf die Liebhaberei für anstössige Sachen und Schlüpfrigkeiten jeglicher Art. Wir sehen bei uns täglich Beispiele dafür und haben in unserer Hauptstadt nicht weit danach zu gehen. Man braucht nur auf belebten Plätzen und Bahnhöfen aufzumerken auf Angebot und Nachfrage bei den Zeitungsverkäufern. Der Mangel an Ernst in unseren öffentlichen Unterhaltungen ist allgemein bekannt. Man weiss, womit sie sich in der Kreisstadt, in der Provinz, in der Hauptstadt begnügt — mit Karten und Klatsch jeglicher Art, mit Anekdoten in ihren verschiedensten Formen. Selbst die Unterhaltung über sogenannte öffentliche und politische Fragen erscheint meistenteils in der Form eiteln Geschwätzes und abgerissener mit demselben Klatsch und derselben Anekdote überschütteter Phrasen. Das bietet einen für den Litteratur-Betreiber ungemein reichen und dankbaren Boden und auf ihm entstehen, wie Giftpilze, sowohl ephemere, als auch wachsende Organe des öffentlichen Klatsches, welche sich dreist für Organe der öffentlichen Meinung ausgeben. Die gleiche infame Rolle, welche inmitten des müssigen Lebens einer Provinzialstadt die zum Bedauern so verbreiteten anonymen

Briefe und Pasquille spielen — die nämliche Rolle spielt in einer solchen Zeitung die aus verschiedenen Ecken eingesandte, auch in der Redaktion fabrizierte „Korrespondenz“. Garnicht zu reden von der Masse von Gerüchten und Mitteilungen, die von unwissenden Reportern ersonnen werden, von dem abscheulichen Gewerbe der Chantage, zu deren Werkzeuge eine solche Zeitung nicht selten wird. Und solch ein Blatt kann gedeihen, kann als Organ der öffentlichen Meinung gelten und seinem Verleger einen kolossalen Gewinn bringen. — Und keine auf starke sittliche Prinzipien gegründete und auf die gesunden Instinkte der Menge berechnete Zeitschrift wird die Kraft haben, mit ihr zu ringen.

Man darf diese Erscheinung nur ins Auge fassen, so erkennt man in ihr einen der greulichsten logischen Widersprüche der neuesten Kultur, und am allerwiderwärtigsten erscheint er gerade dort, wo die Grundsätze des neuesten Liberalismus Boden gefasst haben, — eben da, wo für jede Einrichtung die Sanktion der Wahl, die Autorität des Volkswillens erforderlich ist, wo sich die Regierung in den Händen von Personen befindet, die sich auf die Meinung der Majorität der Versammlung der Volksvertreter stützen. Der Zeitungsschreiber allein, dessen Macht sich in der That auf alles erstreckt, bedarf keiner Sanktion. Niemand wählt ihn, keiner bestätigt ihn. Die Zeitung wird im Staate zur Autorität und für diese einzige Autorität bedarf es keinerlei Bestätigung. Jeder, wer nur will — der erste beste — kann zum Organ dieser Macht werden, zum Vertreter dieser Autorität — und dabei vollkommen unverantwortlich bleiben, wie keine andere Macht in der Welt. Das ist so, — ohne Übertreibung: lebendige Beispiele liegen vor. Wieviel leichtsinnige, gewissenlose Zeitungsschreiber hat es gegeben, denen wir die Anstiftung von Revolutionen ver-

danken, die die Animosität zwischen den Klassen und den Völkern bis zum Hasse steigerten, bis zum Übergange in verwüstende Kriege. Wie mancher Monarch würde durch Handlungen solcher Art seinen Thron verloren haben; wie mancher Minister der Schande, der Kriminalverfolgung und dem Gerichte verfallen sein: der Zeitungsschreiber aber kommt heraus, wie trocken aus dem Wasser; aus dem ganzen von ihm angestifteten Aufruhr, aus jeder Hetze, jedem gesellschaftlichen Elend, dessen Ursache er gewesen ist, geht er hervor als Triumphator und beginnt rüstig von neuem seine Zerstörungsarbeit.

Steigen wir tiefer hinab. Ein Richter, der das Recht hat, an der Ehre zu strafen, Eigentum und Freiheit uns zu nehmen, empfängt solches Recht vom Staate und muss sich vorbereiten für seinen Stand durch anhaltende Arbeit und Prüfung. Er ist gebunden durch ein strenges Gesetz. Alle seine Fehler und seine Übereilungen unterliegen der Kontrolle einer höheren Gewalt und sein Spruch kann verändert oder verbessert werden. Ein Zeitungsschreiber aber hat die vollkommenste Möglichkeit, meine Ehre zu beflecken, zu schänden, meine Besitzrechte anzugreifen; er kann sogar meine Freiheit einschränken, indem er mir durch seine Ausfälle die Anwesenheit an bestimmten Orten erschwert oder unmöglich macht. Diese richterliche Gewalt über mich hat er sich selbst angeeignet; von keiner höheren Autorität hat er diesen Beruf empfangen, durch keinerlei Prüfung bewiesen, dass er für ihn vorbereitet ist, durch nichts die persönlichen Eigenschaften der Zuverlässigkeit und Unparteilichkeit bethätigt; er ist in seinem Gerichte über mich durch keinerlei Prozessformen gebunden und unterliegt in seinem Urteile keiner Appellation. Allerdings behaupten die Verteidiger der Presse, sie heile selbst die Wunden, die sie schlage, aber jeder vernünftige Mensch begreift doch, dass

das nur leere Worte sind. Die Ausfälle der Presse auf eine Privatperson können der letzteren unverbesserlichen Schaden bringen. Alle denkbaren Widerlegungen und Erklärungen können ihr nicht volle Genugthuung bieten. Nicht jeder Leser, dem der erste verleumderische Artikel unter die Augen gekommen ist, liest auch die anderen rechtfertigenden oder erklärenden Artikel, und bei dem Leichtsinn der Lesermenge hinterlässt die schändende Insinuation oder der Schimpf jedenfalls ein Gift in der Meinung und Neigung der Menge. Die gerichtliche Verfolgung der Diffamie bietet, wie bekannt, einen schlechten Schutz, und ein Prozess wegen Verleumdung dient fast immer als Mittel nicht zur Überführung des Beleidigers, sondern für neue Kränkungen des Beleidigten; ausserdem aber hat ein Zeitungsschreiber stets tausend Mittel, einen Privatmann zu verletzen und zu beunruhigen, ohne ihm direkte Ursache zu gerichtlicher Verfolgung zu bieten.

Mithin — kann man sich wohl einen gewaltthätigeren, weniger verantwortlichen Despotismus vorstellen, als die willkürliche Herrschaft des gedruckten Wortes? Und ist es nicht befremdend, nicht unbegreiflich, nicht unsinnig, dass um die Erhaltung und um den Schutz gerade dieses Despotismus am meisten geeifert wird von den erbittertsten Verteidigern der Freiheit, die gegen jeden Zwang, gegen jede beengende Massregel seitens der bestehenden Obrigkeit Wut speien. Unwillkürlich wird man an das uralte Wort über die Sophisten erinnert, die ganz verrückt wurden, weil sie sich für Weise hielten.

II.

In unserem Zeitalter der Ausbreitung von Erfindungen ist die wunderbarste — die Ausbreitung der Zeitungslitteratur, die in kurzer Zeit zu einer furchtbar wirkenden öffentlichen Macht geworden ist. Die Bedeutung der Tagesblätter wuchs zuerst nach der Juli-Revolution im Jahre 1830, verdoppelte sich nach der 1848er Revolution und begann hierauf nicht nach Jahren, sondern nach Tagen zu wachsen. Heutigen Tages rechnen die Regierungen mit dieser Macht, und es ist sogar unmöglich geworden, sich nicht nur das öffentliche, sondern auch das private Leben ohne Zeitung zu denken, und ein Aussetzen der Zeitungsausgaben, wenn man es sich denken könnte, würde gleichbedeutend sein mit der Unterbrechung jeglicher Thätigkeit auf den Eisenbahnen.

Ohne Zweifel dient die Zeitung der Menschheit als wichtigstes Werkzeug der Kultur. Aber wenn man auch alle Bequemlichkeit und allen Nutzen von der Verbreitung einer Masse von Kenntnissen und Meinungen auf dem Wege der Zeitung anerkennt, so kann man doch auch unmöglich blind sein gegen den Schaden, der für die Gesellschaft durch die schrankenlose Ausbreitung der Tagespresse entsteht, und kann nicht umhin, unter dem Gefühle einer gewissen Beängstigung zuzugeben, dass in der Tagespresse eine bestimmte, verhängnisvolle, rätselhafte, zersetzende Kraft sich anhäuft, die über der Menschheit schwebt.

Die Zeitung bringt uns täglich am Morgen einen Haufen verschiedenartiger Neuigkeiten. Wieviel ist denn aus dieser Masse für unser Leben und für die Entwicklung unserer Bildung brauchbar? Wieviel davon ist denn fähig, in unserer Seele das heilige Feuer der Begeisterung für das Gute zu unterhalten? Und im Gegenteil — wieviel findet sich in

ihr von dem, was unseren allerniedrigsten Neigungen und Instinkten schmeichelt? Man kann entgegnen, dass man uns das bringe, was der Geschmack der Leser verlangt, was der Nachfrage entspricht. Aber die Entgegnung kann umgekehrt werden: Die Nachfrage würde keine solche sein, wenn das Angebot nicht so eifrig geschähe.

Würden nur einfach Neuigkeiten geboten — nein, sie werden in einer besonderen Form geboten, mit einer besonderen Meinung geschmückt, verbunden mit anonymem, aber sehr bestimmtem Urteil. Natürlich giebt es auch Zeitungen, die von ernsten Köpfen geleitet werden; solcher sind wenige; aber Zeitungen giebt es eine ungeheure Menge und jeden Morgen dringt mir ein gewisser Jemand, der mir ganz unbekannt ist, jemand, den ich vielleicht garnicht kennen möchte, seine Meinung auf, sie autoritätisch als öffentliche Meinung hinstellend. Das allerwichtigste aber ist, dass diese Zeitung, — indem sie sich täglich nicht nur an einen gewissen Leserkreis wendet, sondern an das ganze Volk, das Gedrucktes nur zu lautieren vermag, — einem jeden fertige Schlüsse über alles anbietet und dadurch in ihren Lesern nach und nach, kraft der Gewohnheit, jeden Wunsch und jede Mühe, eine eigene Meinung sich zu bilden, beseitigt. Mancher hat nicht die Möglichkeit, sich zu bilden und nimmt mechanisch die Meinung seiner Zeitung an; ein anderer vermöchte wohl auch selbst gründlich zu urteilen, aber ihm fehlt die Zeit inmitten der täglichen Sorgen und Unruhe, und es ist ihm bequem, dass die Zeitung für ihn denkt. Es ist augenscheinlich, welcher Schaden daraus erwächst, namentlich in unserer Zeit, in der überall starke Strömungen tendenziöser Gedanken wirksam sind und sich bestreben, jegliche Erhabenheiten und Merkmale eines individuellen Denkens auszugleichen und sie in die einförmige Ebene der sogenannten öffentlichen Meinung zu ziehen.

In dieser Hinsicht erscheint die Zeitung als stärkstes Werkzeug zu einer Nivellierung, welche jede selbständige Entwicklung des Denkens, des Willens und Charakters schwächt. Und dabei, welcher Menge von Menschen dient die Zeitung als fast einzigste Quelle der Bildung, einer beklagenswerten Scheinbildung — sobald die von der Zeitung gebrachte Menge der verschiedenen Kenntnisse und Nachrichten vom Leser für wirkliche Kenntnisse gehalten wird, durch die er sich mit Selbstvertrauen wappnet. Das ist eine der Ursachen, warum unsere Zeit so arm ist an ganzen Menschen, an thätigen Charakteren. Die neueste Presse ist dem Riesen aus dem Märchen ähnlich, der auf seine Stirn geheimnisvolle Runen gezeichnet hatte — das Symbol der göttlichen Wahrheit — und alle seine Gegner solange besiegte, bis ein furchtloser Kämpe erschien, der von des Riesen Stirn die geheimnisvollen Buchstaben löschte. — Auf der Stirn unserer Presse stehen bis jetzt die Zeichen der öffentlichen Meinung und wirken unwiderstehlich.

III.

Für den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft und bei ihrer heutigen Einrichtung ist die Presse eine Institution geworden, mit der durchaus zu rechnen und stark zu rechnen ist, ebenso wie mit anderen mit der Staatsgewalt verbundenen und der Kontrolle und Verantwortlichkeit unterworfenen Behörden; — denn es giebt keine Behörde, welche sich als der Kontrolle und Verantwortlichkeit nicht unterliegend halten könnte. Aber je weiter diese Einrichtung der Presse sich ausbreitet, desto deutlicher treten, zusammen mit den augenscheinlichen Vorteilen einer ver-

nünftigen, gewissenhaften Öffentlichkeit, auch die gesellschaftlichen Schwären hervor, welche sie erzeugt. Einer dieser Abscesse besteht darin, dass die Presse einen ganzen Stand von Journalisten, Unternehmern und Schriftstellern bis ins Unmass erzeugt und fortpflanzt, „die durch die Feder sich nähren und reich werden.“ Die gediegensten Kräfte der ernsten Presse hören nicht auf, sich über die Vermehrung derjenigen Kollegen bitter zu beklagen, deren man sich schämt, mit denen man aber in dem Komplexe eines Zeitungsunternehmens zu rechnen hat. In allen grossen Staaten, auf allen grossen Märkten hat sich aus diesem Gesindel der Schreibebrüderschaft ein Stand gebildet, den man wohl Ursache hat, Gesellschaftsparasiten zu nennen.

In der That — das sind Menschen, die auf einem ganz besonderen Boden stehen in Hinsicht auf das gesellschaftliche Wohl, das alle Einrichtungen verbinden und beseelen sollte. Diese Menschen sind an der Wahrung der öffentlichen Ordnung, an der Beruhigung der unsteten Geister und der streitenden Parteien nicht direkt interessiert. Jede Zeitung lebt und nährt sich von den täglichen Begebenheiten, von Neuigkeiten jeglicher Art. Ihre Ausgabe wird gerade in unruhigen Zeiten grösser, und dann namentlich wird auch ihr ganzes Bestreben auf die Verbreitung von Neuigkeiten und Gerüchten, die die Gemüter erhitzen und verwirren, gerichtet; dagegen ist in ruhigen Zeiten der Bedarf an Zeitungen bedeutend geringer. Sobald Wirren entstehen, erscheinen auf dem Markte auch neue Zeitungen, um sich durch erstere zu nähren, bis zur ruhigeren Zeit, wo sie dann sich vermindern und verschwinden. Aber auch in ruhiger Zeit muss man sich sättigen, und dazu ist es erforderlich, die Gemüter zu neuer Bewegung zu reizen, neue Interessen zu erwecken: Sensationsnachrichten werden erfunden, ausgemalt, vergrössert.

Für die auf Gediegenheit Anspruch machenden Zeitungen dient die Politik als Nahrung, und politische, durch die Polemik aufgeschäumte Fragen werden täglich besprochen. Jeder beliebige Zeitungsschreiber ist sofort bereit, jede politische Frage zu behandeln, aber auch durch sein Gewerbe verpflichtet, sie ohne Verzug zu beurteilen und zu entscheiden, — denn er muss ein Geschwindschreiber sein, ein Diener nicht des Gedankens, des Verstandes, sondern des Tages. Kaum ist ihm ein Gedanke im Kopfe aufgetaucht, so fliegt er auch schon auf das Papier und in die Druckerei: zu warten ist keine Zeit, keine Zeit, den entstandenen Gedanken reifen zu lassen. Ob sich diese Menschen denn nicht schämen? Durchaus nicht. Möglich aber ist es, dass man wegen einer solchen Frage ausgelacht wird: sie sind der Meinung, einen grossen, öffentlichen Dienst zu verrichten. Möglich, dass die gescheiteren unter sich, wie die alten Auguren, über sich selbst und über das Publikum spotten.

Weiter muss ein Zeitungsschreiber auf jedwede Art seine Stimme anstrengen, damit man ihn höre, auf ihn aufmerksam werde, — wenn möglich schreien! Das verlangt das Handwerk: die Übertreibung, welche es fertig bringt, in Pathos überzugehen, wird ihm zur zweiten Natur. Das ist der Grund, warum er, mit einer entgegengesetzten Meinung zu polemisieren anfangend, bereit ist, seinen Gegner Einfaltspinsel, gemein, unanständig zu nennen — ihn aller möglichen Laster zu zeihen: das fällt ihm leicht, — das erfordert die Zeitungsmusik. Diese Schreikunst ist dem Ausrufen des Marktverkäufers zu vergleichen, das Käufer heranlocken soll.

Solche Gewohnheiten und Eigenschaften entwickelt zum Unglück die Presse in ihren Vertretern. Und alles das würde zum Lachen reizen, wenn es nicht schädlich wäre.

nünftigen, gewissenhaften Öffentlichkeit, auch die gesellschaftlichen Schwären hervor, welche sie erzeugt. Einer dieser Abscesse besteht darin, dass die Presse einen ganzen Stand von Journalisten, Unternehmern und Schriftstellern bis ins Unmass erzeugt und fortpflanzt, „die durch die Feder sich nähren und reich werden.“ Die gediegensten Kräfte der ernsten Presse hören nicht auf, sich über die Vermehrung derjenigen Kollegen bitter zu beklagen, deren man sich schämt, mit denen man aber in dem Komplexe eines Zeitungsunternehmens zu rechnen hat. In allen grossen Staaten, auf allen grossen Märkten hat sich aus diesem Gesindel der Schreibebrüderschaft ein Stand gebildet, den man wohl Ursache hat, Gesellschaftsparasiten zu nennen.

In der That — das sind Menschen, die auf einem ganz besonderen Boden stehen in Hinsicht auf das gesellschaftliche Wohl, das alle Einrichtungen verbinden und beseelen sollte. Diese Menschen sind an der Wahrung der öffentlichen Ordnung, an der Beruhigung der unsteten Geister und der streitenden Parteien nicht direkt interessiert. Jede Zeitung lebt und nährt sich von den täglichen Begebenheiten, von Neuigkeiten jeglicher Art. Ihre Ausgabe wird gerade in unruhigen Zeiten grösser, und dann namentlich wird auch ihr ganzes Bestreben auf die Verbreitung von Neuigkeiten und Gerüchten, die die Gemüter erhitzen und verwirren, gerichtet; dagegen ist in ruhigen Zeiten der Bedarf an Zeitungen bedeutend geringer. Sobald Wirren entstehen, erscheinen auf dem Markte auch neue Zeitungen, um sich durch erstere zu nähren, bis zur ruhigeren Zeit, wo sie dann sich vermindern und verschwinden. Aber auch in ruhiger Zeit muss man sich sättigen, und dazu ist es erforderlich, die Gemüter zu neuer Bewegung zu reizen, neue Interessen zu erwecken: Sensationsnachrichten werden erfunden, ausgemalt, vergrössert.

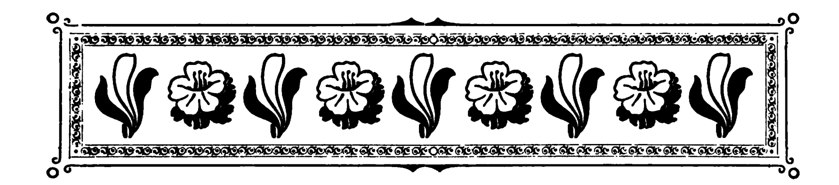
Für die auf Gediegenheit Anspruch machenden Zeitungen dient die Politik als Nahrung, und politische, durch die Polemik aufgeschäumte Fragen werden täglich besprochen. Jeder beliebige Zeitungsschreiber ist sofort bereit, jede politische Frage zu behandeln, aber auch durch sein Gewerbe verpflichtet, sie ohne Verzug zu beurteilen und zu entscheiden, — denn er muss ein Geschwindschreiber sein, ein Diener nicht des Gedankens, des Verstandes, sondern des Tages. Kaum ist ihm ein Gedanke im Kopfe aufgetaucht, so fliegt er auch schon auf das Papier und in die Druckerei: zu warten ist keine Zeit, keine Zeit, den entstandenen Gedanken reifen zu lassen. Ob sich diese Menschen denn nicht schämen? Durchaus nicht. Möglich aber ist es, dass man wegen einer solchen Frage ausgelacht wird: sie sind der Meinung, einen grossen, öffentlichen Dienst zu verrichten. Möglich, dass die gescheiteren unter sich, wie die alten Auguren, über sich selbst und über das Publikum spotten.

Weiter muss ein Zeitungsschreiber auf jedwede Art seine Stimme anstrengen, damit man ihn höre, auf ihn aufmerksam werde, — wenn möglich schreien! Das verlangt das Handwerk: die Übertreibung, welche es fertig bringt, in Pathos überzugehen, wird ihm zur zweiten Natur. Das ist der Grund, warum er, mit einer entgegengesetzten Meinung zu polemisieren anfangend, bereit ist, seinen Gegner Einfaltspinsel, gemein, unanständig zu nennen — ihn aller möglichen Laster zu zeihen: das fällt ihm leicht, — das erfordert die Zeitungsmusik. Diese Schreikunst ist dem Ausrufen des Marktverkäufers zu vergleichen, das Käufer heranlocken soll.

Solche Gewohnheiten und Eigenschaften entwickelt zum Unglück die Presse in ihren Vertretern. Und alles das würde zum Lachen reizen, wenn es nicht schädlich wäre.

Schädlich ist es deshalb, weil gegenwärtig die Presse zum Kampfplatze geworden ist, auf dem die wichtigsten Fragen der äusseren und inneren Staatspolitik, ökonomische und Administrationsfragen, welche mit den allerlebendigsten nationalen Interessen verbunden sind, nicht allein behandelt, sondern auch entschieden werden. Zu dem allen genügt Eifer allein nicht; weise Überlegung, Denkreife sind erforderlich, gesunder Verstand, Kenntnis seiner eigenen Geschichte und der Geschichte seines Volkes; es gehört dazu praktisches Leben. Mittlerweile aber ist es in Europa so weit gekommen, dass aus den Reihen der Zeitungsredner — Staatsredner hervorgehen und in den Parlamenten die überwiegende Kraft bilden in Verbindung mit den Advokaten, die mit ihnen die Kunst teilen, nach allen Seiten hin mit Worten zu hantieren. So sitzen heutigen Tages in der französischen Kammer nur 22 Vertreter des grossen und 50 des kleinen Grundbesitzes, die ganze Sprachkraft aber befindet sich bei den Journalisten, deren 59, und den Advokaten, deren 107 zur Kammer gehören.

Und diese Leute halten sich für die Vertreter ihres Landes und für Richter über das Volksleben und dessen Bedürfnisse. Das Volk aber stöhnt unter der gesetzgebenden Stimmverwirrung, die die Geschicke des Staates leiten, aber sich nicht von ihr zu befreien vermag.



Der Volksunterricht.

Sobald das Denken sich vom Leben trennt, fängt es an gekünstelt, formell zu werden und bleibt folglich unfruchtbar. Man tritt dem Gegenstande näher und beantwortet die Fragen vom Standpunkte allgemeiner, auf Treu und Glauben angenommener Regeln und Prinzipien: man gleitet über die Oberfläche, ohne sich in das Innere des Gegenstandes zu vertiefen und ohne die Erscheinungen des wirklichen Lebens zu betrachten, — man weigert sich sogar, dieselben zu betrachten. Solche allgemeine Grundsätze haben sich bei uns schon in Menge vermehrt, besonders seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts — sie haben unser Leben vollständig umfangen, unsere Gesetzgebung ganz vom Leben getrennt und stellen nicht selten selbst die Wissenschaft auf, als Gegensatz des Lebens und seiner Erscheinungen. Hinter den Stubengelehrten der Wissenschaft und hinter den Schuladepten der eingepaukten Lehren zieht noch herdenweise die Menge der Halbgebildeten. Allgemeine Regeln gewinnen die Bedeutung unbestreitbarer Axiome, gegen welche der Kampf sehr beschwerlich — bisweilen ganz unmöglich wird. Es ist schwer zu sagen und zu erwägen, wieviel Wirrwarr diese Axiome in unsere Gesetzgebung gebracht haben, wie sie mit künstlichen, mit Gewalt aufgezwungenen Formen den lebendigen Organismus des

Volkslebens an Händen und Füssen gebunden haben. Voran in dieser Bewegung ging Frankreich: es hat die Nivillierung des Volkswesens durch allgemeine, aus abstrakten Theorien gezogene Prinzipien in Mode gebracht. Ihm nach sind alle gezogen, — sogar Staaten, die in sich eine unendliche Mannigfaltigkeit von Lebensbedingungen, von Stamm-Konglomerationen, von Gebieten und Klima vereinigen. Wieviel darunter auch unser Vaterland gelitten hat, ist nicht zu berechnen.

So werden zum Beispiel folgende Worte bis zum Überdruss bei uns und überall wiederholt: freier Unterricht, Schulzwang, Arbeitsbeschränkung der Minderjährigen während des Schulalters. — Es ist nicht zu bestreiten, dass Wissen Licht, Unwissenheit Finsternis ist; aber in der Anwendung dieser Regel muss man notwendigerweise Mass halten und sich vom gesunden Verstande leiten lassen, aber hauptsächlich nicht dieselbe Freiheit zwingen wollen, über die so viel geredet wird und welche von unseren Gesetzgebern so durchaus verletzt wird. Auf alle möglichen Arten wiederholend, dass der Schullehrer bei Sadowa gesiegt hat, züchten wir Schulen und Lehrer nach der Schablone der Regierung und zwingen das Leben der Kinder und der Eltern, ja selbst Natur und Klima, sich ihren Anforderungen zu beugen. Wir wollen davon nichts wissen, dass die Schule (wie die Erfahrung zeigt) nur zur trügerischen Form wird, wenn sie ihre Wurzeln nicht im Volke treibt, nicht seinen Bedürfnissen entspricht, nicht mit seinem Lebenshaushalte übereinstimmt. Nur die Schule steht fest im Volke, welche ihm lieb ist, deren aufklärende Bedeutung es sieht und empfindet; widerwärtig ist ihm die Schule, in die man es mit Gewalt — unter Androhung sogar von Strafe — treibt, die nicht nach seinem Geschmacke und seinem Bedürfnisse gemäss eingerichtet ist, sondern nach der Phantasie von

Schuldoktrinären. Die Sache wird alsdann auch mechanisch behandelt. Die Schule wird zur Kanzlei mit aller Schwerfälligkeit des Kanzleibetriebes. Der Gesetzgeber begnügt sich, wenn auf den vorgesehenen Punkten die bestimmte Anzahl einförmiger Räume mit der Aufschrift „Schule" eingerichtet und verteilt ist. Für solche Anstalten werden Beiträge gesammelt und um sie zu füllen, droht man schon mit Strafen; mit grossen Kosten werden Aufseher eingesetzt, dass die Eltern — Arme und Arbeiter — ihre Kinder im Schulalter zur Schule schicken. — Es scheint aber, alle Staaten haben schon die Grenze überschritten, hinter welcher der Schulunterricht im Volksleben seine Kehrseite zeigt. Die formelle Schule entwickelt sich schon überall auf Kosten der wahren, erziehenden Schule, als welche einem jeden das Leben selbst durch die Verhältnisse der Familie, der Profession und des öffentlichen Daseins dienen soll.

Welchen Schaden hat die Verwechslung der Begriffe „Kennen" und „Können" angestiftet! Verleitet durch die spekulative Aufgabe einer allgemeinen Aufklärung, haben wir eine bestimmte Summe von Kenntnissen Bildung genannt, weil wir annahmen, dass diese erworben werde durch Absolvieren eines von Stubenpädagogen künstlich zusammengestellten Schulprogramms. Indem wir auf diese Weise die Schule bildeten, haben wir sie vom Leben getrennt und haben ausgedacht, die Kinder gewaltsam zur Schule zu treiben, um sie, unserem Programm gemäss, dem Prozesse der Verstandesbildung zu unterwerfen. Dabei haben wir vergessen oder wollten wir nicht einsehen, dass die Masse der Kinder, welche wir bilden, vom täglichen Brote leben muss, zu dessen Erwerbe nicht die Summe nackter Kenntnisse, mit denen unsere Programme vollgepfropft sind, erforderlich ist, sondern das Vermögen, eine bestimmte Arbeit zu liefern und dass wir durch eine auf vermeintem

Wissen gegründete Schule den Kindern dieses Vermögen künstlich nehmen können. Das pflegen denn auch die Folgen eines gekünstelten Schulbaues zu sein, und das ist der Grund, warum das Volk keinen Nutzen von der Schule sehend, diese Schulen nicht liebt.

Der Begriff, den das Volk von der Schule hat, ist der richtige, aber zum Unglück hat man diesen Begriff überall bei der Einrichtung der neuen Schule überflügelt. Nach der Meinung des Volkes lehrt die Schule lesen, schreiben und rechnen, aber in ungetrenntem Zusammenhange damit lehrt sie Gott kennen, lieben und fürchten, das Vaterland lieben und die Eltern ehren. Das ist die Summe des Wissens, des Könnens und der Empfindungen, welche in ihrer Vereinigung im Menschen das Gewissen bilden und ihm die sittliche Kraft geben, die notwendig ist, um das Gleichgewicht im Leben zu erhalten und den Streit mit den niederen Neigungen der Natur, mit den schlechten Einflüsterungen und Verführungen der Gedanken zu bestehen.

Eine schlechte Sache ist es, wenn die Schule das Kind aus seiner Umgebung reisst, in der es an die Arbeit seines Standes gewöhnt wird und wo es von Jugend auf durch Übung und Beispiel unbewusst Kunst und Geschmack an der Arbeit erwirbt. Wer Kandidat oder Magister werden will, der muss zur bestimmten Zeit anfangen zu lernen und folgerecht einen grossen Kreis von Wissenschaften durchgehen; aber eine Menge von Kindern bereitet sich zur Handarbeit und zum Gewerbe vor. Solch eine Arbeit bedarf einer physischen Vorbereitung vom frühesten Alter an. Den Weg zu dieser Vorbereitung zu sperren, um nicht die Zeit für Schulzwecke zu verlieren, heisst — der Volksmasse, die sich so lange sie lebt um das tägliche Brot bemüht, die Mittel zum Leben erschweren und die Familie in der natürlichen Entwicklung derjenigen wirtschaftlichen Kräfte

hemmen, welche in ihrer Vereinigung das Kapital des gesellschaftlichen Wohlstandes bilden. Der Seemann, von Kindheit an auf dem Wasser heranwachsend, wird zum Seefahrer ausgebildet; der Bergmann gewöhnt sich an sein Gewerbe und richtet seine Lungen dazu ab — nicht anders, als indem er von Jugend auf die Gänge des Bergwerks befährt. Und wieviel mehr gewöhnt sich der Landmann an seine Arbeit und empfindet für sie Neigung, wenn er von Kindheit an sich von der Natur nicht entfernend, mit den Haustieren, mit der Egge und dem Pfluge zusammen auf Feld und Wiese lebt.

Wir aber streiten unaufhörlich über den Lehrgang für die Volksschule, über einen obligatorischen Kursus, der die volle Entwicklung hervorbringen soll, der eine will in ihm eine Encyklopädie des Wissens unterbringen unter dem barbarischen Namen Geburtstattskunde;*) ein anderer besteht auf der Notwendigkeit für den Bauern der Physik, der Chemie, der Cameralwissenschaft, der Medizin; noch ein anderer verlangt eine Encyklopädie der politischen Wissenschaften und der Rechtskunde. — Wenige aber denken daran, dass wenn wir die Kinder vom Hausherde auf die Schulbänke zwingen zu solch wunderlichen Zwecken, wir die Eltern und die Familie der Arbeitskraft berauben, welche zur Stütze der Wirtschaft des Hauses unentbehrlich ist, die Kinder aber verderben, indem wir ihnen das Dunstbild eines vermeinten oder falschen und vom Leben getrennten Wissens vorspiegeln und sie der Versuchung vor den Augen flimmernder Gestalten des Eiteln und der Prahlerei aussetzen.

*) Das Wort „Heimatskunde" klingt im Russischen ebenso „barbarisch", wie etwa das gewählte Wort im Deutschen.

II.

Die neueste Schule der Volksaufklärer schlägt ein Mittel, ein Rezept vor zum Wohle der Menschheit: den Krieg gegen die Vorurteile und die Unwissenheit der Volksmenge. Nach der Meinung der Schriftsteller dieser Schule ist alles Elend der Menschheit daher gekommen, dass während der Jahrhunderte in der Volksmasse einige gewisse unüberlegte Empfindungen und Meinungen sich hartnäckig eingenistet haben, die durchaus und um jeden Preis zu zerstören und mit der Wurzel herauszureissen sind. Zu diesen verderblichen Empfindungen und Meinungen zählt alles, was nicht bewiesen, was durch die Logik nicht gerechtfertigt werden kann. Wenn — so urteilen diese Philosophen — alle Menschen ihre Verstandeskraft in Bewegung zu setzen, ihre Überlegung zu entwickeln vermöchten und durch sie sich leiten lassen würden, anstatt zu denken, zu empfinden und zu leben nach Glaubensmeinungen — dann würde das goldene Zeitalter für die Menschheit beginnen. In einer Generation würde die Menschheit weiter vorwärtsschreiten, als ihr das bis jetzt im Laufe einiger Jahrhunderte möglich gewesen ist. Wenn das Niveau der Denkkraft in der Menge auch nur um einen Grad höher steige, so würden dadurch unberechenbare Erfolge entstehen. Fast alle haben irgend einen Syllogismus, der im Gehirn durch unmittelbaren Eindruck von den ersten Jahren der Kindheit an entsteht. Wenn nun zu diesem Vorrate bei allen noch ein Syllogismus hinzuträte und der Verstand eines jeden befähigt würde, beide zu einer Gedankenkette zu verbinden, so würde allein dadurch die Gestalt der Welt verändert, das Schicksal der ganzen Menschheit umgestaltet werden. Das ist das Ziel, zu dem man uns führen will, das ist die Aufgabe für Aufklärung und Progress, welche die neuen Philosophien des 19. Jahrhunderts stellen.

Es scheint — dagegen sei nicht zu streiten! Und doch hat das gestellte Problem auch eine andere, entgegengesetzte und dunkle Seite, die gewöhnlich ausser Acht gelassen wird.

In der Menschheit liegt eine natürliche irdische Kraft, die Beharrungskraft, die von grosser Bedeutung ist. Durch sie wird die Menschheit in den Wandlungen ihrer Geschäfte aufrecht gehalten, wie ein Schiff durch den Ballast, — und diese Kraft ist so unentbehrlich, dass ohne sie eine vorwärtsschreitende Bewegung unmöglich wird. Diese Kraft, welche kurzsichtige Denker der neuen Schule unterschiedslos mit der Unwissenheit und Dummheit verwechseln, ist unbedingt notwendig zum Gedeihen der Gesellschaft. Sie zerstören würde heissen — der Gesellschaft die Standhaftigkeit nehmen, ohne welche nirgends ein anderer Stützpunkt zur ferneren Bewegung zu finden wäre. In der Vernachlässigung oder im Vergessen dieser Kraft — darin liegt das Hauptgebrechen des neusten Fortschrittes.

Was ist Vorurteil? Vorurteil, sagt man, ist eine Meinung, welche keinen vernünftigen Grund hat, die keine logische Beweisführung zulässt; alle solche Meinungen hat man auszurotten unternommen. Durch welches Mittel? — In dem man in jeglichem Menschen die Denkfähigkeit erweckt und die Meinung jedes Menschen in Abhängigkeit von der logischen Folgerung bringt. Vortrefflich, aber nur in abstrakter Theorie. Im wirklichen Leben sehen wir, dass in den meisten Fällen es unmöglich ist, der Wirkung, der Fähigkeit des logischen Denkens allein im Menschen zu vertrauen; dass wir in jeder Angelegenheit des wirklichen Lebens uns mehr auf einen Menschen verlassen, der hartnäckig, und ohne sich Rechenschaft zu geben, bei den unmittelbar angenommenen Meinungen beharrt, welche die Instinkte und Bedürfnisse der Natur befriedigen, als auf einen Menschen der fähig ist, seine Ansichten nach den

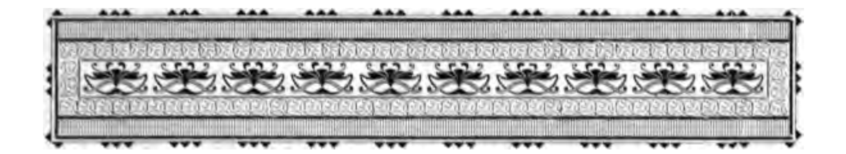
Schlüssen seiner Logik zu verändern, die ihm im gegebenen Momente als unbestreitbare Stimme der Vernunft erscheinen. Bei solcher Anlage wird die Menschheit zum gehorsamen Knechte einer jeden Erwägung, auf die er im gegebenen Momente nicht zu antworten weiss und ergiebt sich leicht bedingungslos mit seiner ganzen Weltanschauung bei jeder neuen Weise logischer Argumentation über jeden beliebigen Gegenstand. Er wird wehrlos jeder Theorie, jeder Schlussfolgerung gegenüber, sobald er nicht selbst in der gegebenen Minute über ein gleiches Arsenal logischer Waffen verfügen kann, wie sein Gegner. Der Syllogismus gebraucht nur als höchstes, unbedingtes Mass der Wahrheit gehalten zu werden — und das wirkliche Leben gerät in die Knechtschaft der abstrakten Formel des vernunfttalenten Denkens, der gesunde Verstand muss sich der Leere und dem Unsinne unterwerfen, die die Waffen der Formel führen, und die durch das Leben erprobte Kunst muss vor der Deliberation des ersten besten jungen Mannes schweigen, dem das A B C des formellen Disputs bekannt ist. Man kann sich denken, was mit der Menge geschehen müsste, wenn es endlich unseren Reformatoren gelänge der Masse den Glauben an eine unbedingte, leitende Bedeutung der logischen Denkformeln einzuimpfen. Die Masse würde jene wertvolle Eigenschaft des Beharrens verlieren, mit deren Hilfe die Gesellschaft bis jetzt es ermöglicht hat, sich ein festes Fundament zu erhalten.

Ausserdem — ist es denn gerechtfertigt anzunehmen, dass das Beharren bei einer auf Glauben angenommenen Meinung durchaus und immer sich im Widerspruch mit der Logik befindet, dass das sogenannte Vorurteil immer nur Stumpfsinn oder Unthätigkeit des Denkens bedeutet? Nein, das ist nicht richtig. Wenn ein Mensch geneigt ist, seine Meinung und seinen Glauben aufzugeben gegen eine beweisende Schlussfolgerung der Logik, so bedeutet das noch

garnicht, dass er logischer, folgerichtiger denkt als derjenige, welcher der Argumentation nicht nachgebend, hartnäckig an seiner Meinung festhält. Im Gegenteil, die Anhänglichkeit des einfachen Menschen an der auf Glauben angenommenen Meinung entspringt, wenn in den meisten Fällen ihm selbst auch unbewusst, aus einem im höchsten Grade logischen Antriebe. Der einfache Mensch empfindet instinktiv, dass mit der Änderung einer Meinung über einen Gegenstand zu welcher man ihn durch eine augenscheinlich unumstössliche Gedankenfolgerung veranlassen will, eine Änderung in der ganzen Kette seiner Ansichten über Welt und Leben verbunden ist, über welche letztere er sich keine Rechenschaft giebt, die aber untrennbar mit seinem ganzen Denken und Sein verknüpft sind und sein geistiges Leben bilden. Die Glieder aber dieser Kette zu trennen, das ist das Bestreben der tückischen Dialektik der Leuchten der Gegenwart, und unglücklicher Weise gelingt es ihr zuweilen leicht. Ein einfacher Mensch aber, mit gesundem Verstande fühlt, dass dem ersten Angriffe einer logischen Argumentation machtlos in Einem nachgebend heissen würde — Alles aufgeben; die ganze Welt aber seiner Seelenanschauung kann er nicht aufgeben allein aus dem Grunde, dass er nicht im Stande war eine Argumentation zu widerlegen, die gegen eines der Fakta dieser Welt gerichtet ist. Vergeblich würde ein hämischer Inquirent solch einen einfachen Menschen zu beschämen und ihn der Beschränktheit zu überführen suchen: davon ist der einfache Mensch garnicht beschränkt, wohl aber vernünftiger als sein Gegner: er vermag noch nicht die Erscheinungen und Fakta seiner Geisteswelt im ganzen Zusammenhang zu überdenken und gebietet nicht über die Kunst der Dialektik, wie sein Gegner, aber in dem er bei dem Seinen beharrt, zeigt er eben dadurch, dass ihm seine Meinung wert ist, dass er sie hütet und die Wahr-

heit der Überzeugung nicht in der Form der Verstandesäusserung sucht — sondern in ihrer vollen Einheit.

Auf diese Weise aber soll heutigen Tages der einfache Mensch aufgeklärt werden. Von allen solchen Aufklärungsmitteln kann man sagen, sie sind vom — Bösen; wenn die Menschen schlafen oder im Halbschlaf kraftlos sind, kommt der Böse in Gestalt eines guten, wohlmeinenden Menschen und säet im stillen sein Unkraut. Und dazu ist es durchaus nicht nötig, gescheit oder gelehrt zu sein; man muss bloss — falsch sein. Bedarf es denn vielen Verstandes, um z. B. in einer gelegenen Minute an einen einfachen Menschen heranzutreten und Zweifel in ihm zu erwecken: „Was betest du denn zu deinem Niklas? Hast du denn etwa einmal gesehen, dass Niklas dem geholfen hatte, der zu ihm gebetet hat?“ Oder einem Mädchen aus einfacher Familie mit solcher Rede zu schmeicheln: „Wer kann dir beweisen, dass es deine Bestimmung ist, immer von andern abhängig und Sklavin des Mannes zu sein? Der Verstand sagt dir, dass du ihm in allem gleich bist und an alles ein mit ihm durchaus gleiches Recht hast.“ Oder sich zwischen die Eltern und den jungen Sohn einzuschleichen mit solcher Rede: „Nach welcher Logik bist Du verpflichtet, deinen Eltern zu gehorchen? Wer kann Dir befehlen sie zu ehren, wenn sie nach deiner Meinung das nicht verdienen? Dein Verhältnis zu ihnen, was ist es anderes, als eine zufällige Naturerscheinung; und vor allem bist du etwa kein freier Mensch, der das gleiche Recht hat, wie alle und jeder?“ Mit solchen und einer Menge ähnlicher Reden schleicht der Böse scheu nah und fern in unserem Lande zwischen den Einfältigen und Kleinen, treibt die Schafe von der Herde, verlangt, dass man ihn Meister nenne, und führt und treibt in die Wüste. — —



Herbert Spencer über Volks-erziehung.

The Study of Sociology XV.

Eine richtige Gesetzgebung soll von der psychologischen Wahrheit nicht abweichen. Folgende Wahrheit, welche so oft aus den Augen gelassen wird, unterliegt keinem Zweifel. Die menschlichen Thätigkeiten hängen unmittelbar vom Empfinden ab und nicht vom Erkennen. Das Erkennen an und für sich erzeugt keine Thätigkeit. Wenn ich mich zufällig an einer Nadel steche oder mit dem Finger in kochendes Wasser gerate, so fahre ich unwillkürlich zusammen. Die starke Empfindung bringt unmittelbar, ohne jedes Denken, Bewegung hervor. Umgekehrt das Bewusstsein allein, dass die Nadel sticht und kochendes Wasser brüht, — bringt in mir keinerlei Bewegung hervor. Wenn dagegen mit diesem Bewusstsein der Gedanke an eine nahe Gefahr durch die Nadel oder das kochende Wasser sich verbindet, so entsteht ohne Zweifel, dadurch mehr oder weniger bestimmt der Reiz des Zurückprallens, aber dazu reizt noch der eingebildete Schmerz. Das nackte Bewusstsein, dass der Stich oder das Verbrühen Schmerz hervorruft -- erzeugt keine Thätigkeit. Die Thätigkeit fängt von dem Augenblicke an, wenn der mündlich behauptete oder ideal bewusste Schmerz zum wirklichen,

bewussten oder drohenden Schmerze wird; wenn im Bewusstsein die lebendige Vorstellung des Schmerzes als trübes Bild des schon früher empfundenen Schmerzes entsteht. Mithin ist in diesem Falle, wie auch in anderen, die Ursache der Thätigkeit nicht das Erkennen, sondern die Empfindung. Das Gleiche, was in dieser einfachen Thätigkeit ersichtlich ist, findet auch in den kompliziertesten Thätigkeiten statt. Für sich allein dient das Wissen nicht als Beweggrund der Thätigkeit, sondern nur in Verbindung mit der sie reizenden Empfindung. Der Trunkenbold weiss sehr wohl, dass nach der heutigen Lüderlichkeit morgen früh sich Kopfschmerzen mit Beschwerden einstellen werden, aber das Bewusstsein dieser Wahrheit schreckt ihn nicht, solange in ihm die lebhafte Vorstellung der ihm drohenden Beschwerden nicht rege wird, solange die der Trunkbegierde entgegenwirkende Empfindung nicht eine Kraft erreicht, welche dieser Begierde das Gleichgewicht halten kann. Danach muss man sich im allgemeinen bei jeder Sorglosigkeit richten. Wenn das drohende Übel klar vor die Einbildung tritt und das drohende Leiden im Geiste vollständig empfunden wird, dann wird dem Streben nach sofortiger Erfüllung des augenblicklichen Wunsches ein Zügel aufgelegt, solange aber kein deutliches Bewusstsein des drohenden Leidens vorhanden ist — begegnet der momentane Wunsch keiner ihm gleichen Gegenwirkung. Der Verstand erkennt vollständig die Wahrheit, dass Sorglosigkeit zum Elend, zu Entbehrungen führen muss, aber dieses Bewusstsein bleibt ohne Wirkung, solange das Elend nicht zur lebhaften Gestalt in der Einbildung wird. Auf dem Ufer steht eine Menge Volks. Ein Boot ist im Wasser umgekippt, ein Mensch ist im Ertrinken. Alle sehen so klar wie zweimal zwei — vier, dass er ertrinken muss, wenn ihm keine Hilfe wird. Alle wissen, dass man ihn

retten kann, sobald ein Schwimmer sich ins Wasser werfen und zu ihm schwimmen würde. Allen ist von der Wiege eingeprägt, dass es eines jeden Pflicht ist, dem Nächsten in der Gefahr beizustehen; alle sind davon überzeugt, dass sein Leben zu wagen, um einen Menschen vom Tode zu erretten, eine rechtschaffene, ruhmvolle That ist. Viele können auch schwimmen, warum wirft sich denn keiner ins Wasser, und alle rufen nur Hilfe oder schreien den Ertrinkenden Ratschläge zu? Plötzlich tritt einer hervor, wirft die Oberkleider ab, springt ins Wasser und schwimmt zu Hilfe. Wodurch unterscheidet sich dieser eine von den übrigen? Etwa durch das Erkennen? Durchaus nicht. Das Bewusstsein ist in ihm das gleiche, wie bei den andern; wie alle weiss auch er, dass ein Mensch sich in Gefahr befindet, weiss wie man ihm helfen kann. Aber zusammen mit diesem Bewusstsein werden in ihm gewisse korrelative Empfindungen gereizt, und stärker gereizt, als bei den anderen. In allen werden einige diesbezügliche Empfindungen gereizt; aber in den anderen ist die abwankende Empfindung der Furcht u. s. w. vorherrschend, in ihm aber ist durch das Mitgefühl eine Überfülle der Empfindung, vielleicht in Verbindung mit Gefühlen niedrigerer Art, hervorgerufen worden. In beiden Fällen wurde die Thätigkeit bedingt nicht durch das Erkennen, sondern durch die Empfindung. Wodurch also kann in den Zuschauern eine Veränderung ihrer unthätigen Beziehungen zu der unglücklichen Begebenheit hervorgebracht werden? Augenscheinlich nicht durch eine Klärung ihres Erkennens, sondern durch eine Verstärkung der höheren Empfindungen in ihnen.

Das ist offenbar die psychologische Grundwahrheit, welches jedes System der menschlichen Disziplin in Erwägung ziehen sollte. Ist es nicht klar, dass der Gesetz-

geber, wenn er diese Wahrheit nicht berücksichtigt und sich an die ihr entgegengesetzten Vorstellungen hält — unvermeidlich in einen Fehler fallen muss. Die heutige Gesetzgebung, zum grössten Teile, handelt aber in solcher Weise zusammen mit der öffentlichen Meinung, sich täuschend eilt sie, eifrig Massregeln zu ergreifen, welche auf die Voraussetzung gegründet sind, dass die menschliche Thätigkeit nicht durch die Empfindung, sondern durch das Erkennen bestimmt werde.

Oder liegt etwa nicht diese Voraussetzung allen Massregeln zu Grunde, welche mit solcher Nachhaltigkeit zur Organisation des Schulunterrichtes eingeführt werden? Bei den beiden über diese Frage streitenden Parteien ist die Grundidee dieselbe — dass zur Verbesserung der Sitten und der Thätigkeit als einziges Mittel die Ausbreitung des Wissens diene. Alle sind durch verschiedene trügerische, statistische Zahlen verleitet und bestehen hartnäckig darauf, dass die Verminderung der Verbrechen und die Verbesserung der öffentlichen Sittlichkeit direkt von der staatlichen Schulzucht abhänge. Alle finden in den Zeitungen vergleichende Schlussfolgerungen über die Anzahl der Verbrecher, die nicht lesen können, mit der Zahl der Lesenkönnenden, sehen, dass die erste Zahl viel grösser, als die zweite ist, und folgern hieraus ohne viel Bedenken, dass die Quelle der Verbrechen — die Unwissenheit ist. Es kommt ihnen nicht in den Sinn, dass aus der Statistik alle möglichen Ziffern zusammengestellt werden können und man durch sie mit eben derselben Glaubwürdigkeit beweisen kann, dass die Anzahl der Verbrecher abhänge zum Beispiel davon, wieviel mal am Tage die Menschen sich waschen, wie oft sie die Wäsche wechseln, wie ihre Wohnung ventiliert ist, ob sie ein besonderes Schlafzimmer haben u. s. w. Man gebraucht nur in ein Gefängnis zu gehen und sich zu er-

kundigen, wieviel Verbrecher die Gewohnheit hatten, am Morgen ein Bad zu nehmen, sich so und soviel mal am Tage zu waschen; sogleich wird die Vorstellung entstehen, dass die Verbrecheranlage in Verbindung steht mit dem Zustande der Haut, — mit dem Schmutze oder der Reinlichkeit. Man zähle diejenigen, welche mehr als einen Anzug hatten, und die Vergleichung der Zahlen wird sogleich beweisen, dass die Gewohnheit, die Kleider zu wechseln, nur einer sehr geringen Anzahl von Verbrechern zukommt. Man erkundige sich, wo sie wohnten, in grossen Strassen oder in Winkelgassen, und man wird sehen, dass alle in der Stadt verübte Verbrechen, — einen kleinen Teil ausgenommen, — aus Winkel- und Kellerräumen stammen. Gerade ebenso findet ein fanatisches Mitglied eines Möglichkeitsvereines, ein Sammler von Sanitätsmassregeln jeglicher Art in den statistischen Ziffern soviel starke Argumente für seine Doktrine, als ihm beliebt. Aber wer die angenommenen Regeln der landesläufigen Doktrine, dass die Unwissenheit — die Ursache, das Verbrechen — die Folge sei — nicht auf Treu' und Glauben annimmt und sich überzeugen will, ob das Verbrechen nicht von verschiedenen anderen Ursachen in gleichem Masse abhänge — der wird klar einsehen, dass das Verbrechen in Wirklichkeit von unserer mit den niedrigsten Eigenschaften der angeborenen Natur verbundenen Lebensweise abhängt. Dann wird man genötigt sein, anzuerkennen, dass die Unwissenheit nur eine von den vielen und mannigfaltigen Umständen ist, die gewöhnlich das Verbrechen begleiten.

Es erscheint kaum möglich, diese kritische Probe der bestehenden Meinung und den aus ihr folgenden Schluss zu verwerfen. Aber die gegenwärtige Meinung will von solcher Schlussfolgerung nichts wissen und verwirft sie hartnäckig; so fest hat sich die angenommene Meinung in den Köpfen

eingenistet. Nur die Wirklichkeit wird sie ändern und als trügerisch kennzeichnen können, wenn sie die Folgen gezeigt haben wird, die aus dieser Meinung entstehen werden. Sobald die Woge der angenommenen Meinung eine bestimmte Höhe erreicht hat, kann ihr keine Überzeugung, keine Augenscheinlichkeit wehren; sie muss ihre Kraft an der ruhig gleitenden Strömung des menschlichen Wirkens geschwächt haben; nur von diesem Momente an entsteht eine Wendung der Meinung, nicht früher. Das ist wahr. Andernfalls würde es durchaus unverständlich sein, wie der Glaube an die Heilkraft des Schulunterrichts, dem die Leute verfallen sind, weil sie sich ohne Überlegung an allen dem, was ihnen tagtäglich politische Doktrinäre vorreden, sattgehört haben, — wie dieser Glaube gegenüber den handgreiflichsten Gegenbeweisen der täglichen Lebenserfahrung sich hätte halten können. Jede Mutter, jede Gouvernante wird täglich in Verwirrung gesetzt dadurch, dass ihre Reden keinerlei Wirkung haben, obgleich sie unausgesetzt wiederholen, was gut und was schlecht ist. Von überall hört man klagen, dass Ermahnungen, Auseinandersetzungen, Erklärung offenbarer Folgen auf manche Naturen durchaus keine Wirkung äussern; wenn sie auf einige Naturen wirken, so geschieht das nur dank der Empfänglichkeit für Empfindungen, und wo sie, nachdem sie erst fruchtlos waren, anfangen zu wirken, da liegt der Grund dazu nicht sowohl in der Klärung der Begriffe, als in der Veränderung der Empfindung. In jedem Hauswesen hört man, dass alles Rügen auf die Dienstboten keine Wirkung äussert; soviel man ihnen auch erklärt, sie halten an ihren alten Gewohnheiten, auch an den aller unvernünftigsten fest. Dienstleute können nicht durch Unterweisungen gebessert werden, sondern nur durch Androhungen von Geldbussen und Strafen, — das heisst durch Reizung des Gefühls. Wenden wir uns zur Sphäre ganz anderer Verhältnisse, so finden wir das Gleiche.

Böswillige Bankerotte, Gründer fiktiver Gesellschaften, Erzeuger gefälschter Waren, Fabrikanten, die fremde Marken benützen, Händler mit falschen Gewichten, Versicherer nicht existierender Güter, Jäger, die sich einander betrügen, hohes Spiel spielende Spieler — sind das etwa nicht gebildete Leute? Nehmen wir die äussersten Fälle: alle bekannten Giftmischer der Gegenwart — gehören zum grössten Teile der gebildeten Klasse an.

Der Glaube an eine unbedingte sittliche Wirkung der Verstandesbildung, welche die Thatsachen widerlegen, ist nichts als ein a priori vorgefasster, bis zur Thorheit ausgedehnter Lehrsatz. Der Mensch hat gelernt, dass dies oder jenes auf das Papier geworfene Zeichen — dies oder jenes Wort bedeutet. Welche Beziehung kann nun gedacht werden zwischen diesem Wissen und dem höchsten Pflichtbewusstsein? Das Vermögen, auf dem Papiere durch Zeichen Worte und Laute darzustellen, kann das denn die Kraft haben, den auf das Gute und Rechte gerichteten Willen im Menschen zu befestigen? Verstärkt denn das Einmaleins — das Vermögen zu addieren und zu subtrahieren — im Menschen die Kraft des Mitgefühls und hält sie ihn denn ab, den Nächsten zu kränken? Wird denn das Rechtsgefühl in irgend einer Hinsicht gekräftigt durch Lesen und Schreiben oder durch wenn auch die allerspeziellste Kenntnis der Geographie? Beweisen wollen, dass das eine durch das andere erzeugt wird, — ist das nicht gleichbedeutend mit der Behauptung, dass die Beine durch Gymnastik der Finger gestärkt würden, dass wer Lateinisch gelernt hat, auch Geometrie verstehe u. s. w.? Ist es denn weniger thöricht zu behaupten, dass die Disziplin der Verstandesfähigkeiten an und für sich den Menschen zur Empfindung für Edles und Wahres führen könne?

Der Glaube an die Allmächtigkeit der Schule, der Bücherweisheit und des Lesens gehört zur Zahl der Haupt-

irrtümer unserer Zeit. Sogar als Werkzeug der Verstandesbildung legt man dem Buche zu viel Bedeutung bei. Das unmittelbare Wissen aus erster Hand ist wichtiger als das Wissen aus zweiter Hand; das letztere soll bloss als Ersatz für das erstere dienen, da wo das erste unmöglich ist; bei uns aber giebt man dem letzteren den Vorzug vor dem ersteren. Die Sache ist so gestellt, dass alles aus der gedruckten Seite Erfasste in den Erziehungskursus gehört, — aber das aus der unmittelbaren Beobachtung des Lebens und der Natur Entnommene wird nur mit Mühe zu diesem Kursus zugelassen. —

Lesen heisst mit fremden Augen sehen — heisst lernen mit fremden Fähigkeiten, anstatt unmittelbar mit Hilfe der eigenen Fähigkeiten. Das bestehende Vorurteil hat aber eine solche Kraft erlangt, dass der Umweg zum Lernen dem geraden Wege vorgezogen und als Bildung gepriesen wird. Wir finden es lächerlich, dass die Wilden einen Brief für ein Zauberpergament halten, wir ergötzen uns an der Geschichte des Negers, der einen Brief und einen Korb mit Früchten tragend, die Früchte aufass und den Brief unter einen Stein versteckte, damit der Brief ihn nicht anzeigen sollte. Aber von dieser Anekdote ist der in dem gangbaren Begriffe vom Unterricht durch Bücher verborgene Irrtum nicht weit entfernt, den durch künstliche Mittel erworbenen Ideen wird im Vergleich zu solchen, die auf anderen Wegen erworben sind, eine besondere magische Kraft zugeschrieben. Dieser Irrtum wirkt schon sehr schädlich auf die Verstandesbildung; aber noch verderblicher ist er der sittlichen Bildung, indem er zur Annahme verleitet, als ob sittliche Bildung durch Lesen und Wiederholen von Aufgaben zu erreichen sei.

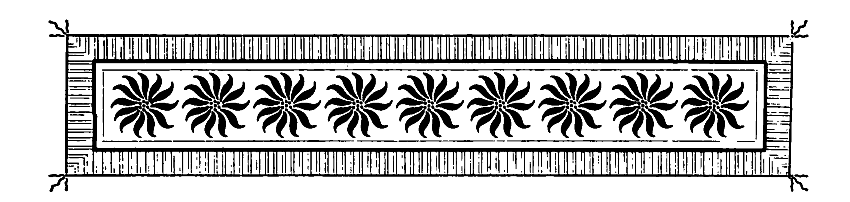
Ich wiederhole also, die menschlichen Thätigkeiten werden nicht durch Kenntnisse, sondern durch das Gefühl bestimmt. Hieraus folgt als Endschluss: Die Neigung zu

dieser oder jener Thätigkeit wird allein durch die Erfahrung gekräftigt, das heisst durch oft wiederholten Übergang vom Gefühl zur Thätigkeit. Wenn zwei bestimmte Ideen in einer bestimmten Folge oft wiederholt werden, so verbinden sie sich zuletzt in dieser Folge. Mechanische Bewegungen der Muskeln in einer bestimmten Kombination sind zuerst sehr schwer, aber je nach dem Masse der Übung werden sie leichter, bis sie endlich unbewusst erfolgen; ebenso wird eine gewisse, durch diese oder jene Empfindung hervorgerufene Art der Thätigkeit dem Menschen durch Wiederholung natürlich, ohne besondere Anstrengung zu erfordern. Die sittliche Gewohnheit bildet sich nicht durch Unterricht, wenn dieser sich auch tagtäglich wiederholt, sogar nicht durch Beispiele (wenn das Beispiel nicht zur Nachahmung reizt), sondern allein durch eine mittels der entsprechenden Gefühle wiederholt angeregte Thätigkeit. Das ist eine augenscheinliche Wahrheit der Psychologie, welche die Erfahrung des täglichen Lebens bestätigt; nichtsdestoweniger wird diese Wahrheit von den Fanatikern der landesläufigen Bildungstheorie verworfen.

Es wird wohl kaum jemand bewusst behaupten, die Verstandesbildung sei für den Menschen wichtiger, als die Bildung des Charakters. Ein jeder hat im Leben Gelegenheit zur Bemerkung gehabt, dass ein Arbeiter, der zwar nicht lesen kann, aber nüchtern, ehrlich und fleissig bei der Arbeit ist, unvergleichlich mehr Wert hat für sich selbst und für andere, als ein gelernter und wissender, aber unordentlicher, trinkender, nicht an die Familie denkender. In den höheren Klassen hat ein Verschwender und Spieler, wie gebildet und geistig entwickelt er auch sein mag, nicht den Wert eines Menschen, der keinen patentierten Kursus durchgemacht hat, sein Geschäft aber gewissenhaft betreibt, selbst seine Kinder versorgt und sie nicht in Armut der Sorge der Verwandten hinterlässt. Also wenn man die

Sache so nimmt, wie sie in der Wirklichkeit ist, so müssen alle zur Überzeugung gelangen, dass ein Charakter unvergleichlich wichtiger ist für die gesellschaftliche Wohlfahrt, als Vielwissen. Dagegen streitet man auch nicht, aber den herauszuziehenden Schluss nimmt man nicht an. Man stellt auch nicht die Frage auf, welchen Einfluss alle künstlichen, zur Verbreitung der Kenntnisse gebrauchten Mittel auf den Charakter haben werden. Von allen Zwecken, die ein Gesetzgeber verfolgen kann, ist der allererste, der allerwichtigste die Bildung des Charakters des Volkes und die Befestigung des Bewusstseins der persönlichen Verantwortung jedes einzelnen; aber dieser Zweck gerade wird ausser Acht gelassen.

Wenn wir bedenken, dass die ganze Zukunft der Nation von der Beschaffenheit der Einheiten, aus denen die Nation zusammengesetzt ist, abhängt; dass diese Beschaffenheit je nach den Bedingungen, denen sie unvermeidlich der Veränderung unterliegt, unterstellt wird; dass die durch solche Bedingungen hervorgerufenen Empfindungen unvermeidlich an Stärke gewinnen müssen und die Empfindungen, welche durch diese Bedingungen nicht hervorgerufen werden, geschwächt werden — dann werden wir einsehen, dass eine Verbesserung in der Gesellschaft der Sittlichkeit erreicht werden kann, nicht durch die Wiederholung von Regeln und Lehren und noch weniger allein durch die Sorge um Ausbreitung der Verstandesbildung, sondern durch tägliche Übung der höchsten seelischen Empfindungen und durch Kampf gegen die niedrigen Gefühle. Dazu giebt es nur ein Mittel: die Menschen in strenger Unterwerfung der Ordnung des gesellschaftlichen Lebens zu halten, dass jede Störung derselben unvermeidlich Böses, jede Befolgung aber Heil für jeden Menschen zur Folge habe. Darin und allein darin besteht die Erziehung der Nation.



Das Gesetz.

Wieviel uralte Begriffe sind in unserer Zeit verdunkelt und verwirrt worden, wieviel uralte Namen haben unter unseren Augen ihre Bedeutung verloren oder sind daran, sie zu verlieren.

So verändert sich — und nicht zum Guten — der Begriff des Wortes „Gesetz“. Das Gesetz ist einerseits — die Regel, andererseits — das Gebot, und auf diesem Begriffe als Gebot ist der sittliche Sinn des Gesetzes gegründet. Als Grundtypus bleiben die zehn Gebote: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren. — Du sollst nicht töten. — Du sollst nicht stehlen. — Lass dich nicht gelüsten.“ — Unabhängig davon, was in der „neuen Sprache“ gesetzliche Bestätigung (Sanktion) genannt wird, unabhängig von der Strafe für die Übertretung, hat das Gebot die Kraft, dass es das Gewissen im Menschen erweckt, weil es die gebieterische Unterscheidung zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, als von „oben her“ festgesetzt, ansieht. Und darin, nicht aber in der materiellen Strafe für Übertretung liegt die unbestreitbare Sanktion des Gesetzes, darin liegt sie, dass die Übertretung des Gebotes sofort in der Seele des Übertreters durch sein Gewissen sich kennzeichnet. Der

materiellen Strafe kann man entrinnen, die materielle Sühne kann zuweilen unterschätzt oder überschätzt werden — einen Unschuldigen treffen, infolge der Unvollkommenheit der menschlichen Gerichtspflege, von der inneren Strafe ist aber niemand befreit.

Die neue Lehre und die neue Politik der Gesetzgebung vergessen dieser hohen und tiefen Bedeutung des Gesetzes ganz. Hervorgehoben wird nur die alleinige Bedeutung des Gesetzes als Regel für die äussere Thätigkeit, als mechanischer Regulator, in juristischer Hinsicht, aller verschiedenartigen Äusserungen der menschlichen Thätigkeiten. Alle Aufmerksamkeit ist der Analyse und der Technik in der Fassung der Gesetzparagraphen zugewandt. Nicht zu bestreiten ist es, dass die Technik und die Analyse in dieser Sache eine grosse Bedeutung haben; aber ist es denn vernünftig, bei Vervollkommnung der einen und der anderen der Grundbedeutung der Gesetzesregel zu vergessen? Sie ist aber nicht allein vergessen, sondern man geht schon bis zu ihrer Negation.

Und so häufen wir ohne Zahl und Mass einen unabsehbaren Bau von Gesetzen aufeinander, üben uns unaufhörlich im Erfinden von Regeln, Formen und Formeln jeglicher Art. Wir errichten dieses Gebäude im Namen der Freiheit und der Menschenrechte, sind aber schon so weit gelangt, dass der Mensch sich nicht regen kann in diesem Geflechte aller Regeln und Formen, die im Namen der Garantie der Freiheit uns überall hindern, überall drohen. Wir bemühen uns, alles zu bestimmen, alles abzumessen und zu erwägen mit menschlichen — folglich, ach! unzulänglichen, unvollkommenen und oft trügerischen Formeln. Wir wollen das Individuum befreien, — stellen aber überall Fallen, in die der Unschuldige öfter gerät als der Schuldige. Inmitten einer unendlichen Menge von Erlassen und Regeln, in denen

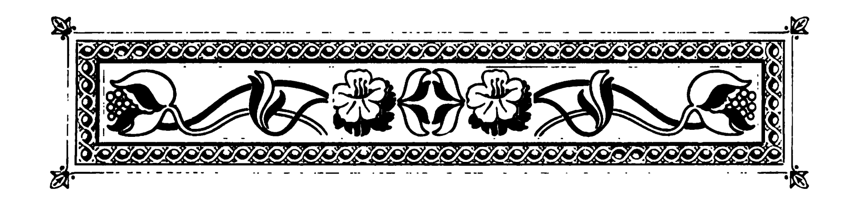
der Sinn selbst der Verfasser und Vollstrecker sich verwirrt, erhält die bekannte Fiktion, dass Unkenntnis des Gesetzes niemand entschuldigt, eine monströse Bedeutung. Der einfache Mann wird schon gezwungen, sowohl das Gesetz zu kennen, als auch um Schutz seines Rechtes zu bitten und sich gegen Angriffe und Beschuldigungen zu verteidigen: er fällt in verhängnisvoller Weise in die Hände der Advokaten, der vereidigten Mechaniker an der Gerechtigkeitsmaschine — und muss einen jeden seiner Schritte, jede Bewegung seiner Sache in der Arena des Gerichts und der Strafe bezahlen. — Mittlerweile aber fährt das ungeheure Netz des Gesetzes weiter fort sich zu stricken und wird, indem seine Maschen sich verengen und vervollkommnen zum Spinngewebe. Nicht umsonst bezog schon im 16. Jahrhundert der berühmte Baco auf dieses Netz das alte prophetische Wort: „Netze werden sie umstricken, sagt der Prophet, und kein Netz ist verderblicher als das Netz des Gesetzes: sobald ihre Anzahl sich vermehrt und der Lauf der Zeit sie nutzlos gemacht hat — hört das Gesetz schon auf, das Licht zu sein, das unseren Weg beleuchtet und wird zum Netze, in das unsere Füsse sich verfangen."

Seit dem 16. Jahrhundert ist in Bacos Vaterlande an jenem Netze, welches ihm schon in jener Zeit als unmöglich erschien, fortgestrickt worden, und es hat ungeheure Masse erreicht. Die Unmasse von Parlamentsakten, Verordnungen, Entscheidungen ist zu etwas Chaotisch-Grossem, Chaotisch-Unharmonischem geworden. Es giebt keinen Kopf, der im stande wäre, sich in ihm zurechtzufinden und es in Ordnung zu bringen, das Zufällige von dem Bleibenden, das Überlebte von dem Wirkenden, das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu trennen. Es ist, als ob die ganze Gesetzmasse in einen ungeheuren Speicher niedergelegt wäre, aus dem diejenigen, welche ihn frequentieren und in ihm Be-

scheid wissen, je nach Bedarf hervorsuchen, was ihnen beliebt. Auf solcher Beschaffenheit des Gesetzes fusst aber die Gesetzpflege, stützt sich die ganze Thätigkeit der gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen. Wenn der Begriff des Rechts im Bewusstsein des Volkes noch nicht erlöscht ist, so ist das allein erklärbar durch die Kraft der Tradition, der Gebräuche, der Kenntnis und Geschicklichkeit im Regieren und Richten, die sich durch Vererbung in der Thätigkeit alter, Jahrhunderte hindurch bestehender Behörden und Einrichtungen erblich erhalten hat. Es existiert also ausser dem Gesetze, wenn auch mit ihm verbunden, eine vernünftige Kraft und ein vernünftiger Wille, welcher gebieterisch bei der Anwendung der Gesetze wirkt und dem sich alle bewusst unterwerfen. Wenn man also von der Achtung des Gesetzes in England spricht — so erklärt das Wort Gesetz noch nichts. Die Kraft des Gesetzes (das die Leute nicht kennen) wird in der That erhalten durch die Achtung vor der Macht, die das Gesetz handhabt und durch das Vertrauen zu ihrer Vernunft, ihrer Kunst und ihrem Wissen. In England wird die hauptsächlichste, unentbehrlichste Bedingung zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung nicht oberflächlich, sondern streng gehütet: Die festbestimmten Schranken der dazu eingesetzten Behörden und des einer jeden zugehörigen Kreises, so dass keine einzige an der Festigkeit der Grenzen ihrer staatlichen Befugnisse zweifeln und in ihrem Bewusstsein derselben wankend werden kann. Auf diesem Grundbau arbeitet die Behörde nicht durch den Buchstaben des Gesetzes allein, indem sie sich ihm sklavisch in der Furcht vor Verantwortung unterwirft, sondern handelt durch das Gesetz in seiner ganzen und vernünftigen Bedeutung, als mit einer sittlichen Kraft, die ihren Ursprung im Staate hat.

Aber wo diese Hauptkraft fehlt, wo keine alten, von einem Geschlechte zum andern als Depositorium für die Anwendung der Gesetze dienenden Einrichtungen bestehen, da erzeugt die Vermehrung und Komplikation der Gesetze in der That ein Labyrinth, in welchem sich die Wege aller dem Gesetze unterworfenen Menschen verwirren, und aus dem über sie geworfenen Netze giebt es keinen Ausweg. Die Gesetze werden zum Netze nicht allein für die Bürger, sondern — was viel wichtiger ist, selbst für die zur Anwendung der Gesetze berufenen Behörden — indem sie dieselben durch eine Masse einschränkender und sich widersprechender Vorschriften in der Freiheit der Überlegung und Entscheidung beengen, welche der Behörde zu einer vernünftigen Thätigkeit unumgänglich ist. Wenn Böses oder Gewaltthätigkeit entdeckt werden, wenn ein Geschädigter geschützt, die Ordnung hergestellt und jedem das Seine zugesprochen werden soll, dann bedarf es einer gebieterischen Thätigkeit des Willens, die auf das Streben nach dem Rechte und nach dem allgemeinen Wohle gerichtet ist. Wenn aber die zu handeln verpflichtete Person dabei auf jedem Schritte in dem Gesetze selbst auf beschränkende Vorschriften und künstliche Formeln stösst, wenn bei jedem Schritte ihr die Gefahr droht, die eine oder die andere von der Menge im Gesetze ihr gezogener Schranken zu übertreten, — wenn dabei die Grenzen der in ihrer Thätigkeit sich berührenden Behörden und Verwaltungen in dem Gesetze selbst durch eine Menge von Spezialvorschriften verwirrt sind, — dann verliert sich jede Behörde in Unentschlossenheit und wird durch ebendasselbe geschwächt, was ihr Kraft geben sollte, d. i. durch das Gesetz, und wird durch die Furcht vor Verantwortung in demselben Augenblicke niedergedrückt, in dem nicht Furcht, sondern das Bewusstsein ihrer Pflicht und ihres Rechtes als alleiniger

Impuls und alleinige Leitung dienen sollte. Die sittliche Bedeutung des Gesetzes wird geschwächt und geht in der Menge der durch die unausgesetzte Thätigkeit der Gesetzmaschine aufgehäuften Gesetzparagraphen verloren, und zuletzt erhält im Bewusstsein des Volkes das Gesetz selbst die Bedeutung einer äusserlichen, ohne erklärlichen Grund niederdrückenden Kraft, welche die Thätigkeit des Volkslebens bindet und beengt.



Krankheiten unserer Zeit.

In unserer Zeit sind alle unzufrieden, und diese fortwährende chronische Unzufriedenheit geht bei vielen über in den Zustand der chronischen Erbitterung. Was erbittert sie? Ihr Schicksal, die Regierung, die öffentliche Meinung, andere Menschen, alle und Alles — ausser ihnen selbst.

Wir sind alle unzufrieden, wenn die Erwartungen uns täuschen. Diese Unzufriedenheit der Enttäuschung, welche die Lebenswendungen mit sich bringen, wird gewöhnlich durch andere Wendungen desselben Lebens verwischt. Das ist aber eine zeitweilige, vorübergehende, nicht wie die jetzige Unzufriedenheit, eine allgemeine, epidemische Krankheit, von welcher die ganze neue Generation angesteckt ist. Die Menschen wachsen heran in übermässigen Erwartungen, welche durch übermässige Selbstsucht und übermässige, künstlich gebildete Bedürfnisse erzeugt werden. Früher gab es mehr zufriedene und ruhige Leute, weil die Menschen nicht soviel vom Leben erwarteten, sich an kleinem, mittlerem Masse genügen liessen, nicht eilten, ihr Schicksal und dessen Horizonte zu vergrössern. Sie wurden durch ihr Amt und ihre Arbeit und durch das mit Amt und Arbeit verbundene Pflichtgefühl gehalten. Kleine Leute, wenn sie

auf andere blickten, die gross lebten, dachten: das ist nicht für uns! und beruhigten sich bei dieser Unmöglichkeit. Heute ist diese Unmöglichkeit zu einer der Einbildung eines jeden erreichbaren Möglichkeit geworden. Jeder Gemeine träumt General der Fortuna werden zu können, nicht durch Mühe, durch Dienen, nicht durch Pflichterfüllung und wirkliches Hervorthun, — sondern durch Zufall und plötzlichen Gewinn. Jeder Erfolg scheint Sache des Zufalls und des Glücks geworden zu sein — und durch diesen Gedanken sind alle mehr oder weniger erregt, gerade wie beim Hazardspiel durch Hoffnung auf Gewinn.

In wirtschaftlichen Sphären überwiegt das Kreditsystem. Der Kredit ist in unserer Zeit zur mächtigen Handhabe für die Erzeugung neuer Werte geworden. — Dieses Mittel aber ist einem jeden zugänglich, und bei der verhältnismässigen Leichtigkeit in seiner Handhabung erhalten bei weitem nicht alle erzeugten Werte wirkliche Bedeutung und dienen produktiven Zwecken: grösstenteils werden scheinbare, fiktive Werte zur Befriedigung zufälliger, vorübergehender Interessen mit Berechnung auf plötzliche Bereicherung geschaffen. Demzufolge fängt der Erfolg eines jeden Unternehmens nicht in dem gleichen Masse wie früher von der persönlichen Thätigkeit, Fähigkeit, Energie und den Kenntnissen des Unternehmens ab: in öffentlichen und wirtschaftlichen Kreisen haben sich neben jedem Geschäfte eine grosse Menge unsichtbarer Einflüsse, unfassbarer Zufälligkeiten gebildet, die nicht vorauszusehen und nicht zu umgehen sind. Jeder Handelnde hat nicht mit dieser oder jener bestimmten Schwierigkeit, sondern mit einem ganzen Netze von Schwierigkeiten zu kämpfen, mit denen die Sache von allen Seiten umstellt ist. Die Berechnungen verwickeln sich, weil die gegebenen Grössen, mit denen gerechnet werden muss, der Berechnung entschlüpfen. Hierin

liegt der Zustand der Unsicherheit, der Unruhe und Ermattung, an dem alle mehr oder weniger leiden. Jede Thätigkeit wird paralysiert durch einen geistigen Zustand, in welchem der Wirkende sich ausser Stande fühlt, die Umstände zu bewältigen, weil sein Wille und Verstand den ihn umgebenden Verhältnissen gegenüber ohnmächtig sind. Die Energie lässt nach, der Geschäftsmann wird zum Fatalisten und gewöhnt sich, auf Erfolg zu rechnen nicht als Folge der Divinations- und Dispositionskraft, sondern als Folge des blinden Zufalls, des Glücks. Das ist eine der Ursachen des Pessimismus, von dem so viele in unserer Zeit angesteckt sind und teilweise der Grund einer anderen allgemeinen Krankheit — des praktischen Materialismus — des Bedürfnisses nach sinnlichen Vergnügungen. Die sinnlichen Instinkte erwachen mit besonderer Kraft durch ein auf Ungewissheit und Zufälligkeit gegründetes Leben, durch beunruhigende und fieberhafte Thätigkeit.

Die nämlichen Erscheinungen machen sich auch in anderen Kreisen der öffentlichen Thätigkeit bemerkbar. Überall wird eben derselbe Kredit zu ihrem Werkzeuge, überall werden mit merkwürdiger Schnelligkeit und Leichtigkeit scheinbare, fiktive Werte erzeugt, welche den Einen — bei günstigen Zufälligkeiten Glück bringen -- den Anderen — beim Zusammenstosse mit dem wirklichen Leben zu Staub zerfallen. Es ist bemerkenswert, mit welcher Leichtigkeit heutigen Tages Reputationen geschaffen, die erziehende Disziplin der Schule durchgemacht oder besser umgangen, wichtige, öffentliche mit Macht verbundene Ämter erhalten, bedeutende Belohnungen verteilt werden. Ein ungebildeter Zeitungsschreiber wird plötzlich zum berühmten Litteraten und Publizisten, ein mittelmässiger Advokat erhält die Bedeutung eines weltberühmten Redners, ein Marktschreier der Wissenschaft erscheint als gelehrter Professor, ein unerfahrener

junger Mensch, der nicht ausgelernt hat, wird Rechtsanwalt, Richter, Verfasser gesetzgebender Projekte; ein gestern kaum entsprossener Halm nimmt die Stelle eines starken Baumes ein. — Alles das sind scheinbare, fiktive Werte und doch entstehen sie bei uns tagtäglich auf dem Lebensmarkte in Massen und ihre Inhaber tragen sich mit ihnen genau so herum, wie Börsenleute mit ihren aufgeblasenen Aktien. Viele leben mit solchen Wertchen ihr Leben lang und bleiben in Wirklichkeit kleine, kraftlose unproduktive Leute. Bei vielen zerfallen diese Werte aber bald zu Schutt, und die Inhaber werden bankerott. Unterdessen hat die Eigenliebe es ermöglicht, bis zum Unnatürlichen sich aufzublähen, Ansprüche und Bedürfnisse sind bis ins Masslose gewachsen, die Wünsche sind erregt, — in dem entscheidenden Momente aber, wenn gehandelt werden soll, fehlt die Kraft; weder Verstand noch Charakter, noch Kenntnisse sind vorhanden. Das ist der Grund vieler sittlicher Bankerotte, welche in ihrer Art aus gleichen Ursachen entstehen, wie die Zahlungseinstellungen in wirtschaftlichen Kreisen. Es ist schwer zu ermitteln, wie viele Kräfte in unserer Zeit durch ungeregelte, widernatürliche, zufällige Verteilung, durch regellose Zirkulation der Kapitalien auf unserem Markte untergehen. Das Resultat ist — junge, aber durch das Leben schon gebrochene, verkrüppelte, zerschlagene Menschen. Einige vermögen ihre Last nicht zu schleppen und zerspringen wie ein ungleichmässig erwärmtes Gefäss: in Ungeduld endigen sie ihr Leben durch Selbstmord, der dem Anschein nach einem Menschen nicht schwerfällt, welcher gewöhnt ist, sich allein als Mittelpunkt seines Seins anzusehen, der es mit irdischem Masse misst und fühlt, dass dieses Mass ihm entglitten ist und seine Berechnungen sich verwirrt haben. Andere irren auf der Welt herum und vermehren mit sich die Zahl der Unzufriedenen, der Erbitterten, der gegen das

Leben und die Gesellschaft Empörten: Wehe, wenn ihrer sich zu viele sammelten und ihnen Gelegenheit geboten würde ihre Bosheit auszulassen und ihre Begierden zu befriedigen. — — —

II.

Man sagt, die Alten pflegten ein Skelett oder einen Totenkopf bei ihren schwelgerischen Mahlen aufzustellen, den Schwelgenden zur Erinnerung an den Tod. Wir haben diesen Gebrauch nicht; wir möchten während wir uns vergnügen und schmausen den Gedanken an den Tod nicht fern von uns halten. Nichts desto weniger steht der Tod doch hinter einem jeden, und seine drohende Gestalt ist jeden Augenblick bereit, vor unseren Augen aufzutauchen.

Jeder Tag bringt uns Nachricht von hier oder dort stattgehabten, unerklärbaren, rätselhaften Selbstmorden, die zu einer tagtäglichen, gewohnten Erscheinung unseres öffentlichen Lebens zu werden drohen. — — — Es ist schrecklich zu denken — haben wir uns denn wirklich an diese Erscheinung gewöhnt? Wann hat bei uns so etwas existiert, wann hat je eine Menschenseele so wenig gegolten, und wann hat es eine solche allgemeine Gleichgültigkeit gegeben gegen das Schicksal einer nach Gottes Ebenbild erschaffenen, durch Christi Blut erkauften, lebendigen Seele? Arme und Reiche, Gelehrte und Ungebildete, der gebrechliche Greis und der das Leben eben beginnende Jüngling, sogar das kaum auf den Füssen stehende Kind, — alle nehmen sich das Leben mit unbegreiflicher, sinnloser Leichtigkeit, — der Eine einfach — ein Anderer sich und seinen Selbstmord drapierend.

Woher kommt das? Daher, dass unser Leben bis zur Unmöglichkeit widernatürlich, sinnlos und falsch geworden

ist. Daher, dass jede Ordnung geschwunden, jede Folgerichtigkeit in unserer Entwicklung abhanden gekommen ist; weil unter uns alle Zucht des Gedankens, des Gefühls und der Sittlichkeit gelockert ist. Alle einfachen, organischen Verhältnisse des öffentlichen und des Familienlebens sind verdorben und verwirrt, an ihre Stelle haben sich Anstalten oder abstrakte Prinzipien gedrängt, zum grössten Teil unwahre oder falsch im Leben und in der Wirklichkeit angewandte. Die einfachen Bedürfnisse der seelischen und geistigen Natur haben einer Menge künstlicher Bedürfnisse Platz gemacht, und die einfachen Empfindungen sind zu komplizierten, künstlichen, der Seele schmeichelnden und sie aufregenden geworden. Eigenliebe jeder Art, welche früher in Ruhe wuchs im Verhältnis zur Beschaffenheit und zu den Bedingungen des Lebens, bricht plötzlich hervor, erhebt sich auf einmal zu der ganzen thörichten, durch keine Disziplin gehaltenen Grösse des menschlichen Ich und übernimmt dessen grenzenlose Ansprüche an Leben, an Freiheit, an Glück und Beherrschung des Schicksals und der Verhältnisse. Alle Köpfe — starke und schwache, hohe und niedere, grosse und kleine —, nachdem sie in gleicher Weise die Fähigkeit, ihre Unwissenheit zu erkennen, die Fähigkeit zu lernen, d. h. den Lebensgesetzen sich unterzuordnen, verloren haben, — haben sich auf einmal auf jene trügerische Höhe gestellt, von der jeder Grosse und Kleine sich als Richter wähnt über Leben und Welt.

So hat sich in unserer Gesellschaft eine unübersehbare Masse von Trug aufgehäuft, der alle Verhältnisse durchdrungen hat, die Luft selbst, die wir atmen, in der wir uns bewegen und thätig sind, den Gedanken, durch den wir unseren Willen leiten und das Wort, das unseren Gedanken ausdrückt — verpestet. Inmitten dieser Lüge was kann da anders existieren, als schwächliches Wachstum, schwäch-

liches Leben und kraftlose Thätigkeit. Die Vorstellung selbst vom Leben und seinen Zwecken wird gefälscht, die Verhältnisse werden verwirrt, und das Leben verliert seine Gleichmässigkeit, welche zur ruhigen Entwicklung und normalen Thätigkeit notwendig ist. Ist es da zu verwundern, dass viele ein solches Leben nicht ertragen können und endlich das zum Leben notwendige Gleichgewicht der sittlichen und geistigen Kräfte verlieren? Ein gleichmässig erwärmtes Krystallgefäss vermag einen hohen Grad von Hitze auszuhalten, ungleichmässig und plötzlich erwärmt — springt es. Geschieht nicht etwa das Gleiche bei uns mit den unglücklichen Selbstmördern, von denen wir täglich hören? Die einen gehen zu grunde an der inneren Unwahrheit ihrer Lebensvorstellungen, sobald bei der Begegnung mit der Wirklichkeit diese Vorstellungen und Träumereien zu Schutt zerfallen: der unglückliche Mensch, ausser seinem Ich keine Stütze kennend, ausserhalb seines Ich keinen sittlichen Grund für den Kampf mit dem Leben habend, flieht vor dem Kampfe und zerschmettert sich selbst. Andere verkennen, weil ihnen die Kraft fehlt, ihr eigenes, vielleicht hohes Ideal des Lebens und der Thätigkeit mit der Lüge ihrer Umgebung, mit der Unwahrheit der Menschen und der Einrichtungen zu vereinen; enttäuscht durch das, woran sie zu glauben wähnten und in sich keinen anderen Glauben habend, verlieren sie das Gleichgewicht und entlaufen kleinmütig dem Leben. — Wieviel sind aber derer, die plötzliches, ungleichmässiges Steigen, die die Macht zu grunde richtete, nach der sie leichtsinnig strebten und die sie sich aufluden — über ihre Kräfte? Unsere Zeit ist eine Zeit trügerischer, fiktiver, künstlicher Grössen und Werte, durch welche die Menschen einander verführen; es ist soweit gekommen, dass einem wirklich Würdigen es bisweilen schwerfällt, sich hervorzuthun und zu bewähren; denn auf dem

Markte der menschlichen Eitelkeit ist nur die hohle, glänzende Münze im Umsatz. In solcher Zeit fassen die Leute leicht alles an, weil sie in sich Kraft wähnen, alles zu bewältigen — und bringen es bei einiger Kunst fertig, ohne grosse Anstrengung zu hohem Amte zu gelangen. Machtstellung lockt menschliche Eitelkeit; mit ihr ist die Vorstellung verbunden von Ehrerbietung, von bevorzugter Stellung, von Recht, Ehre zu verteilen und aus nichts neue Kraft zu schaffen. Was aber auch die menschliche Vorstellung von Macht sein mag, das sittliche Prinzip der Macht ist ein einziges, unwandelbares: „Wer der erste sein will, der muss aller Diener sein.“ Wenn alle darüber nachdenken würden, wer würde wohl wünschen, eine Last auf sich zu nehmen, die er nicht zu bewältigen vermag? Und doch wünschen alle sehnlichst, zur Macht zu gelangen und diese Bürde der Macht hat viele ins Verderben gestürzt und zermalmt; denn in unserer Zeit ist die Aufgabe der Macht eine kompliziertere geworden und hat sich namentlich bei uns verwirrt. Es giebt also viele Menschen, denen eine leichtsinnig übernommene, leichtsinnig aufgebürdete Macht zur verhängnisvollen Sphinx wird, die ihr Rätsel stellt. — Wer es nicht zu lösen vermag — der kommt um.

III.

Um einen Gegenstand zu erkennen, muss man sich ihm nähern und den richtigen Gesichtspunkt wählen; davon hängt alles ab, und alle menschlichen Irrtümer rühren daher, dass der Betrachtungspunkt ein falscher war. Wir sind gewohnt, uns auf unsere Eindrücke zu verlassen, den Eindruck erlangen wir aber, indem wir über die Oberfläche des Gegenstandes hingleiten, was wir mit Geschick und

Schnelligkeit zu machen verstehen. Während wir an solch oberflächlichem Eindruck uns genügen lassen, beeilen wir uns zugleich infolge der uns eigentümlichen Ungeduld, ihn allen mitzuteilen; nach geschehener Mitteilung verbinden wir mit ihm unsere Eigenliebe. Dann aber lässt die Trägheit in Verbindung mit der Eigenliebe uns nicht mehr in das Wesen des Gegenstandes eindringen und unseren Gesichtspunkt kontrollieren. Und so bildet und entwickelt sich und wächst nach stattgefundenem Austausche der Eindrücke zwischen empfänglichen Naturen der Irrtum, der ganze Massen umfängt und nicht selten für die öffentliche Meinung gehalten wird.

Das gilt sowohl im Kleinen, wie im Grossen. Ganze Systeme der Weltanschauung haben im Laufe der Zeiten geherrscht nnd wurden zur unbestreitbaren Überzeugung, bis zuletzt es sich erwies, dass sie falsch waren, weil sie von einem falschen Gesichtspunkte ausgegangen waren. Der Art war des Ptolomäus' astronomisches System. Jahrhunderte hindurch sahen die Menschen hartnäckig auf das Weltall von der Seite, schief, weil sie ihren zentralen Gesichtspunkt auf die Erde gestellt hatten; denn die Erde schien ihnen so unbedingt unübersehbar: sie konnten schlechterdings einen anderen Mittelpunkt sich nicht vorstellen. Das System war voller Wirrwarr und Widersprüche, zu deren Ausgleichung die Wissenschaft künstliche Kreise, Nebenkreise u. s. w. erfand. So vergingen Jahrhunderte, bis Kopernikus kam und diesem System das falsche Zentrum nahm. Alles erschien klar, als offenbar wurde, dass das Weltall sich nicht um die Erde dreht, dass die Erde keine überwiegende Bedeutung habe, dass sie nichts anderes sei, als ein Planet unter einer Menge von Planeten und dass sie von Kräften abhänge, welche ihre Stärke und Bedeutung unendlich übersteigen.

Das ptolomäische System hat längst ausgelebt, aber ist es begreiflich, dass in unserer Zeit seine Herrschaft in einem anderen Ideen- und Begriffskreise sich erneut. Gerät denn nicht die neueste Philosophie in einen ähnlichen Wirrwarr durch denselben groben Fehler, indem sie den Menschen als den Mittelpunkt des Weltalls hinstellt und um ihn das ganze Leben kreisen lässt, ähnlich wie die Wissenschaft zu jener Zeit die Sonne um die Erde sich drehen liess. Man sieht: nichts ist neu unter dem Monde. Dieser alte Plunder wird als Neuigkeit ausgegeben, als letztes Resultat einer Wissenschaft, in der Widerspruch auf Widerspruch folgt, Widerrufe früherer Regeln, neue, kategorisch ausgesprochene Regeln, Widerlegung dieser, gleichermassen kategorisch ausgesprochene überraschende Entdeckungen, von denen man bald darauf findet, dass es besser gewesen wäre, ihrer garnicht zu erwähnen. Alles das heisst Progress, Vorwärtsschreiten der Wissenschaft. Aber sind das denn nicht in Wahrheit dieselben Cykle und Epicykle des ptolomäischen Systems. Wann wird der neue Kopernikus erscheinen, der diesen Zauber zerstört und klar zeigt, dass das Zentrum nicht im Menschen liegt, sondern ausserhalb desselben und unendlich höher als der Mensch und die Erde und das ganze All.

Und sehen wir dasselbe nicht auch zum Beispiel in der Geschichte aller Sekten, von den Gnostikern und Arianern an bis zu den Anhängern Paschkows, Sjutäws, Tolstois und den Nihilisten? Alles kommt davon, dass der Mensch, dem Eindruck folgend, sich auf einen falschen Gesichtspunkt stellt; in seinem Ich stellt er diesen Punkt auf und wähnt, dass die ganze Welt sich um ihn bewege — und sucht die Wahrheit in allem und überall, wird unwillig über alles und über alle, straft alles Lügen ausser sich selbst, den die gleichen Sünden und Leidenschaften beherrschen. — Welch merkwürdiger, welch verhängnisvoller Irrtum!

IV.

Die Hartnäckigkeit im dogmatischen Glauben war immer das Los der armen, beschränkten Menschheit und scheint es zu bleiben und Menschen von grossen und tiefen Gedanken mit weitem Gesichtskreise werden in ihr immer die Ausnahmen bilden. Ein Glaube nimmt die Stelle des anderen ein, — die Dogmen verändern sich, die Gegenstände des Fanatismus wechseln. In unserer Zeit hat sich der Glaube an allgemeine Grundsätze, an eine logische Gestaltung des Lebens und der Gesellschaft nach allgemeinen Prinzipien, der Köpfe der sogenannten Gebildeten bemächtigt. Das sind die neuesten Fetische, die für uns an die Stelle der alten Götzen getreten sind, aber im wesentlichen machen wir uns Abgötter und beten sie an, wie unsere Urahnen das thaten. Sind zum Beispiel solche Worte und Begriffe wie Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mit allen ihren Anwendungen und Abzweigungen nicht Abgötter für uns? Bilden etwa allgemeine, von Gelehrten erfundene und zum Dogma erhöhte Regeln, wie zum Beispiel die Entstehung der Arten, der Kampf ums Dasein u. s. w., nicht Abgötter für uns?

Der Glaube an allgemeine Prinzipien bildet den grossen Irrtum unserer Zeit. Der Irrtum besteht darin, dass wir an diese Prinzipien dogmatisch glauben, bedingungslos, indem wir das Leben mit allen seinen Bedingungen und Anforderungen vergessen und weder Zeit noch Art, noch individuelle und historische Eigentümlichkeiten unterscheiden.

Das Leben ist keine Wissenschaft und keine Philosophie, es lebt in sich selbst als lebendiger Organismus. Weder Wissenschaft noch Philosophie herrschen über das Leben als etwas Äusserliches: sie schöpfen ihren Gehalt aus dem Leben, indem sie die Erscheinungen des Lebens sammeln,

scheiden und verallgemeinern; sonderbar aber würde es sein zu denken, dass sie im stande wären, das Leben mit aller seiner unendlichen Mannigfaltigkeit zu erfassen und zu erschöpfen, ihm Gehalt zu geben, es neu konstruieren zu können. In der Anwendung auf das Leben hat eine jede Thesis der Wissenschaft und der Philosophie die Bedeutung einer wahrscheinlichen Voraussetzung, einer Hypothese, die in jedem Falle durch den gesunden Verstand und die geschickte Vernunft nach den Erscheinungen und Thatsachen, für welche sie angewendet werden soll, geprüft werden soll. Eine andere Anwendung allgemeiner Grundsätze würde einen Zwang und eine Unwahrheit im Leben bedeuten. Schon allein der Umstand, dass die Wissenschaft und Philosophie sehr wenig zweifellose Thesen besitzt, müsste uns irre machen: fast alle sind Gegenstand des Streites zwischen den Schulen und Parteien, fast alle sind durch neue Versuche, durch neue Lehren zum Schwanken gebracht: es existiert nicht eine auf das Leben anwendbare Wissenschaft, welche ein ganzes Gewand aufweist, alle sind mehr oder weniger künstlich aus Flickern verfertigt, mit Änderung des Schnittes nach der Mode, — bisweilen aber hängen diese Flicker in Fetzen gerissen durch die Schulpolemik der verschiedenartigen Lehren. Inzwischen glauben die Vertreter einer jeden Schule in der Wissenschaft an ihre Lehrsätze dogmatisch und verlangen deren bedingungslose Anwendung auf das Leben. Man braucht nur als Beispiel etwa die Nationalökonomie zu nehmen. Die Ökonomisten haben sich in den Ruf der grössten Pedanten und Dogmatiker gebracht, weil sie durchaus in das Leben, in die Gesetzgebung, in die Industrie mit ihren allgemeinen Gesetzen für Produktion, für Kraft- und Kapitalsverteilung als unbestreitbare Macht eindringen wollen; alle aber vergessen dabei mehr oder weniger der lebendigen

Kräfte und Erscheinungen, die in jedem gegebenen Falle ein dem Gesetze widerstrebendes, seine Wirkung störendes Element bilden. Sie haben die Formel aus einer grossen Menge von Thatsachen und Erscheinungen gezogen, vermochten aber nicht deren unendliche Mannigfaltigkeit, die ganze Reihe der Kombinationen, die in jedem gegebenen Falle zur Erscheinung kommen, zu erschöpfen. Diese Formeln waren gewiss eine grosse Wohlthat für die Wissenschaft, die dank ihnen sich geklärt hat und vorwärts gedrungen ist, aber nicht eine derselben bildet ein unbewegliches, bedingungsloses Gesetz für das Leben: eine jede dient nur der Forschung zur Richtung, jede drückt nur eine bestimmte Bewegung, eine Direktion der Kraft aus, die im gegebenen Falle unabänderlich durch andere in entgegengesetzter Richtung wirkende Kräfte gestört oder ausgeglichen wird. Die Wirkung dieser Kräfte mathematisch zu berechnen, ist unmöglich. und daher haben die Folgerungen und Schlüsse der Volkswirtschaftslehre, wenngleich sie auf unbestreitbaren Thatsachen beruhen, nur eine voraussetzende, hypothetische Bedeutung, aber nicht die Bedeutung eines entscheidenden, unbedingten Gesetzes. So wird sie auch immer ein wirklicher, vom Pedantismus der Bücherwissenschaft nicht angesteckter Gelehrter verstehen. So aber sind bei weitem nicht alle Gelehrte. Was soll man denn nun von der Menge sagen, von den oberflächlichen Lesern, Gesetzgebern, Juristen, Administratoren, die meistens läuten hören und nicht wissen wo, welche grösstenteils all ihr Wissen aus einigen Seiten der Leitfäden, aus einem Artikel der Tagespresse schöpfen und es lieben, ohne weitere Untersuchung für jede gestellte Frage in dem Artikel des Konversationslexikons eine fertige Entscheidung mit Brief und Siegel zu finden. Ihnen dient jede allgemeine Regel als unbestreitbare „Autorität der Wissenschaft“, als billiges

Mittel zur fertigen Entscheidung der wichtigsten Lebensfragen und als bequemes Werkzeug, mit dem alle Argumente des gesunkenen Verstandes pariert, alle Fakta der Geschichte und Praxis auf einmal widerlegt werden können. Dank diesen allgemeinen Sätzen und Prinzipien ist es heutzutage dem allerleersten, oberflächlichsten Kopfe, dem allernichtswürdigsten, gleichgiltigsten Schlaukopfe so leicht geworden, mit Hilfe der Phrase für einen tiefen Philosophen, Politiker oder Administrator zu gelten und einen billigen Sieg über gesunden Verstand und Erfahrung zu erringen. So ein Gelehrter kann auf einmal auf „die Höhe der Wissenschaft und des Gedankens der Gegenwart“ springen. Wer ist im stande, auf solcher Höhe ihm entgegenzutreten?

Die Menge vermag nicht einen allgemeinen Satz in seiner wahren, bedingten Bedeutung aufzunehmen: jede Regel, jede Erscheinung ist dem Verständnis der Menge nur in lebendiger, konkreter Gestalt und Vorstellung zugänglich. Der grosse Fehler unserer Zeit besteht darin, dass wir, indem wir selbst vom Hören-Sagen den falschen Glauben an allgemeine, abstrakte Sätze annehmen, uns mit denselben auch an das Volk wenden. Das ist ein durch die Idealisten der Volksaufklärung unserer Zeit in Umlauf gebrachtes, neues Spiel mit allgemeinen Prinzipien, welches deshalb äusserst gefährlich ist, weil es zum Verfall des Volksbewusstseins führt. Dieses Spiel spielt unsere Schule bedauerlicher Weise zu oft nur mit dem Volke. Aber zu allererst haben die Volksregierungen dieses Spiel aufgebracht, und viele haben das schon teuer bezahlt, — bezahlt mit der Aufrichtigkeit des sittlichen Verhältnisses zum Volk. Eine Lüge erzeugt die andere; wenn im Volke sich falsche Vorstellungen, falscher Glaube, falsche Hoffnungen bilden, so wird es einer Regierung, welche selbst von diesen Lügen angesteckt ist, schwer, sie

aus der Auffassung des Volkes zu reissen; sie ist gezwungen mit ihnen zu rechnen, von neuem mit ihnen zu spielen und die eigene Macht im Volke künstlich durch Weben neuer Lügen in den Einrichtungen, Reden und Handlungen aufrecht zu erhalten — durch ein Gewebe, das die unvermeidliche Folge der ersten Unwahrheit war.

Solches ist am deutlichsten zu ersehen aus dem Beispiele Frankreichs. Im verflossenen Jahrhundert hat die Phantasie der idealisierenden Philosophen ein neues Evangelium für die Menschheit aufgestellt — ein Evangelium, das ganz zusammengesetzt wurde aus Idealisierungen und abstrakten Verallgemeinerungen. Rousseaus Schule zeigte der Menschheit den Naturmenschen im rosigen Lichte und verkündigte allgemeinen Überfluss und allgemeines Glück für die Erde — von Natur aus; sie eröffnete vor allem als unentdeckt das Geheimnis des öffentlichen und staatlichen Lebens, und folgerte aus demselben das Scheingesetz des Kontraktes zwischen Volk und Regierung. Es erschien das bewährte Schema für Volksglück, als Rezept zum Frieden, zur Eintracht und zum Wohlergehen für die Völker und Regierungen. Dieses Rezept war gegründet auf ungeheuerliche, vollständig vom Leben abgesonderte Verallgemeinerung und auf die allerwüsteste, alleraufgeblasenste Phantasie; nichts desto weniger erregte diese Unwahrheit, welche anscheinend bei der geringsten Berührung mit der Wirklichkeit zerfallen musste, in den Köpfen den leidenschaftlichen Wunsch, sie auf die Wirklichkeit anzuwenden und auf Grund des Rezepts eine neue Gesellschaft, eine neue Regierung zu schaffen. Noch ein Schritt, und aus der Theorie Rousseaus entsteht die berühmte Formel: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“. Dieser Begriff enthält die ewige Wahrheit des sittlichen Idealgesetzes in der untrennbaren Verbindung mit der

ewigen Idee der Pflicht und des Opfers, die wie ein lebendiger Körper die Knochen, den ganzen Organismus der sittlichen Weltanschauung hält. Aber als man diese Formel zum verpflichtenden Gesetze für das öffentliche Leben verwandeln, als man aus ihr ein formelles Recht machen wollte, das das Volk unter sich und mit der Obrigkeit in den äusserlichen Beziehungen verbinden sollte, als man diese Formel zu einer Art neuer Religion für die Völker und die Regierungen erhob, erwies sie sich als verhängnisvolle Lüge, und das ideale Gesetz der Liebe, des Friedens und der Duldsamkeit, niedergedrückt auf den Boden der äusserlichen Gesetzlichkeit, erschien als Recht zum Zwang, zur Zwietracht und zum Fanatismus. Diese allgemeinen Sätze waren in die Menge des Volkes geworfen, nicht als evangelische Predigt der Liebe, nicht als Aufruf zur Pflicht im Namen des sittlichen Ideals, sondern als ein Wort des Gebotes zwischen Obrigkeit und Volk, als Bekanntmachung einer neuen Ära der irdischen Wohlfahrt, als eine feierliche Verheissung des Glückes. Anders konnte das Volk dieses Wort weder annehmen, noch auffassen. Die Menge vermag nicht zu philosophieren und fasste sowohl die Freiheit, als die Gleichheit und Brüderlichkeit als ihr Recht, als einen ihr zukommenden Zustand auf. Wie soll sie sich hernach zufrieden geben mit allem, was das Elend des erbärmlichen menschlichen Daseins ausmacht — mit der Idee der Armut, des niederen Standes, des Mangels, der Notdurft, der Selbsteinschränkung, des Gehorsams? Dulden ist unmöglich geworden, die Menge murrt, ist entrüstet, protestiert, erregt sich, stürzt Einrichtungen und Regierungen, die nicht Wort gehalten, die die durch phantastische Vorstellungen gereizten Erwartungen nicht erfüllt haben, schafft neue Einrichtungen und zerstört sie wieder, stürzt zu neuen Gebietern, von denen sie das-

selbe bethörende Wort vernommen hat und entthront sie selber, sobald auch diese nicht im Stande sind, die Menge zufrieden zu stellen. Und schon ist es unmöglich geworden, diese Menge ohne schmeichelnde Worte, ohne schmeichelnde Einrichtungen, durch einfachen Verkehr mit der Macht zu regieren; die Obrigkeit ist gezwungen mit zu spielen und die Karten zu mischen. — Zu beklagendes, schreckliches Bild des Chaos in den öffentlichen Behörden! Tobend jagen die Wogen der Leidenschaft nach allen Richtungen, auf Augenblicke ruhend unter den zauberischen Klängen der Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Volksoberherrlichkeit — und wer geschickt und zur rechten Zeit mit den Worten zu spielen versteht, der wird Gebieter des Volkes.

V.

Im alten Rom spaltete sich einstens die Erde: es öffnete sich ein bodenloser Abgrund, der die ganze Stadt zu verschlingen drohte. Wie man auch arbeitete, wie man sich bemühte — nichts führte zum Ziel. Da wandten sich die Einwohner an das Orakel. Das Orakel antwortete, der Schlund werde sich schliessen, wenn man ihm sein grösstes Kleinod zum Opfer bringe. Was danach folgte ist bekannt. Curtius, der erste Bürger Roms, der Tugendhafteste unter den Tugendhaften, stürzte sich in den Abgrund, und der Abgrund schloss sich.

Auch bei uns in der neuen Welt thut sich eine schreckliche, bodenlose Kluft auf — die Kluft des Pauperismus, die den Armen vom Reichen durch einen unüberschreitbaren Abgrund trennt. Was haben wir nicht schon in ihn hineingestürzt, um ihn auszufüllen! Ganze Lastwagen mit

[illegible]

[illegible] Seele [illegible] das Bewusstsein [illegible] dass das Gefühl [illegible] Allgemeinen.

in eine Formel des Bewusstseins sich löst — und in ihr sich verflüchtigt. Die Form wie der Buchstabe kann den lebenden Geist töten. Die Form trügt, weil unter der Form sich unbemerkbar die Heuchelei, die Selbsttäuschung des menschlichen Ich entwickelt. Was ist lichter, wertvoller, fruchtbarer als das einfache Gefühl der Liebe in der Menschenseele? Mit dem Augenblicke aber, indem es sich mit der Idee vereinigte — droht ihm Gefahr von eben derselben Reflexion. Es kann sich auch eine Form schaffen, kann in Abarten, Wege, Kategorien, Regeln und Lehren zerfallen. So kommt endlich ein Moment, in dem nicht mehr das einfache und ganze Gefühl die Seele erfüllt und sie belebt, sondern das arme, menschliche Ich anfängt zu wähnen, dass es das Gefühl oder die Idee des Gefühls beherrsche, ihm als Träger und wirkende Kraft diene. Hier ist das Ende der Einfalt, hier fängt das Gefühl an, sich zu zersetzen und kann leicht zur Heuchelei werden. Die Menge der Liebesworte mag vielleicht zunehmen, sie können geregelt werden, aber die Einfalt des Gefühls ist dahin, — der Duft ging verloren.

Diese Gedanken kommen uns in den Sinn, wenn wir die Thätigkeit unserer organisierten Wohlthätigkeitsanstalten und Gesellschaften mit ihren Statuten, Sitzungen, Ehrenmitgliedern, Ehrenausteilungen u. s. w. betrachten. Der Idee nach ist die ganze Anstalt der Liebe und Wohlthätigkeit gewidmet, aber beim Anblick der in ihr stattfindenden Erscheinungen fragt man sich nicht selten: Wo befindet sich hier denn der Platz für das einfache Gefühl der barmherzigen und thätigen Liebe? Man findet Sitzungen, in denen Reden gehalten werden, Herren- und Damen-Komités, zu denen gleichgiltige, mit der Sache durchaus unbekannte Personen aus langer Weile zusammenkommen, um irgend welche Regeln und Paragraphen zu beraten; man sieht vom

Schriftführer zusammengestellte Vorlagen, dem dafür Auszeichnungen und Gehaltszulagen ausgewirkt werden, man hört schwülstige Betrachtungen eingebildeter Pädagogen über Schulsysteme und Lehrmethoden: man sieht — o ärgste gesellschaftliche Heuchelei — Wohlthätigkeitsbazare, auf denen manche selbst nichts spendende Verkäuferin — Dame ein Kostüm trägt, das zuweilen nicht weniger gekostet hat, als was der ganze Verkauf einbringt — und das nennt sich Werk christlicher Liebe!

Das ist die Liebe in der Gestalt einer öffentlichen Anstalt. Es giebt aber auch noch ein Recht, das Recht, auf dem die Welt steht und sich hält, das Recht, ohne welches das Leben zum Scheinbilde einer wüsten Phantasie wird, als was erscheint dieses Recht nun in der neuesten gekünstelten, gebügelten und nach der europäischen Mode gehobelten — Form der Rechtspflege? Wir sehen wohl eine Maschine zur künstlichen Fabrikation des Rechts, aber weder sehen wir in der feierlichen Eitelkeit des Ganges der Maschine, noch hören wir in dem Lärm der Räder des ungeheuren Mechanismus vom Rechte selbst etwas. Sucht man nach der sittlichen Kraft — o weh! Die ganze Kraft vielleicht, welche die Maschine hervorbringt, wird durch die Reibung der in fortwährender Bewegung sich befindenden Räder verbraucht; wohl alle sittlichen Anstrengungen werden zum Einfetten dieser Räder und ihrer Getriebe verwendet. Da präsidieren Richter im Bewusstsein ihrer priesterlichen Würde und hören gleich den alten Auguren so viel, als das ihre Aufmerksamkeit zulässt; Advokaten sprechen schön, indem sie stolze Worte und tönende Phrasen durch die engen Gänge und Röhren spitzfindigen Denkens leiten und jede ihrer langen Perioden schon vorher in klingender Münze umsetzen; lange, quälende Stunden der Wortfolter ziehen sich hin und dazwischen muss das Haupt-

opfer dieser Tortur, das Recht, auf dem dünnen Haare von Muhammeds Brücke zum verheissenen Paradiese gehen. Wehe dem, der sich bei diesem Übergange auf seine eigene Kraft verlässt. Nur der behält Recht, der vorher die Seiltänzerkunst in Perfektion erlernt hat und es fertig bringt, nicht fehlzutreten und auf dem Wege nicht zu fallen.

VII.

Das ganze menschliche Leben besteht im Suchen nach — Glück. Ein unersättlicher Durst nach Glück bemächtigt sich des Menschen von dem Augenblicke an, wo er anfängt, sich zu fühlen und schwindet und stirbt nicht bis zum letzten Seufzer. Die Hoffnung auf Glück hat kein Ende, kennt keine Schranken und kein Mass; sie ist grenzenlos, wie das Weltall, und sie hat kein Endziel, weil ihr Anfang und ihr Ende — im Unendlichen liegt. Dieses endlose Streben nach Glück kleidet ein mongolisches Märchen in die Gestalt einer Mutter, die ihre geliebte Tochter, ihr einziges Kind, verlor. Die rauhe Phantasie des Steppenbewohners zeigt diese Mutter in Gestalt einer alten Frau mit einem Auge auf dem Scheitel des Kopfes. Mit Wehklagen durchwandert sie die Welt, ihr verlorenes Kind suchend, und tritt zeitweise zu diesem oder jenem Gegenstande, — da wo sie wähnt ihrem Kinde zu begegnen. Sie ergreift mit den Händen ihren Fund, nimmt ihn mit sich und hebt ihn hoch über ihr Haupt, um sich zu überzeugen, ob sie wirklich ihr Kleinod gefunden hat. Kaum hat sie aber mit dem einzigen Auge ihren Fund erblickt, so sieht sie, dass sie sich irrte und wirft ihn in Verzweiflung auf die Erde, zertrümmert ihn und geht wieder in die Welt

hinaus, um ihre Tochter zu suchen. Das Glück, welches der Mensch sucht, bestimmt sein Los und äussert sich in ihm als Unglück. Das Unglück des Menschen — wie Carlyle sagt — kommt von seiner Grösse: deshalb ist er unglücklich, weil in ihm selbst — das Unendliche ist und trotz aller seiner Kunst, trotz aller Mühe der Mensch nicht vermag, dieses Unendliche vollständig in dem Endlichen zu verschliessen und zu vergraben.

Das Glück ist also unmöglich — weil es unfassbar ist. Warum denn aber ist gleichzeitig mit dem Bewusstsein dieses unfassbaren Glückes in der menschlichen Seite das Bewusstsein einer Möglichkeit des Glückes so lebhaft? Warum wendet sich der Mensch, sowohl die Gegenwart verleugnend, als mit Verzweiflung von der Zukunft sich abwendend, — zur Vergangenheit und findet da die Möglichkeit? Der Mensch ist selten, in dessen Vergangenheit es keinen Zeitpunkt giebt, von dem sein Sinnen ihm sagt: „Und das Glück war doch so möglich, so nah!“

Das Glück floh den Menschen in dem Augenblicke, als er des Unendlichen sich bemächtigen, zu seinem eigen machen, es erkennen wollte. „Ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.“ Dieses Wissen ist ihm nicht geworden, aber in ihm ist eine Spaltung entstanden, und seit der Zeit sucht seine eine Hälfte die andere wiederzufinden, um die Einheit und Ganzheit des Bewusstseins und des Lebens wieder herzustellen.

Wenn es irgend etwas dem Zustande des Glückes ähnliches geben sollte, so ist das vielleicht bei einigen wenigen in jeder Periode des einfachen Lebens und des einfachen Empfindens vorhanden, wenn die Seele fühlt, dass sie lebt und in dem Gefühl des Lebens ruht, ohne Bestreben zu wissen, aber in ihr sich — wie auf dem Blättlein ein Tropfen reinen Wassers den Sonnenstrahl — das Unendliche ab-

spiegelt. Wenn es für jemand eine solche Zeit giebt, so wolle Gott nur, dass sie länger währe, dass der Mensch eigenwillig aus seinem Lose nicht nach neuen Grenzen strebe. Die Thür zu solchem Glücke öffnet sich nicht nach innen: wenn man gegen sie von innen drückt, bleibt sie nicht zu. Sie öffnet sich nach aussen, und wer sie zuhalten will, darf sie nicht anrühren.

Wir haben unsere Vergangenheit verurteilt und zwar deshalb verurteilt, weil wir in ihr nicht die Prinzipien erkennen, welche für uns das Mass für Wahrheit und Wohlergehen bestimmen. Nach dem Kodex dieser Prinzipien, von denen das hauptsächlichste die Gleichheit ist, möchten wir das Leben ändern, seine alten Quellen, aus denen die vergangenen Geschlechter tranken, auf eine andere Seite leiten, es nach einem von uns erdachten Plane neu gestalten, — und wir konstruieren und ändern den Plan nach den Regeln der Wissenschaft, wobei wir nicht selten eine grosse Unwissenheit hinsichtlich derselben Wissenschaft in uns entdecken, nach welcher die Pläne zusammengestellt sind. „Das ist kein Unglück!“ rufen wir kühn: das Leben wird die Fehler unseres Planes ausgleichen, und widersprechen uns selbst, indem wir uns auf das Leben berufen, von dem wir nichts wissen wollten, als wir an unseren Plan gingen. Auf jedem Schritte zeiht uns das Leben durch die Folgen der Unwahrheit, anstatt jene Wahrheit zu bringen, welche wir in dasselbe einzuführen versprachen; mit dem Erscheinen des Egoismus tritt uns Habsucht, Zwang entgegen, statt der Liebe und des Friedens; die Schwären der Armut und der Entkräftung treten auf, statt des Reichtums und des Wachstums der Kräfte; Klagen und Jammern über Mangel werden laut, statt jenes prophezeiten Wohlergehens! „Kein Unglück“ — wiederholen wir, lauter und lauter, uns bemühend, alle Fragen, Zweifel und Entgegnungen zu über-

schreien, nur um die Prinzipien unserer Zeit zu bewahren und zu stützen. Was thut das, dass das gegenwärtige Geschlecht leidet: was schadet's, wenn anstatt starker Menschen überall erbärmliche Wichte erscheinen: mag es heute schlecht sein: morgen, übermorgen wird's besser! Neue Generationen werden auf den Trümmern der Alten erblühen, und unsere Prinzipien werden sich in der neuen Welt, in den Nachkommen, in der Zukunft glänzend bewähren. — Unsere Träume, die unser Leben ausfüllen, werden sich doch einmal verwirklichen. — — — O weh! Etwa in dem Sinne, wie es mit Swift geschah: in der Jugend baute er ein Irrenhaus, und im Alter fand er ein Asyl in demselben Hause!

VIII.

Wie selten doch sind unsere gesellschaftlichen Verhältnisse einfach und unmittelbar! Wie selten geschieht es bei Begegnung mit Menschen, mit ihnen in einfachem, natürlichem Gedankenaustausche eine Unterhaltung zu führen und fortzusetzen. Wenn man in der sogenannten Gesellschaft lebt, ist man genötigt, alle Augenblicke zu Leuten in Beziehung zu treten, mit denen man nichts gemein hat als die Menschheit. Man hat nicht die Zeit, an sich zu halten, aufzupassen und schweigend in ruhigem Zustande abzuwarten: wenn wir das thun würden, würde das der andere, den man mit uns bekannt macht, nicht zulassen. Es wird verlangt, sofort Bekanntschaft zu machen, und der Anstand fordert, dass das natürlich erscheine. Man muss sprechen, und das Gespräch geht sofort über auf den welken Boden der leichten Trivialität, auf den Austausch von Phrasen über Gegenstände (wie im Zeugniss für einen

Wahnsinnigen), „die das gewöhnliche Leben betreffen.“ Die Leute nähern sich einander von der Seite des Trivialen, von dem ein jeder genügend besitzt — und es ist nicht selten, dass bei allen ferneren Begegnungen die zufällige Unterhaltung diesen Boden nicht verlässt, den beide zugleich betraten. Aber es giebt noch schlechteres: Die Leute fangen beim ersten Schritte an, einer vor dem anderen sich zu thun und zu geberden. Das kommt am oftesten vor bei Begegnung Ungleicher, d. h. wenn der eine in dem anderen sich etwas Besonderes vorstellend von seinem Standpunkte aus mit ihm auf gleichen gesellschaftlichen Grund sich stellen, sich nichts vergeben, sich hervorthun möchte. Andererseits aber — wer meint denn nicht etwas Besonderes oder Berühmtes in sich zu haben? So beginnt dann das Duell zweier kleiner, zuweilen sehr kleiner Ichs, und alle Gedanken beider sind darauf gerichtet, sich hervorzuthun, dem anderen nicht zu weichen, in dem anderen eine möglichst glänzende Vorstellung von sich zu erzeugen. Gewöhnlich beabsichtigt man, durch Geist zu glänzen, — wer aber glaubt, nicht Verstand oder Witz oder Verstand ersetzende, zuweilen ihn übertreffende Lebenserfahrungen selbst zu besitzen. Welche weite Praxis, welches unendliche Gebiet für glatte, kleinliche Eigenliebe!

Mit ihr vereinigt sich triviale Liebenswürdigkeit. Jede Tugend des gesellschaftlichen Lebens besitzt eine glatte Kehrseite, und diese Seite wird da hervorgekehrt, wo die Tugend die Gestalt des gesellschaftlichen Anstandes, der gesellschaftlichen Sitten annimmt und in kleine Münze von bestimmter Prägung umgewechselt wird. Welch eine Menge solcher kleiner Münze ist bei uns im Umsatz, und wie ist sie schon abgerieben, wie blind ist sie geworden im fortwährenden Wandern von einer Hand zur andern — und

durch welche Hände! Die besten Worte haben ihre anfängliche Bedeutung verloren, da sie aufhörten, der rechte Ausdruck des Gedankens zu sein. Die tiefsten Wahrheiten sind trivial geworden, seitdem sie in den Lumpen des Umgangswortes erscheinen; die teuersten Gefühle sind abgetragen und durch die Menschen zerfetzt, weil sie jedem ersten besten zur Schau aufgedeckt werden.

Man muss geistreich, man muss liebenswürdig sein — das sind die beiden Hauptmotive, die bei Begegnung im Gespräche unsere Thätigkeit reizen. Und wir haben uns gewöhnt, die augenscheinliche Plattheit des ersten Motives durch das der Erwägung offenbar werte zweite Motiv zu entschuldigen. Das Gewissen raunt uns zu: „Wieviel Ungereimtheiten hast du geredet, wie hast du dich gethan, wie verstellt, wie mit den Worten gespielt!" — Die Antwort darauf haben wir fertig: „Ich habe mich bemüht, liebenswürdig zu sein; das Gespräch in der Gesellschaft musste belebt, dem Herrn oder der Frau vom Hause musste geholfen werden, die Langeweile fernzuhalten."

Das Gewissen aber hat Recht, und die Trivialität würde umsonst sich durch die Liebenswürdigkeit zu decken und zu rechtfertigen suchen. Aus Liebenswürdigkeit allein, ohne den Reiz kleinlicher Eigenliebe, würde kein sich selbst und sein Wort achtender Mensch ganze Stunden lang mit glatten Phrasen spielen, je nach Bedarf sich nach dem Tone der Liebe oder des Abscheus stimmen, auf Stelzen gehen, sich mit ausgedachten Geschichten und komponierten Gefühlen schmücken und dem Spotte und dem lästernden Witze da Raum geben, wo die Schwächen und kleinen Gebrechen des Nächsten zur Schau treten.

IX.

Das neunzehnte Jahrhundert ist mit Recht stolz darauf, ein Jahrhundert der Reformen zu sein. Aber die in vielen Beziehungen wohlthätig umgestaltende Bewegung bildet in anderen Beziehungen den Schwären unserer Zeit. Die beschleunigende Pulsierung des analysierenden und umgestaltenden Gedankens ist in unseren Adern anscheinend bis zum fieberhaften Zustande gelangt, von dem es wohl schon an der Zeit ist, uns durch Ruhe und Diät zu heilen; so lange aber die Paroxysmen des erregten Denkens anhalten, ist es schwer zu glauben, dass seine Thätigkeit eine gesunde und fruchtbare sei. Das Leben geht so schnell vorwärts, dass viele mit Schrecken fragen: wohin rasen wir denn, und wo werden wir rasten? Wenn wir nach oben fliegen, so wird der Atem uns bald vergehen; wenn nach unten — fallen wir dann nicht in einen Abgrund?

Mit der Idee der Neugestaltung geht es ebenso, wie mit jeder neuen, ihrem Wesen nach tiefen und wahren Idee, wenn sie in Gang kommt. Anfangs erscheint sie im Besitze weniger tiefer Köpfe, die vom Feuer des Gedankens flammen, die das, was sie verkünden und nach dessen Verwirklichung sie streben, in sich tief durchlebt und empfunden haben. Später, sobald die Idee sich weiter und weiter verbreitend zur Habe der Menge wird und in den Zustand übertritt, in dem das Wort, nachdem es ausgesprochen ist, auf Treu' und Glauben angenommen wird, gelangt sie auf den Markt und wird auf diesem Markte trivial und kleinlich. In dem Augenblick mächtiger Erregung erheben die Hauptkämpfer der Bewegung die Fahne, und solange diese sie tragen, dient sie wirklich als das zum Dienste rufende Symbol der grossen Sache; sobald die Fahne aber auf den Menschenmarkt gelangt und die Strassenjungen

beginnen, mit ihr zur Zeit und Unzeit herumzulaufen und Spiel mit ihr zu treiben unter sinnlosem Schreien, dann fangen ernste Leute an, den Ort zu meiden, wo diese Fahne erscheint.

Es giebt Epochen, in denen Reformen als gereifte Früchte der öffentlichen Entwicklung erscheinen, als ein von allen empfundenes Bedürfnis, als Lösung von Knoten, die durch Jahrhunderte in die gesellschaftlichen Beziehungen geknüpft sind. Der Reformator wird zum Propheten, der das Wort des öffentlichen Gewissens redet und den Gedanken ausspricht, den alle in sich trugen.

Seine Worte und Thaten gebieten über alles, weil sie von der Wahrheit zeugen und weil in allen, die von der Wahrheit sind, sein Wort widerhallt. Aber sobald sein Werk vollbracht ist — erscheint bisweilen ein Haufe falscher Propheten; Gross und Klein, alles will Prophet sein, alle führen das neue, in der Seele nicht ausgetragene, im Leben nicht gestählte, billig erhaltene und daher wertlose, auf dem Menschenmarkte aufgehaschte und daher trivial-gewordene Wort im Munde. Ein jeder, der selbst nie etwas gethan, der zu träge ist, um an dem Werke zu arbeiten, an das er gestellt ist, macht Pläne zu neuen Gesetzen oder errichtet sich einen kleinen Lehrstuhl von dem er die Verbesserung predigt und fordert, dass das Werk, an dem er nie gearbeitet und das er mithin nicht kennt, in eine neue Form gebracht und auf einen neuen Grund gestellt werde. — Das sind die Kleinen; was lässt sich aber über die Grossen sagen, die in gleicher Weise, wie die Kleinen am Reformfieber leiden?

Die allgemeine und herrschende Krankheit aller sogenannter Staatsmänner bildet der Ehrgeiz und der Wunsch, sich berühmt zu machen. Das Leben schreitet in unserer Zeit mit übermässiger Schnelligkeit, die Staatsmänner lösen

einander oft ab, und daher brennt ein jeder, solange er im Amte ist, sich recht schnell berühmt zu machen, solange es noch Zeit und das Ruder in seinen Händen ist. Den Faden da aufzunehmen, wo ihn der Vorgänger fallen liess, ist langweilig; langweilig ist es, die kleinliche Arbeit der Organisation und der Verbesserung der laufenden Angelegenheiten und bestehenden Einrichtungen zu verrichten. Jeder will also sein ganzes Werk neu beginnen, es auf neuen Grund stellen, sich ein reines Feld, tabula rasa, bereiten und auf diesem Felde schaffen; denn jeder meint, in sich Schaffungskraft zu besitzen. Woraus geschaffen werden soll, welche Materialien zur Hand sind — darüber giebt sich selten jemand deutliche Rechenschaft mit praktischem Sachverständnisse. Die höchste Arbeit des Schaffens — aus Nichts zu schaffen, und die gereizte Phantasie raunt auf alle Entgegnung die bekannten Antworten zu: „Die Einrichtung wird sich selbst erhalten, die Einrichtung wird Leute hervorbringen, Leute werden sich finden“ u. s. w. Es ist bemerkenswert, dass diese Weise um so verführerischer ist, um so stärker die Idee, den Sinn des Staatsmannes beherrscht, je weniger er durch Kenntnisse und Erfahrung für seinen Stand vorbereitet ist. Diese Weise ist auch namentlich dadurch verführerisch, dass sie die wirkliche Kenntnis verdeckend, der Thätigkeit des politischen Charlatanismus ein weites Feld eröffnet und ihn behilflich ist, durch die allerbilligsten Mittel sich berühmt zu machen. Wo ruhige Verwaltung der Sache erforderlich ist, Sachkenntnis, Leitung und Verbesserung des Bestehenden, da ist es nicht schwer, den Wissenden vom Unwissenden und Hohlen zu unterscheiden, wo man aber mit der Verurteilung und Verneinung des Bestehenden beginnt und eine Sache von neuem zu beginnen ist, nach einem gepriesenen Plane, nach gerühmten Grundsätzen, da steht der Plan und das Prinzip in erster Reihe,

da lässt sich ohne direkte Sachkenntnis, durch allgemeine Redensarten, durch äussere Vollkommenheit der Konstruktion, durch Hinweis auf irgend welche, hinter Meeren und Bergen bestehende Beispiele argumentieren; auf diesem Feld kommt es vor, dass der geschickte, der tüchtige Mensch vom Unwissenden und vom Marktschreier nicht leicht zu unterscheiden ist; auf diesem Felde kann jeder grosse, nichts von der Sache verstehende Mensch ohne viel Anstrengung jedes beliebige Reformprojekt verteidigen, das in den untergeordneten Kanzleien, von einem der kleinen Reformatoren, die auch von dem Wunsche, auf billige Art berühmt zu werden, beseelt sind, ausgeheckt wurde.

Diese erstaunenswerte Erscheinung muss mit Recht zu den Zeichen unserer Zeit gerechnet werden, — sie macht sich auch überall bemerkbar, wenn auch nicht im gleichen Masse und Grade; in einer jeden Behörde, in jeder beratenden Versammlung, in jedem beliebigen Komitate. Selbstverständlich tritt sie dort am deutlichsten zu Tage, wo die Geschichte der Vergangenheit weniger feste Einrichtungen gegründet hat, wo es an einer alten, durch Jahrhunderte befestigten Schule und Disziplin fehlt, wo das öffentliche Leben in seiner geschichtlichen Ausbildung keine bestimmten Einteilungen, Wände und Zellen ausgearbeitet hat, welche dem willkürlichen Aufbaue des Daseins und dem Aufwallen des Gedankens und Wunsches eine Schranke setzen könnten. Wo aber das geschichtliche und ökonomische Feld ein weites und freies ist, da finden alle möglichen Neuerungsphantasien genügenden Raum, sich zu tummeln, — da fällt zuweilen selbst der Kampf und die beschwerliche Rechnung mit gefestigten Ideen, Interessen und Parteien weg, und das weite Ausholen der Arme, der Vorstoss der Brust, das schnelle Heranstürmen des ersten Reiters trifft dort auf keine Schranken.

In gleicher Weise mit dieser Erscheinung, welche auf den Höhen vor sich geht, findet eine andere jener ähnliche Bewegung in den tiefen Thälern, Schluchten und Abgründen statt. Sie ist ebenfalls eine umgestaltende, aber in anderem, vollständig bedingungslosem Sinne. Eine Masse Menschen unzufrieden mit ihrer Lage, mit diesem oder jenem Zustande, geblendet durch neuste Instinkte der theoretischen Natur oder durch ein in enger Gedankenphantasie entstandenes Ideal — verleugnet alle bestehenden, durch die Geschichte ausgearbeitete Ökonomie der öffentlichen Einrichtungen, erkennt sowohl die Kirche als den Staat, die Familie und das Eigentum nicht an und strebt nach der Verwirklichung seines neusten Ideals auf Erden. Und diese Menschen fordern, dass die Umgestaltung, welche sie predigen, vom Anfang angefangen werde, d. h. auf der reinen Fläche, tabula rasa, welche sie vor allem sich auf den Trümmern der bestehenden Einrichtungen schaffen wollen.

„Das sind die Feinde der Zivilisation", rufen in ganz Europa die Staatsmänner und waffnen sich im Namen der Zivilisation gegen die Masse der unberufenen Verbesserer. Wäre es aber vielleicht nicht für sie, die Verteidiger der bestehenden Ordnung, an der Zeit, daran zu denken, dass sie wohl allzu leichtsinnig zuerst danach streben, die dreisten Hände an das Bestehende zu legen und alte Gebäude einzureissen, um an deren Plätzen neue aufzurichten; sie eilen zu sorglos und selbstvertrauend, die befestigte Ordnung zu verurteilen und die durch den Volksgeist und die Zeit geschaffenen Überlieferungen und Gebräuche zu zerstören. In dem sie einen Riesenbau neuer Gesetze errichten, die des Lebens bar sind und die vom Leben nicht gebraucht werden können, vergewaltigen sie die nämlichen Bedingungen des wirklichen Lebens, welche die Masse der erklärten Zivilisationsfeinde auf's Entschiedenste verwirft.

Nur ein Kampf, der im Namen der Lebensgrundsätze und auf dem Boden einer gesunden Wirklichkeit mit ihnen geführt wird, kann allein auf Erfolg rechnen. — — —

Das Wort Reform wird in der Gegenwart so oft wiederholt, dass man sich schon gewöhnt hat, es mit dem Worte Verbesserung zu verwechseln. Und so bedeutet ein Reformverteidiger in der gewöhnlichen Meinung einen Kämpen für Verbesserung oder wie man sagt, für den Fortschritt, und umgekehrt, wer gegen die Notwendigkeit und den Vorteil einer beliebigen Umgestaltung auf Grund neuer Prinzipien spricht, der ist ein Feind des Fortschrittes, ein Feind von Verbesserung, beinah ein Feind des Guten, des Wahren und der Zivilisation. In dieser auf dem Markte unserer Öffentlichkeit in Umlauf gesetzten Meinung liegt ein grosser Irrtum, eine grosse Verführung. Kraft dieser Meinung wird es dem gesunden Verstande, dem richtigen Blicke für die Sache schwer, sich einen Weg zu bahnen und das Vorurteil zu durchdringen und die konkrete, reale, gesunde Meinung räumt der vom Leben sich abwendenden, eingebildeten Meinung den Platz; Männer der That und des wirklichen Wissens werden gezwungen, sich von der Sache zu entfernen und verlieren das Vertrauen gegenüber von Leuten der abstrakten, in phrasengehüllten Idee. Dem entgegengesetzt gewinnt derjenige beim ersten Worte das Vertrauen, der sich als Vertreter der neuen Prinzipien vorstellt, als Anhänger der Neuerungen und mit Plänen zur Errichtung neuer Gebäude in den Händen herumgeht. Das Feld der Staatsthätigkeit füllt sich mit Baumeistern, und jeder der Arbeit erhalten oder Eigentümer oder Mieter werden will — muss als Architekt erscheinen. Selbstverständlich eröffnet eine solche Gedanken- und Geschmacksrichtung ein unendliches Feld jeglicher Marktschreierei, jeder heuchlerischen Geschicklichkeit und un-

wissenden Dreistigkeit. Andererseits wird die positive, praktische Thätigkeit zu sehr bebürdet, wenn sie inmitten einer allgemeinen Stimmung für Analyse und Kritik, für Prüfung einer jeden Sache auf allgemeinen Prinzipien, auf Phrasen, die in der gesellschaftlichen Umgebung herrschen — stattfinden soll. Derjenige, der alle seine Kräfte und seine Aufmerksamkeit auf seine Arbeit verwenden sollte und darauf wie sie besser und vollkommener ausgeführt werden könne — ist gezwungen, unaufhörlich mit der Meinung über die Sache zu rechnen, zu denken, wie die Sache sich machen, welchen Eindruck sie auf die Gesellschaft und auf die Vorgesetzten ausüben wird, falls diese Vorgesetzten auch auf demselben Felsen der neuen Idee, der neuen Richtung verharren sollten. So wird umsonst eine Menge grosser Kräfte auf die Kritik selbst und auf den Kampf gegen eine grösstenteils leere Kritik abgezogen, die Grosses schaffen konnte; die Wirkenden verlieren soviel Zeit bei dieser mechanischen Reibung, bei diesem unfruchtbaren Streit mit dem gereizten Gedanken, dass zur wirklichen, konzentrierten Thätigkeit schon wenig mehr übrig bleibt. Der Mensch ist von allen Seiten von Schemen und Erscheinungen der Sache, die ihn beunruhigen, umgeben, die wirkliche, reale Sache aber verschwindet unter seinen Händen und kommt nicht zu Stande. Solche Verhältnisse kennen die besten, wirklichen Arbeiter nicht vertragen. Sie fühlen Kraft, solange sie mit Wirklichkeiten des Lebens, mit Thatsachen und lebendigen Kräften zu thun haben: dann haben sie zur Sache Vertrauen, und dieses Vertrauen giebt ihnen die Möglichkeit, in der Welt des Wirklichen Wunder zu verrichten. Der Atem geht ihnen aber aus, wenn sie mit Gestalten, Schemen, Formen und Phrasen arbeiten müssen; sie verlieren den Atem, weil der Glaube ihnen fehlt, ohne Glauben aber ist jede Thätigkeit

tot. Ist es da zu verwundern, dass die besten Kräfte weggehen oder — was noch schlechter ist und nur allzu oft vorkommt — auf dem Platz bleibend, gleichgültig gegen die Sache werden und nur ihren Schein und ihre Form hüten — um des eigenen Vorteils und Wohlergehens willen. — — —

Solcher Art pflegte zuweilen das Reformfieber zu tragen, wenn es über die Massen anhält. Welcher Arzt befreit die gegenwärtige Gesellschaft, die gegenwärtig an der Spitze Stehenden von diesem Fieber? Welcher Starke wird unsere Kräfte auf wirkliche Verbesserungen richten, deren wir so sehr und überall bedürfen und nach denen das wirkliche Leben dürstet. Man sagt uns: wartet noch etwas, die geheimnisvollen Hüllen der Reform werden fallen — und aus ihnen tritt dann das neue, jungfräuliche Leben hervor in der Fülle seiner Schönheit und Kraft, eine neue Morgenröte wird anbrechen, und das Land, in dem Milch und Honig fliesst wird sich euch aufthun. Wir warten doch schon lange, die Hüllen bewegen sich aber noch immer nicht, die neue Welt erscheint nicht, unsere „Unbekannte schläft einen tiefen Schlaf", und zu den früheren Hüllen kommen neue hinzu.

Mittlerweile brauchte man nur auf den Strassen einer grossen oder kleinen Stadt, eines grossen oder kleinen Dorfes zu gehen, um auf einmal und bei jedem Schritte gewahr zu werden, welcher ungeheuren Masse von Verbesserungen wir bedürfen, und welche Menge verworfener Arbeiten, verwahrloster Einrichtungen, zerfallener Tempel überall herumliegt. Da sind Schulen, in denen der Lehrer die Kinder verlässt, um Referate über Lehrmethoden und aufgebauschte Reden für öffentliche Sitzungen zusammen zu stellen; hier sind Lehranstalten in denen unter dem Scheine und der Form des Unterrichts kein wirksames Lehren

stattfindet, weil bornierte Lehrer in dem Mischmasch von Begriffen, Verordnungen und Instruktionen selbst nicht wissen, was sie lehren und was sie verlangen sollen. Da ist ein Krankenhaus, in welches zu gehen das Volk sich fürchtet, weil die Kälte, Hunger, Unordnung und die Gleichgültigkeit selbstsüchtiger Verwaltung herrscht; da ist eine öffentliche Anstalt, in der viel Geld zusammen kommt und niemand nach etwas anderem, als nach seinem eigenen Gewinn oder seinem Ehrgeize sieht; dort ist eine Bibliothek, in welcher alles durcheinander, verloren und sich selbst überlassen liegt und in der weder über den Verbrauch der Summen, noch über die Benutzung der Bücher etwas zu sehen ist; da ist eine Strasse, die man nicht betreten kann ohne Entsetzen und Abscheu vor den Verunreinigungen, die die Luft verpesten und der Menge von Häusern zur Unzucht und Völlerei; dort ist eine Behörde, der die wichtigsten Staatsfunktionen obliegen, in ihr sich ein Chaos von Unordnung und Lüge eingenistet, in Folge der Unfähigkeit der ihr zuerteilten Beamten; da ist eine Verwaltung, in die man in Geschäftsangelegenheiten kommen kann, wenn man will, ohne je die zur Sache notwendigen Personen, die zur Anwesenheit verpflichtet sind, anzutreffen; da sind Tempel — die Leuchten des Volkes, verschlossen, ohne Dienst und Gesang, inmitten von Dörfern und Ansiedlungen, und da noch andere, aus denen in Folge äusserster Nachlässigkeit im Dienste das Volk nichts entnimmt als Chaos, Unwissenheit und Erbitterung. — — — Das Verzeichnis ist gross und wieviel sind in ihm bei uns Thränen, Jammer und Elend verzeichnet.

Das ist die Ernte, die der Arbeiter bedarf, auf welche die persönlichen Kräfte des Denkens, der Liebe und des Abscheues gerichtet werden müssen, die nicht der gesetzgebenden Hantierung der Umgestaltung bedarf, welche bloss

die Kräfte abzieht, wohl aber der Massregeln des Regenten und Gebieters, welcher die Kräfte auf eine Mitte konzentriert zur Bearbeitung und Verbesserung. Das ist das wirkliche Bedürfnis unserer Zeit und unseres Landes — und unser Jahrhundert verwirft dieses Bedürfnis um allgemeiner Fragen, um tönender, in der Luft schallender Worte willen. „Vergrössere dein Schicksal nicht", war das Vermächtnis des alten Orakels: — strebe nicht danach, mehr auf dich zu nehmen, als dir auferlegt ist". Welch' weises Wort! Alle Lebensweisheit liegt — in der Konzentration des Gedankens und der Kraft, alles Böse — in ihrer Zerstreuung. Schaffen heisst — sich nicht verlieren in der Menge allgemeiner Gedanken und allgemeinen Strebens, sondern sich ein eigenes Werk, einen eignen Platz wählen — nach eigenem Masse, auf ihm graben und pflanzen und arbeiten, auf ihn die Ströme eigener Lebenskraft sammeln, die ihm von der Arbeit zum Wissen, vom Wissen zur That sich erheben und die Kräfte ins Gewaltige steigern.

X.

Der Reichtum setzt eine Menge niederer Reize der menschlichen Natur in Bewegung. Der Reichtum bürdet den Menschen schwere Lasten auf, er beschränkt in vielem seine Freiheit. Eines der grössten Ungemache des Reichen ist, dass er zum Ausnützungsgegenstande wird; um ihn bildet sich ein Gewebe von Lügen jeglicher Art. Würde sich das Gefühl in ihm nicht abstumpfen, so würde er in jedem Augenblicke empfinden, dass seine Beziehungen zu den Menschen sich verändert haben, dass viele — sogar der ihm allernächsten Personen — sich ihm nicht auf einfache

Weise nähern, und dass für die grosse Menge der zu ihm in Beziehung tretenden Menschen seine Person vollständig verschwindet und deren Platz seine äusseren Züge, die Züge des ihm gehörenden Kapitals einnehmen. Einer empfindsamen Seele ist eine solche Lage unausstehlich, und es gehört eine grosse Einfachheit der Seele dazu, dass ein reicher Mensch sich ein deutliches, wohlwollendes Verhältnis zu den Leuten bewahre und durch alle Gemeinheit, unter dem Einflusse der Vorstellung über seinen Reichtum sich um ihn erhebt und ausspricht, nicht verwirrt oder trivial werde.

Einem ähnlichen Lose unterliegt auch eine andere menschliche Kraft — der Geist, namentlich ein aus der Reihe des Gewöhnlichen heraustretender Herrschergeist. Wenn ein geistreicher Mensch Autorität gewinnt und berühmt wird unter den Menschen, so schlagen um ihn herum die trivialen Reize der menschlichen Natur aus; die Leute fangen an, sich ihm nicht einfach zu nähern, sondern mit dem Hintergedanken — vor ihm als geistreiche Leute zu erscheinen und seine Aufmerksamkeit zu erregen. Wenn ein geistreicher Mensch in Mode kommt, so giebt es keine Plattheit, die sich nicht versucht fühlen würde, vor ihm die Maske des geistreichen Menschen vorzulegen und vor ihm mit aller Affektierung, deren die Plattheit fähig ist, sich zu krümmen. Dieses Empfinden der Falschheit und der Affektation würde dem geistreichen Menschen unerträglich sein und ihn zwingen, den Menschen zu fliehen, wenn er nicht selbst der Wirkung derselben Plattheit unterläge. Daher begegnen wir nicht selten geistreichen Menschen, welche an Affektierung gewöhnt, vor der sie umgebenden Trivialität kleinlicher Geister paradieren und lieber mit ihnen umgehen, als mit ihresgleichen. Wenige Naturen sind frei von diesem Eitelkeitsfehler.

Carlyles Frau sagt in einem ihrer geistreichen Briefe an ihren Gatten: Gestern besuchte mich Frau N. Wir unterhielten uns sehr lange und unsere Unterhaltung würde sogar dir interessant erschienen sein, wenn du ihr hättest in der Tarnkappe beiwohnen können — aber durchaus unfechtbar, im Zaubermantel. — Wer als ein Weiser und tiefster Denker der Gegenwart gilt, der muss einsam wohnen, in schwerer, man kann sagen Herrschereinsamkeit. Er ist verurteilt, von keinem ein einfaches, in einfacher Weise ausgesprochenes Wort zu hören, jede Rede gelangt zu ihm verziert, in Gala. Deshalb sprechen Arthur Helps*) und viele andere, mit mir sehr einfach, sehr witzig und unterhaltend — sobald sie aber anfangen mit dir zu reden — versetzen sie sich in qualvolle Beklemmung. In meiner Gegenwart fürchten sie nicht den bescheidenen Boden ihrer eigenen Persönlichkeit, so wie sie ist, zu betreten. Mit dir aber werden sie zur Taglioni und fangen an zu balancieren, indem sie sich auf die Zehen ihrer geistigen oder sittlichen Erhabenheit stellen.

XI.

In den dunkeln Zeiten der Geschichte gab es einen Zustand der Gesellschaft, in welchem auf allen Bürgern das Gefühl des Misstrauens und des Verdachts lastete. Die Zeitgenossen erzählen mit Grauen von ihrer Zeit oder ihrer Stadt, dass die Leute fürchteten einander anzusehen, fürchteten, in Hörweite ihrer Nahestehenden und Hausgenossen ein freies, gerades Wort zu sprechen oder einer freien

*) Ein bekannter Schriftsteller.

Gemütsregung sich zu überlassen, damit solche nicht aufgefangen und verdreht als Anlass zu grausamen Verfolgungen im Namen des Reiches oder des Prinzips der öffentlichen Sicherheit gebraucht werden könne. Das gewinnreiche Gewerbe der Angeber erhebt sich aus den dunkeln Ecken und den untersten Schichten der Gesellschaft und bildet sich selbst zur Korporation — zu einer geheimen Macht, vor der alle furchtsam schweigen oder wenn Schweigen unmöglich, ihre Gedanken in falsche, schmeichlerische und heuchlerische Formen kleiden.

Wenn wir solche Erzählungen aus unserer Birons-Zeit oder aus der Epoche des französischen Terrors lesen, so freuen wir uns, in einer anderen Zeit zu leben, in der die Begebenheit jener Epochen für uns zur Überlieferung geworden ist. Betrachten wir aber die neben uns vor sich gehenden Erscheinungen, so werden wir gezwungen zu bekennen, dass auch unsere Zeit voll ist von Anzeichen eines ähnlichen Zustandes. Mehr als das: in das innere Leben der Gesellschaft hat das gegenseitige Misstrauen unter uns vielleicht noch tiefere Wurzeln geschlagen als zu jener Zeit. In den letzten Jahren erregt das meiste Erstaunen die im Zustande unserer Gesellschaft bemerkbare Abwesenheit jener Einfachheit und Aufrichtigkeit in den Beziehungen, welche das Hauptinteresse des öffentlichen Lebens bilden, es durch den Zug der Frische beleben und als Zeichen der Gesundheit dienen. Wie selten kommt es vor, dass man Leute einfach sich begegnen sieht, und wie angenehm wäre es doch, mit einem Menschen zusammenzukommen, ohne Hintergedanken, ohne künstlichen Hinterplan, auf dem wirre, die freie Mitteilung hindernde Schatten sich zeichnen. Solcher Schatten sind in der letzten Zeit eine unzählbare Menge entstanden — gleich einer Menge dunkler Geister, die in der Luft Aufruhr säen. Woher sind sie entstanden?

Gut wäre es, wenn eine bestimmte, bewusste Idee sie gebäre; dann wäre es noch möglich, sie ebenfalls mittels einer Idee zu beseitigen. Aber keineswegs, sie werden grösstenteils durch unbewusste Vorstellungen und Eindrücke erzeugt, die zufällig aus der Luft aufgesogen und aufgefangen sind, gleich den Atomen eines verdorbenen Stoffes während der Entwicklung einer Epidemie. Die Luft wimmelt jetzt von Atomen geistiger und sittlicher Epidemien jeder Art: ihr Name ist Legion, ein anderer Name ist schwer für sie zu finden.

Man sehe nur die Menschen sich in unserer Gesellschaft bewegen — Bekannte und Unbekannte — in Geschäften und müssig. Kaum haben sie einander in die Augen gesehen, kaum haben sie ein Wort mit einander gewechselt, so hat sich auch schon ein Schatten zwischen sie gestellt. Beim ersten Worte, das der eine sagt, bei der ersten Redewendung, die er gebraucht, entsteht in dem anderen schon der Hintergedanke: ah! — also solcher Meinung ist er, dieser Schule folgt er, das ist seine Überzeugung (der beliebteste unter den neuen Ausdrücken und einer der allertrügerischsten). Er ist liberal, klerikal, Frohner (der das Volk durch Strenge, wie während der Leibeigenschaft, regieren will), Sozialist, Anarchist, Freihändler, Protektionist, Anhänger der „Moskowischen Zeitung“, der „Woche“, des „Europäischen Botens“ u. s. w. Man sehe nur hin, man passe nur auf, wie nach diesem ersten Eindrucke das gegenseitige Misstrauen immer stärker und stärker entbrennt, wie es nachher in Erbitterung übergeht, wie später jeder ruhige Gedankenaustausch unmöglich wird, wie abgebrochene und schneidende Phrasen in der gezwungenen Unterhaltung mit ebenso schneidenden Pausen wechseln und wie endlich die Leute sich trennen, ohne einander erkannt zu haben, aber schon von der ersten Begegnung an sich gegenseitig

verurteilend. Jeder hat den anderen in eine bestimmte Kategorie untergebracht, in ein gewisses Feld, mit welchem er, wie er schon lange entschieden, nichts Gemeinschaftliches hat. Was liegt diesem ganzen sinnlosen Zwiste zu Grunde? Etwa eine Überzeugung? Man kann mit Bestimmtheit behaupten, dass in den meisten Fällen weder auf der einen noch auf der anderen Seite irgend eine überlegte Überzeugung vorliegt, dass es keine organisierte Partei giebt, sondern nur etwas gestern Gehörtes, etwas gestern aus der Zeitung Entnommenes, etwas gestern aus dem Gespräche mit einem ebensolchen Bürger, der von demselben Kinderbrei gegessen hatte, Hängengebliebenes.

Wieviel Kräfte werden in diesem thörichten Eindrucks- oder Überzeugungsschattenspiele umsonst vergeudet oder brach gelegt? Im Grunde rechtschaffene, gute, fähige Menschen legen die Hände in den Schoss, anstatt jeder nach seinen Kräften an den ihm obliegenden praktischen, täglichen Lebenszwecken zu arbeiten und verlieren die Energie und schwächen sich an fruchtloser Erbitterung und Entrüstung, — versichernd, dass bei solchen Prinzipien, solchen Theorien, solchen Meinungen — jede Thätigkeit unmöglich sei. Sie haben noch nicht die Hände an ihre Arbeit gelegt, aber sie ist ihnen schon zuwider geworden, sie haben das Vertrauen zu ihr verloren, weil sie der eingebildeten Theorie der Sache nicht entspricht. Wohin man auch blickt, man begegnet überall demselben sinnlosen Fehler. Pädagogen in erbittertem Streite über Prinzipien, Systeme und Lehrmethoden vergessen die Schule, in denen die unglücklichen Kinder stumpfsinnigen oder faulen Lehrern überlassen sind; jeder dieser Lehrer aber ist jeden Augenblick bereit, über die allgemeinen Grundsätze derselben Sache zu streiten, an der er nicht arbeitet und die er nicht begreift. Unsere Richter jammern nach Juristen, nach erfahrenen Praktikern,

die der Sache um der Sache willen dienen; unsere Universitäten schreien nach Rechtsprofessoren, die ihr Fach lieben, wie der Leib das Leben; unsere Juristen aber, sowohl Theoretiker als Praktizierende, kaum sind sie zusammen, — so sind sie auch schon bereit, einer den anderen zu zerreissen aus Verdacht, dass der andere den Retrograden, den Klerikalen oder Radikalen angehöre, um der Straftheorie, der Schwurgerichtsidee, der Zivilehe willen oder wegen der Gefängniseinrichtung nach diesem oder jenem Systeme. Man wohne der Sitzung einer der vielen Kommissionen zur Beratung dieses oder jenes Projektes bei, man höre den Reden zu, mit denen in solch wüster Unordnung von den Enden des grünen Tisches aus die von den verschiedenen Behörden beorderten Mitglieder einander unterbrechen; man beobachte die Blicke, welche sie einander zuwerfen: welches Misstrauen, welcher Argwohn, welche Affektation in der Art zu reden, welches Gedresche hohler Phrasen. Und wozu das alles? Einer Sache wegen, mit der sich selten jemand wirklich beschäftigt hat? Nein, alles das eines Ideechens wegen, die der Redner irgendwo zufällig aufgefangen und die er erhoben hat oder besser — auf der er sich erhebt — ad astra; alles irgend einer Theorie wegen, einer Theorie, die in den allerseltensten Fällen aus einem guten Buche entnommen ist! In jedem beliebigen Empfangszimmer wiederholt sich dieselbe Erscheinung in anderer Gestalt, wenn kaum das Gespräch das Geleis der gewohnten Phrasen und der Neuigkeiten verlassen hat. Es entsteht eine Sprachverwirrung mit solch einem Durcheinander der Begriffe und zuweilen sich innerlich so scharf widersprechenden Gedanken, dass man vor Erstaunen und Schrecken starr bleibt. Nicht selten begegnet man Leuten, welche in ihren Reden und ihrer Handlungsweise geradezu mit Stolz gegen ihren eigenen Namen, gegen den Stand,

dem sie angehören, gegen den Beruf, dem sie äusserlich nachkommen und durch den sie leben und existieren, Protest erheben. Es kommt vor, dass ein Pädagog, welcher einer Erziehungsanstalt vorsteht, sich verächtlich über Lehrer äussert, welche die Strenge der Disziplin in der Erziehung vertreten; dass ein Offizier mit Entrüstung andere Menschen herunterdonnert, welche die Notwendigkeit der Disziplin für das Heer beweisen; dass ein Geistlicher die Sitte, an den Feiertagen zur Kirche zu gehen, vom höheren Gesichtspunkte aus beurteilt; dass ein Richter und gelehrter Jurist diejenigen unwissend schilt, welche verlangen, dass ein Dieb bestraft werde, dass die Dienstboten der Herrschaft folgen sollen. — — — Ein jeder steht für sich allein, allen wird es schwer, zur Thätigkeit sich zu vereinigen, weil alle, vom ersten Schritte an, in den Begriffen über die Sache auseinandergehen oder richtiger in den Phrasen, in welche sich die unklaren Gedanken kleiden.

Was ist der Grund von diesem allem? Es scheint, als ob die Hauptursache in der masslosen, unförmlichen Entwicklung der Eigenliebe bei jedem einzelnen und allen zu suchen sei. Es ist dieselbe billige, fadenscheinige Eigenliebe, kraft derer ein junger Mensch, der die Welt noch nicht gesehen hat, beim Eintritt in eine ihm unbekannte Gesellschaft von vornherein feindlich ihr gegenübertritt, das ruhige Selbstbewusstsein verliert, scharf, kurz und frech wird. Er bringt in einen unbekannten Kreis, als einziges Kapital — eine hohe Meinung von sich selbst und allein der Gedanke, dass man ihn niedriger schätzen könne, als er sich selbst, macht ihn empfindlich, nimmt ihm die Einfachheit, stellt ihn auf Stelzen, wappnet ihn mit einem Protest, der keinen Sinn hat. — Stelle man sich eine ganze Gesellschaft masslos kränklich-ehrgeiziger Menschen vor: an und für sich ist eine solche Zusammenstellung komisch, wie

lächerlich sie aber auch sei, sie dient doch als Bild des Zustandes, in dem sich so oft bei uns eine Gesellschaft von Menschen befindet, die sich zufällig getroffen oder sich zu gemeinschaftlicher Thätigkeit vereinigt haben.

XII.

Es giebt Ausdrücke, die bis zur Abgeschmacktheit profaniert sind, weil man sie unaufhörlich ohne bestimmten Sinn gebraucht, weil man sie in jedem Winkel von jedem hört und weil, indem er sie ausspricht, der Dumme bereits sich als Gescheiten zu verehren und der Unwissende auf der Höhe der Erkenntnis zu stehen meint. Ein auf dem Markte in Umlauf gekommenes Wort kann so schal werden, dass ein ernster Mensch sich seiner zu bedienen schämt: er fühlt, wie dieses Wort, während es in der Luft tönt, zum Widerhall aller hohlen und trivialen Vorstellung wird, für die es auf dem Markte der allgemeinen Redensarten angewandt wird. Dann ist die Zeit gekommen, solch einen Ausdruck in den Gedankenspeicher zu thun: er muss sich in Ruhe ausliegen, er muss in dem tiefen Schmelzofen des sich selbst prüfenden Gedankens sich reinigen, bis er von neuem auf der Welt erscheinen kann, als des Gedankens deutlicher und bezeichnender Ausdruck.

Solches Los droht auch wie es scheint einem unserer Lieblingsworte: bilden, Bildung. In Büchern, Broschüren, Leitartikeln und Feuilletons, bei Tischreden, in Predigten und Salonunterhaltungen, in offiziellen Schreiben, bei Vorträgen, in den Lehrstunden im Gymnasium und in der Volksschule, — überall, allüberall tönt dieses Gebrauchswort uns in den Ohren, und Jammer befällt die Seele, sobald

es nur ausgesprochen wird. Es wäre wohl an der Zeit, an eine ernste Prüfung des Begriffes, welcher in diesem Worte liegt, zu gehen, es wäre wohl Zeit, sich zu erinnern, dass dieser Terminus Bildung, ohne Verbindung mit dem Terminus Konzentration (Sammlung) keinen bestimmten Begriff hat. Es wäre Zeit, sich um Erklärung des Sinnes an unsere Allmutter und Lehrerin — die Natur zu wenden. Es ist nicht schwer, von ihr zu lernen, dass alle Bildung von einem Mittelpunkte ausgeht und ohne Mittelpunkt undenkbar ist, — dass keine Blume sich aus der Knospe entfaltet und keine Blüte eine Frucht ansetzt, wenn das Zentrum der schaffenden Kraft, der Bildung und des Umsatzes der Kräfte vertrocknet. Aber zum Unglück haben wir der Natur vergessen und ohne bei ihr anzufragen, stellen wir unsere Kinderrezepte für Bildung zusammen. Wir wollen mit rauher Hand, mechanisch, in der Blütenknospe die Staubfäden aufdecken und ausbreiten, früher, als die Zeit für sie gekommen ist, sich durch die innere Thätigkeit der Schaffenskraft zu entfalten, — und freuen uns und nennen das Bildung; wir verderben bloss die Knospe, und die von uns ausgebreiteten, aufgedecken Staubfäden vertrocknen ohne gesundes Blühen, ohne Hoffnung auf gesunde Frucht! Ist das nicht ein wahnsinniges Beginnen und ähnelt das nicht der Phantasie des Kindes in der Fabel, das mit dem Becher das Meer ausschöpfen wollte?

Und wieviel erscheinen solcher unverständiger Kinder, solcher unberufener Bildner und Lehrer überall! Ihre Leidenschaft, zu bilden, geht bis zum Fanatismus, und es giebt keinen Narren und keinen Ignoranten, der sich nicht für fähig hielte, irgend jemanden bilden zu können. Und wenn diese allein nur sich mit ihrer unsinnigen Leidenschaft tragen würden: am überraschendsten ist es, dass mit ihnen zusammen, bisweilen in ihrer Spur sogar, anscheinend

verständige Leute, Leute ernsten Sinnes anfangen, wie behext durch Zauberworte, durch gemeine Marktmünze, dasselbe zu wiederholen, ihm nach dem Munde zu sprechen und auf diesem Worte und auf dem mit ihm verbundenen wüsten Begriffe ganze Systeme für bildende und pädagogische Thätigkeit zu gründen.

Und alle diese Phantasien werden in Bewegung gesetzt, alle diese Pläne werden ersonnen, um mit ihnen, gleich wie in anima vili, in der Menge der sogenannten ungebildeten Leute, in der Masse des Volkes zu operieren. Gegen sie wird zum Feldzuge gerüstet: aber weder die Heerführer noch die Krieger geben sich Mühe, mit ihr sich zu vereinigen, mit ihr zu leben. ihre psychische Natur, ihre Seele zu erforschen; denn das Volk hat eine Seele, mit der man eins werden muss, um sie verstehen zu können. Nein, die Reformatoren und Aufklärer sehen im Volke nur eine bestimmte Grösse, eine bestimmte gegebene geistige Kraft, mit der experimentiert werden soll. Und dabei welche erstaunenswerte Dreistigkeit und welches Selbstvertrauen! — Es wird gefordert, diese Versuche im Namen irgend eines höchsten und unbedingten Zieles auszuführen — durchaus und zwangsweise!! Wie solches auszuführen sei, darüber sind die Lehrer selbst nicht einig: wieviel Köpfe — so viel Systeme und Methoden. Nur in einem sind sie einig, — in der festen Absicht, auf das Denken einzuwirken und es zu bilden. Umsonst erwidern ihnen schwache Stimmen, dass der einfache Mensch nicht allein einen Verstand, sondern auch eine Seele besitzt, eine ebensolche wie jeder andere, dass in seinem Herzen die Veste liegt, auf der er sein ganges Leben aufbauen muss und auf der bis jetzt der Bau der Kirche steht. Umsonst — sie wenden sich immer an das Denken und wollen es zu einer in Wirklichkeit müssigen Thätigkeit herausfordern, zur Entscheidung von

Fragen, welche die Aufklärer selbst schon längst leicht und billig entschieden haben. Welcher Irrtum! Wenn sie sich die Mühe nehmen wollten, ohne Selbstvertrauen und ohne hochmütige Meinung über ihren Verstand in die ungebildete Menge zu dringen und sich mit ihr zu vereinigen, so würden sie sehen, dass der ungebildete Mann selbst das Licht sucht und darum bittet und nach Aufklärung dürstet, aber dieser den Eingang bloss von der Seite öffnet, von welcher sie ihn in Wirklichkeit auch nur erleuchten kann, ohne seine Seele zu verwirren, ohne sein Leben zu zerstören. Er fühlt, dass seine seelische Natur ihm das Teuerste ist und will durch das Herz das Licht auf sie ausgiessen. Wenn ihm das Licht der Vernunft von dieser Seite zuströmen wird — wird es ihn nicht blenden, sein Leben nicht zerstören, den Schwerpunkt nicht überwiegen, auf dem der Grund seines Daseins gelegt ist. Sobald aber die Operation der Entwicklung ausschliesslich auf seinen Verstand gerichtet ist, wenn man ihn füllen will mit sogenannten Kenntnissen und Thatsachen aus Lehrbüchern und mit allgemeinen Folgerungen aus Theorien, so geschieht mit ihm dasselbe, was mit dem Kegel vor sich geht, wenn man ihn auf die Spitze stellen will.

XIII.

Leben ist Bewegung. Vielleicht hat noch nie eine solch verstärkte Bewegung des Lebens stattgefunden, wie in der Jetztzeit, aber diese Bewegung ist eine stossweise, eine hastige, krankhafte; das ist kein natürlicher Wechsel der Empfindungen, sondern ein Jagen nach Gefühlen; kein folgerichtiges Streben nach einem Ziele, sondern eine Kette verschiedenartiger Bestrebungen, die von allen Winden bewegt werden.

Heisst das leben? fragt man sich, wenn man einen Haufen Menschen sieht, die das Leben verschlingen und vom Leben verschlungen werden, die zu leben denken und zu leben sich sehnen.

Das Höchste, sagt Goethe, was wir von Gott empfangen haben und von der Natur ist das Leben, die um sich kreisende Bewegung der Monade, die Bewegung, welche keinen Stillstand und keine Ruhe kennt: jedem ist die angeborene Neigung geworden, dieses Leben zu unterhalten und zu pflegen, wenn auch das Wesen des Lebens selbst einem jeden und allen Lebenden ein Geheimnis bleibt. Wie leicht, scheint es, müsste es sein — zu leben! „Quel est mon mestier?“ frug sich Montaigne und antwortete: „Mon mestier c'est vivre!“ (Mein Beruf ist — leben).

Und doch, welche zusammengesetzte, welche verwickelte Thätigkeit haben sich die Menschen aus dem Leben gemacht, besonders die Menschen der neuen Welt, als sie stärker und tiefer ihrem Leben nachsannen und dem Ziele ihres Lebens und diesem Gedanken ruhelos nachgrübelten. Leben ohne zu denken, hiesse leben gleich dem Tiere. Doch soll der Gedanke ein lebendiger sein, ein Gedanke für das Leben. In der Jetztzeit aber scheint es bisweilen, als ob die Menschen lebten, um zu denken, und das ganze Leben, das einfache, kostbare Gottesgeschenk, vergeht ihnen im Denken. Das Leben ist die freie Bewegung aller in die menschlichen Natur gelegten Kräfte und Bestrebungen; — sein Zweck liegt in ihm selbst, in eben dieser Bewegung; mithin die Bewegung allein des Verstandes, allein des Herzens, des leidenschaftlichen Strebens, als Zweck des Lebens hinstellen, heisst das Leben beengen, es verunstalten. Es ist verunstaltet — künstlich verunstaltet — durch das Denken über das Leben. Derselbe Goethe schon rief zu seiner Zeit mit schmerzlichem

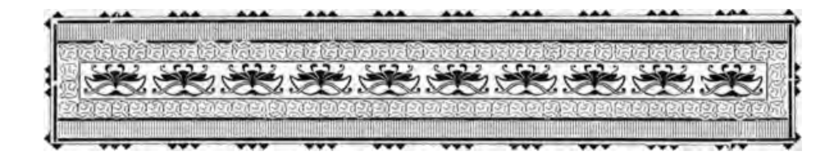
Gefühle aus: „Armer, armer Mensch unserer Zeit, alles sitzt bei ihm im Kopfe!“ (Armer Mensch, an dem der Kopf alles ist.*) „Leben wir denn?“ fährt er fort, „wir haben uns aus dem Leben herausgebracht durch das Analysieren des Lebens (herausstudiert aus dem Leben*) — und müssen uns anstrengen, um wieder hineinzukommen.“ Goethe sagte das im Hinblick auf die Professoren, auf die Gelehrten und jungen Studierenden seiner Zeit. Welche Fortschritte hat seit jener Zeit die Lebensanalyse gemacht, und wie ist durch sie das Leben zerfressen! Zu jener Zeit, in der Hälfte des 18. Jahrhunderts, überraschte den weisen Denker der Widerspruch zwischen dem Gedanken und dem Leben, ihn wunderte die bei der jungen Generation zur Mode gewordene Sehnsucht nach Leben (Weltschmerz*). Heutigen Tages ist eine solche Sucht in dieser Form nicht mehr Mode, aber ihren Platz hat die Theorie des Pessimismus, diese zum System gebrachte, tollhäuslerische, unersättliche, neue Lebenstheorie, eingenommen und herrisch sich der Köpfe bemächtigt. Das ist keine einfache Sehnsucht mehr als Folge des Widerspruches zwischen der Wirklichkeit des irdischen Lebens und den höheren geistigen Idealen, — das ist die entschiedene Verneinung dieser ganzen Welt, in der das Leben sich bewegt; keine Sehnsucht nach Leben, hervorgerufen in der Menschheit durch Kampf mit dem Bösen, sondern die zerstörende, tückische, freudlose Verleugnung des Lebens selbst, seinem Wesen nach; eine Verleugnung, die so weit geht, dass als einziger Ausgang aus diesem Abgrunde der Verzweiflung selbst „die Ausrottung aus der Seele des Wunsches zu leben“ vorgeschlagen wird.

Zu solcher Entstellung des Lebens also sind wir gelangt. Wir wähnten, das Denken diene zur Leitung des

---

*) Im Original deutsch.

Lebens, zur Regulierung seiner Bewegung, dass es helfe, zu leben, — aber es ist dahin gekommen, dass durch das Denken das Leben vollständig aufgehoben wird — und weder Leben noch Denken übrig bleibt. Das ist heute die moderne Lebenstheorie, die von den Lesern und Verehrern des talentvollen Verkündigers begierig aufgefasst wird, — eine Theorie, die es fertig gebracht hat, das ohnehin entstellte Leben noch mehr zu entstellen; denn die Verkündiger und Anhänger dieser Theorie fahren fort, nach dem Willen aller ihrer tierischen Instinkte zu leben, so in sich den bis zur schamlosen Lüge gehenden Widerspruch zwischen dem Leben und der künstlich geschaffenen Lebenstheorie verkörpernd, einer Theorie, in der weder für den Glauben, noch für das Recht, noch für die Energie des Willens, die danach strebt, in der Thätigkeit sich zu verwirklichen, ein Was bleibt also übrig? Es bleibt — eine freche, nicht aus dem Leben geschöpfte, sondern aus Büchern entnommene Leugnung des Glaubens, — es bleibt ein toter Abriss des Rechtes, auch aus Büchern entnommen, die entseelte Gestalt der Natur als chemische Formel und der zur Leugnung eines materiell nicht gelungenen Lebens geneigte, schlotterige Wille.



Wissen und Können.

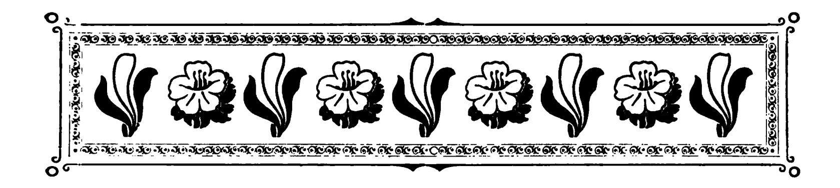
Seitdem in unserer Gesellschaft das Denken erwacht und in Bewegung gekommen ist, hat man uns in allen Arten die Notwendigkeit des Wissens vorgepaukt; solange vorgepaukt, dass in den Köpfen unserer Wissensmenge Synonyma geworden sind. Daher — die Erweiterung der Programme sowohl des höheren, als auch des mittleren und sogar des Elementarunterrichtes, daher die Legion eiligst angeworbener, unfähiger Lehrer, die bei jeder Wissenschaft angestallt sind, damit keine Lehre sei, — daher der Formalismus der Examen und der Prüfungskommissionen, daher die Vermehrung der Zeitschriften, die de omni re teo holi et quibusdam aliis traktieren und die Köpfe der Leser auf dem Markte der Intelligenz mit einer Menge abgerissener, durcheinander gemischter Gedanken und Kenntnisse ausfüllen. Das Resultat aus alle dem ist ein klägliches. — Die Vermehrung einer Scheinbildung, die sich für gelehrt hält, der aber das abgeht, wozu jedes Wissen führen soll, — das ist — das Geschick eine Sache zu beginnen, sie gewissenhaft und verständig zu handhaben und als Lebensaufgabe zu betrachten.

Jeder Mensch ist zur Thätigkeit berufen und soll sich einen bestimmten Beruf wählen; um aber denselben aus-

füllen zu können, ist es nicht zu umgehen, dass man sich sammle, überlege. „Erweitere deine Bestimmung nicht, — war der Spruch des alten Orakels — bemühe dich jenseits der Grenzen deines Berufes nicht zu streifen.“ Die Zerstreutheit nach verschiedenen Seiten hin zersplittert das Denken, entkräftet den Willen und hindert das Vertiefen in die Arbeit. Der Mensch, der sich durch die verschiedenartigen Bewegungen der Wissbegierde und der Neugier nach allen Seiten hin zerstreuen lässt, vermag nicht, in sich einen solchen Vorrat von Lebenskraft zu sammeln und aufzuhäufen, wie zu dem entscheidenden Übergange vom Kennen zum Können nötig ist. Wieviel Bilder und Kenntnisse der Dilettantismus der Wissbegierde und des Geschmackes auch in sich aufnehme, alles bleibt unfruchtbar, wenn er sein ganzes Wesen nicht in sich zu sammeln und auf das Vollbringen zu richten vermag.

Das Wissen an und für sich erzieht weder das Können noch den Willen. Wir sehen täglich Beispiele davon. Wir sehen täglich viele gescheite Leute, scharf an Gedächtnis und Einbildungskraft, gebildet, gelehrt und doch kraftlos in der entscheidenden Minute, sobald eine Sache Entscheidung, eine Versammlung ein festes Wort erfordert. Unser Leben aber, sowohl das private, als auch das öffentliche verlangt, bei der Komplizierung der Verhältnisse, bei der Verwirrung der Begriffe und des Geschmackes, unaufhörlich rasches und festes Entscheiden. Und wir sehen, dass, wenn ein solches Wort verlangt wird, die Leute sich ihm nicht festen Schrittes nähern, sondern auf Umwegen und indem sie sich nach allen Seiten umsehen. Zu solcher Zeit ist ein Mensch mit kleinem Bewusstsein und Willenskraft, der fähig ist, im Augenblicke alles zu überdenken, was er im Bezug auf die Sache weiss, für die Sache viel wertvoller als eine Menge unzuverlässiger, wankender Köpfe.

Daher der Formalismus und die Erfolglosigkeit vieler bei uns stattfindender Kommissionen und Beratungen: die Leute sprechen, ohne sich in den Gegenstand der Untersuchung vertiefen zu können. Der beste Redner aber ist nicht derjenige, welcher nur Mittel sucht, den Gegner durch die kleinlichen Werkzeuge der Kasuistik oder durch eine Flut aufgedunsener Drohungen zu fangen oder zu verwirren, sondern der zur Sitzung kommt mit einer bestimmten und klaren Meinung von der Sache und sie klar und bestimmt ausdrückt; nicht der, welcher Farben und Schatten mischend fähig ist zu beweisen, dass im Schwarzen Weisses und im Weissen Schwarzes sich befindet, sondern der, welcher unumwunden und bewusst Weiss — Weiss und Schwarz — Schwarz nennt. Nicht der ist ein rechter Richter, welcher Forderung und Erwiderung haarfein spaltet, formell richtet nach formellen Kennzeichen des Rechtes, sondern derjenige, welcher um das wirkliche Recht besorgt, fähig ist, mit klarem Verstande das Wesen der Beziehungen der Parteien zu durchdringen. Nicht der Heerführer ist zum Kampfe geschickt, der bis ins einzelne die ganze Geschichte der Kriegszüge und Schlachten und alle Arten der Kriegstaktik studiert hat, sondern der, welcher in der entscheidenden Minute mit scharfem Blicke im Geiste die Lage der Örtlichkeit und der Streitkräfte richtig beurteilt und durch entscheidende Willensthätigkeit das Schicksal der Schlacht bestimmt.



Der Glaube.

Wahrlich, hier auf Erden bewegen wir uns durch den Glauben, nicht durch das Schauen, und derjenige irrt arg, welcher meint, er habe sich den Glauben ausgelöscht und könne von nun an im Schauen leben. Wie hoch sich der Menschengeist auch über die Welt stellen mag, er bleibt untrennbar von der Seele; die Seele aber strebt zu glauben, bedingungslos zu glauben: Ohne Glauben vermag der Mensch nicht zu leben. Und ist es denn nicht leidige Täuschung, wenn der Mensch den Glauben an das Wirkliche, an das Bestehende, an das, was seine Seele als reale Wahrheit empfindet, verwirft und Theorie und Formel zu Gegenständen seines Glaubens macht, sie verehrt, ihnen huldigt, bereit ist, sich selbst, die ganze Welt in seiner Seele, seine Freiheit und alle seine Nächsten ihnen zum Opfer zu bringen? Theorie und Formel, welcher Art sie auch seien, können nicht das Bedingungslose in sich einschliessen; jede von beiden ist notwendiger Weise, weil im menschlichen Geiste entstanden, etwas Unvollendetes, Zweifelhaftes, Bedingtes und Falsches. Was unermesslich höher ist als mein Ich, was von Anfang war und ist, was unwandelbar und unendlich ist, was ich nicht umfassen kann, was aber mich

umfasst und hält, das ist das, woran ich glauben will, als unbedingte Wahrheit, — aber nicht an ein Werk meiner Hände, — an ein Produkt meines Geistes, nicht an eine logische Formel meines Verstandes. Die Unendlichkeit des Alls und der Beginn des Lebens kann nicht in eine logische Formel eingeschlossen werden. Bedauernswerter Mensch, der sich eine solche Formel zusammenstellt und glaubt, mit ihr das Chaos des Seins zu durchdringen, — das Chaos wird ihn samt seiner armseligen Formel verschlingen. Das Bewusstsein ihres unsterblichen Ichs, der Glaube an einen alleinigen Gott, das Gefühl der Sünde, das Streben nach Vollkommenheit, das Opfer der Liebe, das Gefühl der Pflicht, — das sind die Wahrheiten, an welche die Seele glaubt, ohne sich zu täuschen, ohne Götzendienst der Formel und der Theorie.

II.

Welch Geheimnis ist doch das religiöse Leben eines solchen Volkes, wie das unsrige, das sich selbst überlassen ist und nicht unterrichtet wird. Man fragt sich, wodurch denn dieses religiöse Leben entsteht — und sucht man zur Quelle zu gelangen, so findet man nichts. Unsere Geistlichkeit lehrt wenig und selten, sie besorgt den Gottesdienst und nicht das Abendmahl. Die Bibel existiert nicht für die, welche nicht lesen können; es bleiben also der Gottesdienst und einige Gebote übrig, die durch die Eltern den Kindern überliefert, als einzige Verbindungsglieder zwischen dem einzelnen Gläubigen und der gesamten Kirche dienen. Ja es kommt vor, dass in weitentlegenen Orten das Volk überhaupt nichts versteht, weder die Worte des Gottes-

dienstes noch das Vaterunser, welches letztere nicht selten mit Auslassungen und Zusätzen, die den Worten des Gebotes jeglichen Sinn nehmen, wiederholt wird.

Und doch ist in allen diesen Köpfen — wie in Athen ein Altar erbaut „dem unbekannten Gotte", und man weiss nicht durch wen. Ihnen allen ist die wirkliche Gegenwart des Willens der Vorsehung bei allen Begebenheiten des Lebens eine vollendete Thatsache und so unfraglich, so fest im Bewusstsein eingewurzelt, dass wenn der Tod heranrückt, diese Leute, denen man nie von Gott gesprochen hat, ihm ihre Thüre öffnen, wie einen bekannten, längst erwarteten Gaste. — Sie übergeben ihre Seele Gott im buchstäblichen Sinne.

III.

„Im Anfang war das Wort", so verkündet der Evangelist. Der grosse deutsche Dichter wollte diesen Gedanken des Theologen durch seine eigene philosophische Analyse verbessern, indem er Faust veranlasste, jenem Gedanken nachzusinnen. „Nein", sagt Faust, „im Anfang war die That". Wenn Goethe den Faust in unserer Zeit geschrieben haben würde, würde wahrscheinlich Faust gesagt haben: „Im Anfang war das Faktum", also die Thatsache. Faktum ist der beliebte Begriff der neuesten Material-Philosophie, die Zelle, aus der sie das Weltall aufbaut, die Säule und der Grund alles dessen, was sie Wahrheit nennt.

Welche Unwahrheit! Wahrheit ist etwas Absolutes, und nur das Absolute kann der Grundbau des Menschenlebens sein. Alles Übrige steht nicht fest, — alles Übrige verschwindet in schwankenden Gestalten und Bildern, kann

also nicht als Fundament dienen. Faktum ist etwas wesentlich Reales, das unauflösbar mit den Bedingungen der materiellen Natur und nur in ihr denkbar ist. — Sobald wir versuchen, das Faktum nur von seiner materiellen Umgebung zu trennen, seinen geistigen Anfang zu bestimmen, seinen wahren Geist zu fassen, — so verlieren wir uns auch schon in den Netzen der Vermutungen, der Hypotesen, der Zweifel, die im Gehirn eines jeden Denkers entstehen; — wir fühlen unsere Ohnmacht, sein Wesen zu ergründen! Das ist auch die Ursache warum die Geschichte über jede Begebenheit über jeden in der Geschichte Handelnden, sobald wir die geistige Bedeutung der einen oder des anderen zu analysieren trachten, uns ein solches Gemisch von Vorstellungen aufweist. Die allergrösste Gewissenhaftigkeit in der Geschichtsforschung kann nur dahin streben, ein wichtiges Bild der Begebenheiten und Handlungen in Verbindung mit den Bedingungen des Lebens und der Thätigkeit ihrer Zeit zu zeichnen, das Faktum in seiner möglichst ganzen Umgebung wiederherzustellen und zugleich die Ursachen, die Folgen und die zwingenden Bedingungen der geschichtlichen Handlung zu erforschen. Augenscheinlich kann hier die Wissenschaft der Kunst nicht entbehren, und jeder wirkliche Geschichtsschreiber muss in seinem Werke zum Künstler werden. Dem Künstler ist ein Ideal unentbehrlich, folglich hat der Historiker bei der Schätzung der Begebenheit und der handelnden Personen durchaus ein Ideal vor Augen, dessen Konturen nicht bei einem jeden die gleichen zu sein brauchen. Jeder ist geneigt, von seinem Ideale sich hinreissen zu lassen, d. h. von seiner Vorstellung über das Vollkommene in den Triebfedern, den Werken und den Einrichtungen der Menschen. Zu den Begebenheiten hinsichtlich ihrer gegenseitigen Beziehungen verhält sich der Geschichtsschreiber kritisch, der

Charakter der Kritik aber wird durch die Weltanschauung bestimmt, welche in einem jeden sich gebildet hat. Denjenigen, welchen gestern jemand erhöhte, entthront heute ein anderer und umgekehrt: in dem, welchen früher die Geschichtsforschung als Tyrann hinstellte, findet sie später Züge sittlicher Grösse. Diese Schwankungen in der geschichtlichen Kritik werden wohl nie aufhören, da ja das Ideal dieser Kritik selbst schwankende Züge aufweist und sich mit jeder Gelehrten-Künstler-Generation verändert.

Unvergleichbar früher als die pragmatische Geschichte entsprang aus der Tiefe des Volksbewusstseins und der Schöpfungskraft der Völker die Legende und fährt fort, neben der Geschichte sich zu gestalten. Sie dient der Geschichte selbst als Quelle und als Gegenstand geschichtlicher Kritik; aber trotz aller Kritik bleibt sie das kostbare Gut des Volkes, weil sie in sich die ganze Frische einer unmittelbaren Vorstellung bewahrt. Das Volk begreift und versteht sie und, setzen wir dazu, fährt fort sie zu gestalten, nicht allein weil es zum Wunderbaren neigt, sondern weil es in der Legende eine tiefe Wahrheit ahnt — die absolute Wahrheit der Idee und des Gefühls — eine Wahrheit, die ihm keine noch so künstlerische, kritische Analyse der Fakta geben kann. Die Helden des Volksepos, welche die Geschichte entthront, fährt der Volksgeist fort zu ehren; in ihnen sieht das Volk die Kennzeichen des Idealen — des Ideals, der Kraft, der Tugend, der Heiligkeit, die ihm teuer sind, — weil das Volk die absolute Wahrheit in diesen Idealen ahnt, nicht aber in Personen, in Begebenheiten oder in vergänglichen Gestalten des Lebens. Die Gelehrten wollen es nicht verstehen, das Volk aher ahnt mit der Seele, dass die absolute Wahrheit nicht materiell erhascht, nicht fühlbar hingestellt, nicht durch Mass und Zahl bestimmt werden kann, sondern dass man an sie

glauben kann und muss, — denn die absolute Wahrheit ist nur dem Glauben zugänglich. In den Handlungen, in den Gefühlen und Triebfedern der Menschen ist nichts Vollendetes, nichts Ganzes, nichts Einziges; denn jeder Mensch ist in seinem Innern selbst geteilt und strebt, bei jedem Schritte strauchelnd und schwankend, nach Übereinstimmung. Mithin hält keine besondere That, keine Begebenheit, keine geschichtliche Person stand, sobald wir sie der Analyse unterwerfen, und von allen Helden bleibt nicht ein einziger übrig. Jeder That geht solch eine Kette sittlicher Schwankungen voraus, sie umgiebt ein solches Netz von verschiedenartigen Empfindungen, Veranlassungen, zufälligen Begebenheiten, die den menschlichen Willen leiten, verändern und zerteilen, dass ein grübelnder Verstand überhaupt keinen Platz findet für eine That, als ganz freie Äusserung eines auf das Ideal gerichteten Willens. Dem Volke aber erscheint die Heldenthat in der Vorstellung eben, als lebendige, ungeteilte Äusserung der Kraft: so glaubt das Volk und kann ohne diesen Glauben nicht leben; denn auf ihm fusst das ganze Leben des Menschen inmitten des Seufzens, des Kummers, des Elends und der Lüge, wovon es materiell erfüllt ist.

Darum irren diejenigen, welche diesen Glauben im Volke zersetzen, die ihm denselben unter dem Vorwande der Sorge um historische Wahrheit nehmen wollen. Die Menschen können des Glaubens an ein Ideal der Wahrheit und des Guten nicht entbehren; wie aber diesen Glauben bewahren, wie ihn erhalten, wenn nicht verkörpert in einer lebenden Gestalt. Den Menschen diese Gestalt nehmen, heisst ihnen den Glauben selbst, der in ihr zum Ausdruck kommt, nehmen — den Glauben an eine absolute Wahrheit, an eine ganze Vollkommenheit, das ist auch unter anderem der Grund, warum die Lieblingslektüre des russischen Volkes

vor allem das Leben der Heiligen ist, die Acta Sanctorum, die ausschliesslich aus lebendigen Beispielen des Heldentums der Tugend, der sittlichen Vollkommenheit zusammengesetzt ist. Ein jeder dieser Helden des Heils war Mensch mit allen Schwächen der menschlichen Natur, mit allen Schwankungen des Denkens, der Neigung und des Willens, mit der ganzen Gemeinheit des menschlichen Fallens, und wenn seine Seele zergliedert werden könnte, so würden wir in ihr das ganze Geheimnis der erstgeborenen Sünde und die ganze Kraftlosigkeit des Menschen im Kampfe mit sich selbst erblicken. Aber aus diesem Kampfe ist der Heilige als Sieger hervorgegangen, und der Kampf ist gekämpft worden im Namen der höchsten Ideale der Vollkommenheit, deren Mass nicht auf Erden, sondern im Himmel, im Gebiete des Absoluten sich befindet. Und eines solchen Helden Kampf hat die dem Helden ähnelnde, mit ihm fühlende Seele des frommen Schilderers mit lebendigen Farben aufgezeichnet und in ihre Beschreibung lebendige Liebe zu derselben Wahrheit, lebendiges Streben nach demselben Ideale gelegt. Darin ahnt also das Volk die Wahrheit und zweifelt nicht und glaubt, während die grübelnde Philosophie des gelehrten Agnostikers die Fakta untersucht und indem sie in ihnen die materielle Wahrheit zu finden meint, zugleich in Bezug auf die geistliche Wahrheit, die Wahrheit, die eben selbst die glaubende Seele erregt — spottend fragt: „Was ist Wahrheit?“

IV.

Man kann nicht umhin, die Idee des neuesten Skepizismus im Vergleiche zur Idee eines allmächtigen Gottes, des Schöpfers des Alls, in dem Mythus des von Zeus ge-

bundenen und an den kaukasischen Felsen gefesselten Prometheus wiederzuerkennen. Es ist der Protest des stolzen Geistes gegen den allgemeinen Glauben an die Existenz des Göttlichen, es ist die Verneinung des dem Stolze unerträglichen Gefühls der Ehrfurcht vor der Gottheit, der Untergebenheit und der Anbetung der Gottheit. Es kümmert ihn wenig, dass das heilige Feuer, welches die Menschheit belebt, erwärmt und befruchtet, von der Gottheit genommen, der Gottheit entwendet ist — das will der Mensch nicht anerkennen, er will im Besitze des göttlichen Feuers eigenmächtig leben, in Entfremdung von der Gottheit.

Die Sphinx der alten Fabel sass am Kreuzwege und legte jedem Wanderer ihre Frage vor. Wer sie nicht zu erraten vermochte, fiel ihr zum Opfer und wurde in den Abgrund geschleudert. Das Ungeheuer zu bezwingen, vermochte nur der Weise, der die Lösung der Frage fand.

Was ist die Sphinx in unserem Leben? Unser ganzes Leben ist anscheinlich eine endlose Kette von Erscheinungen und Thatsachen. Eine wechselt die andere ab, eine verbindet sich mit der anderen, alle fliegen vorbei und tragen auf ihren Flügeln ihre Fragen an den menschlichen Geist; eine jede Minute im Wirbel der Zeit stellt ihre eigenen, zeitlichen Fragen auf. Der Weisheit des Geistes bedarf es, um sie zu beantworten, um sie zu lösen. Wer diese nicht besitzt, wird zum Sklaven der Fakta und Erscheinungen — zum Sklaven seiner Zeit, ob er auch als Mensch seiner Zeit gepriesen würde. Die Fakta erdrücken ihn von allen Seiten, sie beherrschen ihn, — und er wird zum Menschen der ausgetretenen Wege, der sinnlichen Sitte; — er gelangt im blinden Gehorsam der Fakta dazu, dass endlich in ihm der letzte Funke des Lichtes erlischt, welches jedes Wesen erleuchtet, das des Namens Mensch würdig ist. Dagegen bleibt der Mensch den geistigen Neigungen seiner

Natur treu, versteht er die Grundanfänge des geistigen Lebens zu unterscheiden, steht er im Geiste fest, der Fakta nicht gehorchend, sondern sie beherrschend; dann legen sich diese während seines Lebens ruhig neben ihn, ein jedes an einen Ort: nicht sie haben ihn bezwungen, sondern er hat sie bezwungen.

Die Sphinx des alten Ägyptens ist nicht die Sphinx Griechenlands, wenngleich beide das Geheimnis der menschlichen Seele ausdrücken.

Die ägyptische Sphinx ist ein friedsames, halb menschliches, halb tierisches Wesen. Vor dem Tempel, vor den Königsgräbern — durch eine lange Reihe von Sphinxen schreitend — empfindet der Mensch die Nähe der Gottheit — und das Geheimnis des Todes. Die Sphinx erscheint als Bild der in sich und in der Idee der Gottheit vertieften, geheimnisvollen Selbstbetrachtung: die alten Ägypter verkörperten in ihr die Gottheit des Sonnenlichtes.

Nicht eine solche ist die Sphinx der neuen Welt, das Erzeugnis der griechischen Phantasie. Diese ist ein Wesen dämonischen Ursprungs, eine Ausgeburt des ungeheuerlichen Typhoeus und der Echidna, nicht Gestalten der leuchtenden Gottheit, sondern der dunkeln Kräfte des Tartarus, — ein tierisches, reissendes, verderbenbringendes Wesen. Auch sie drückt ein Geheimnis aus, aber nicht das Geheimnis der in sich vertieften Selbstbetrachtung, — sondern das Geheimnis des leidenschaftlichen, verneinenden, vergewaltigenden und zerstörenden Gedankens.

Und diese Sphinx hört bis jetzt nicht auf, der Menschheit furchtbare, geheimnisvolle Fragen zu stellen — unlösbare Fragen. Tausende von Köpfen mühen sich ab, die Entscheidung zu finden, zu lösen das Rätsel über Leben und Religion — und vermögen es nicht. Im Gegenteil, alle erfolglosen Versuche, die Lösung zu finden, versenken den

Geist und das Gefühl in neue Abgründe, und jedes Rätsel gebiert Hunderte und Tausende neuer, unlösbarer Rätsel. — Der armen Menschheit gähnt der Schlund des Verderbens in Gestalt eines Ungeheuers entgegen, und sie muss in den Abgrund stürzen, wenn sie nicht auf dem Felsen des einfachen, festen Glaubens und des klaren Denkens stehen bleibt.

V.

Die grosse Frage, die Verstand und Gewissen der ganzen Menschheit nicht aufhört zu verwirren, ist die Frage über die Verwirklichung in dem Verkehr der Menschen mit einander, der Wahrheit und der Liebe, welche Christus geboten und die die christliche Kirche zum Fundamente ihrer Lehre gemacht hat. Kein Verstand vermag den Schlüssel zu diesem Widerspruche zu finden, kein Gewissen vermag auf diesem Widerspruche zu ruhen. In Gedanken die blutige Geschichte der Kriege, der Zwietracht, der Gewaltthaten, der Unwahrheit, der Roheit und des Aberglaubens überblickend, welche von Anfang der Welt bis zum heutigen Tage, sich sowohl durch das öffentliche als durch das Privatleben hinzieht, fragt sich jeder mit Entsetzen — inmitten dieser Hölle, in der wir leben und uns bewegen — wo ist denn die Erfüllung des Gebotes Christi, worin ist sie denn ersichtlich? Wo ist ein Ausweg aus diesem Zustande, in dem die Religion selbst als Spiegel der Lüge und Falschheit erscheint, als Wegweiser zu den Widersprüchen zwischen That und Bewusstsein, als Netz von Gebräuchen und Formalitäten, die dem verführten Gewissen zum Deckmantel und der Unwahrheit zur Scheinentschuldigung dienen. Es giebt wohl Auserwählte, es giebt Menschen der Wahrheit,

von Herzen demütige, es giebt Werke der Liebe und Vernunft, bei denen der Gedanke Atem schöpft und für einige Zeit Ruhe findet, aber wenn er das Leben im ganzen überblickt, so sieht er Vorgesetzte und Machthaber, die ihrer Bestimmung vergessen, er sieht unrechtmässigen Besitz geehrt und gerühmt — durch Entwendung erworbenen Reichtum, der die Gewalt selbst verschluckt hat und die Welt besitzt; er sieht selbstbewusste Gesetzlosigkeit unter der Decke äusseren Anstandes, er sieht Tausende und Millionen dem Gotte des Krieges, den Götzen der Feindschaft und der Gewaltthätigkeit geopfert, er sieht endlich bewusstlos vegetierende, durch Not zerrissene, in Qualen sterbende, unzählbare Massen. Wo ist denn, so fragt er, Christi Reich, das Reich der Liebe und Wahrheit — wo ist denn die wirkende Kraft der Religion — wo ist das Ziel und Ende des elenden Menschenlebens?

Wie oft hat man von altersher bis auf unsere Tage von der Erwartung des goldenen Zeitalters für die Menschheit reden gehört und hört es noch — und doch endet die Erwartung mit Enttäuschung, wenn nicht mit Hoffnungslosigkeit, — denn der Christ soll nicht hoffnungslos sein. Die alttestamentarischen Propheten zeichnen einen zukünftigen Zustand des Friedens und der Zufriedenheit in der Menschheit. Christus brachte wohl das Gebot der Liebe und des Friedens auf die Erde, aber nicht die Erfüllung dieses Gebotes — eine Erfüllung, die der Freiheit keinen Platz liesse. Dieses selbe Gebot war nach seinen Worten erschienen als Schwert und sollte in der Menschen Herzen einen Brand entzünden. Und als aus den Herzen, die in der Hoffnung auf eine Erneuerung der Welt erglüht waren, nach seiner Auferstehung die schüchterne Frage laut wurde: „Herr, wirst du nicht in diesem Jahre noch das Reich Israels aufrichten?“ war seine Antwort: „Es ist euch nicht

gegeben, Zeiten und Jahre zu messen: diese hat Gott in seine Macht gestellt." — Die bei den Menschen in kleine Abschnitte geteilte Zeit ist bei Gott grenzenlos. Vor ihm sind tausend Jahre wie ein Tag und ein Tag wie tausend Jahre.

Auch die junge christliche Kirche lebte in den ersten Jahrhunderten unter Gebrechen und Elend in der gleichen Hoffnung auf eine Aufrichtung des Reiches Israel; diese Hoffnung auf den Sieg der Wahrheit in der Menschheit war die neue Kraft, welche das Christentum in die freudlose, heidnische Welt brachte. Es kam die schreckliche Zeit, als diese Kraft augenscheinlich versiegte und die Hoffnung zur Verzweiflung wurde. Die Eroberung und Zerstörung Roms durch Alarich versetzte die ganze Christenheit in unbeschreibbare Angst — Zweifel verfinsterten die gläubigen Seelen: „Wo bleibt denn die Kraft des Christentums, wo ist denn noch Rettung?" Die Heidenwelt aber zeterte: „All dieses Unglück kommt von der Religion des Christus." Da ermutigte der heilige Augustin durch sein begeistertes Buch „Von der Stadt Christi" das benommene Gewissen und richtete die Christenhoffnung wieder auf, indem er den Menschen die Fügungen der göttlichen Vorsehung und die Unumstösslichkeit der Lehre von dem Reiche, das nicht von dieser Welt ist, durch die Geschichte der Menschheit erklärte.

Wie oft hat sich nicht von damals bis heute in den Epochen allgemeinen Unglücks, in der Glut der Gewaltthaten und der öffentlichen Sittenlosigkeit ganz dieselbe Frage erhoben. Auch wir leben in einer Zeit, in der augenscheinlich das längst vergangene Heidentum anfängt wieder aufzuleben und man mit erhobenem Kopfe das Christentum zu überwältigen bestrebt ist, indem man sowohl seine Dogmen, als auch seine Satzungen, ja sogar den sittlichen

Grund seiner Lehre leugnet, in welcher neue Verkündiger, gleich den heidnischen Philosophen der alten Welt, an den Rest der Gläubigen das bittere Wort richten: „Dahin hat euer Christentum die Welt gebracht. Das ist der Wert eures Glaubens, der die menschliche Natur verzerrt hat, indem er ihr die Freiheit der Gelüste nahm, in denen das Glück liegt.“ Oder wie? Sollte denn wirklich der Sieg, der die Welt besiegte, unser Glauben, in dem Andrange des alten Heidentums untergehen?

Nein, unangetastet in der heiligen Kirche bleibt der Glaube, von dem sein Stifter gesagt hat: „Die Thore der Hölle werden ihn nicht bezwingen.“ Sie bewahrt die Schlüssel zur Wahrheit, und jeder, der von der Wahrheit ist, höret ihre Stimme in unseren Tagen sowohl als zu allen Zeiten. In ihr sind unter der Hülle der heiligen Bilder und der Symbole die Kräfte enthalten, die bestimmt sind, von überall das Zerstreute zu sammeln und die Erdoberfläche zu erneuern. Wann das geschehen wird, weiss der Einzige, der Zeiten und Jahre in seine Macht gesetzt hat.

Vom Anfang der Kirche an hören aber unterdessen ungeduldige Herzen, stolze Geister nicht auf, ausserhalb der Kirche und ihr entgegen, neue Lehren zu suchen, welche die Menschheit erneuern, das Gebot der Liebe und Wahrheit erfüllen und der Erde Frieden und Zufriedenheit bringen sollen. Erstaunt über die ungeheuerlichen Widersprüche zwischen der Lehre des Erlösers und dem Leben der Christen, welche die Kirche bilden — legen sie die Schuld daran auf die Kirche und ihre Einrichtungen, und zur Verneinung der seit Anfang des Christentums bestehenden Kirche gelangend, glauben sie, anstatt deren Lehre, ihre eigene, nach ihrer Meinung gereinigte, von der Kirche gesonderte Lehre Christi befestigen zu können, die sie nach

eigenem Gutdünken aus einzelnen Texten des Evangeliums gefolgert haben.

Eigentümliche Verirrung! Menschen, die den gleichen Gelüsten, derselben Sünde unterworfen sind, wie die ganze sie umgebende Gesellschaft, Menschen von gleicher mit allen, in sich selbst entzweiter Natur, die geneigt ist zu wollen, was sie nicht thut, zu thun was sie nicht will — wollen glauben machen, sie allein seien einig im Geiste und werfen sich auf als Lehrer und Propheten. Es scheint, sie wähnen allein auf unbeweglichem Standpunkte zu stehen, während doch die ganze Welt und sie selbst mit ihr sich im Kreise bewegen. Sie fangen mit der Zerstörung des Gesetzes an und sind selbst nicht im Stande, aus den Teilen und Stücken der von ihnen verworfenen Lehre ein neues Gesetz zu bilden. Sie verwerfen die Kirche und gelangen doch wieder dahin, eine eigene Kirche mit eigenen Predigern und Dienern schaffen zu wollen, und wenn ihnen das gelingt, so wiederholt sich bei ihnen das, was sie verurteilt haben und wogegen sie aufgetreten sind — aber nur mit neuer Vergrösserung der Lüge, der Vorstellung des unsinnigen, sich über die Welt erhebenden Stolzes. Der Hochmut des Geistes zusammen mit der Verachtung des Meschen von gleichem Fleisch und Blute treibt sie zur Zerstörung des alten, zur Errichtung eines neuen Gesetzes. Sie vergessen, dass der göttliche Lehrer, dessen Namen sie anrufen, auch nicht den geringsten Teil des Gesetzes selbst ändern wollte, weil er sanft und demütig war, — wohl aber jeden einzigen Teil durch den in ihm verborgenen Geist der Liebe neu belebte.

Sie verurteilten den Dogmatismus und die Gebräuche, um zuletzt selbst beschränkte und herrschsüchtige Dogmatiker zu werden; sie stehen gegen Fanatismus und Unduldsamkeit auf und werden selbst zu ärgsten Fanatikern und

Verfolgern; Liebe und Wahrheit predigend, lassen sie sich unbewusst von dem Geiste der Gehässigkeit und der Parteilichkeit durchdringen. Der sie blendende Stolz lässt sie nicht erkennen, welche Versuchung sie in das Gebiet des Glaubens tragen, indem sie seine Einfalt und seine Ganzheit in einfältigen Seelen zerstören, die zu erziehen und zum Bewusstsein des Glaubens zu führen, die Kirche noch nicht Zeit gefunden hat.

Es ist nicht schwer — aber auch wie sinn-, wie gewissenlos, eine einfältige Seele zu verlocken, in der nur ein reines, braches Feld des religiösen Gefühles ist, eine unerzogene, die Wahrheit des Glaubens nicht kennende Seele! Schrecklich ist der Gedanke, dass man an eine solche Seele mit der nackten Verneinung der Kirche herantritt und sie zu überzeugen trachtet, diese Kirche mit ihren Lehren, ihren Sakramenten, mit ihren Symbolen, Gebräuchen und ihrer Tradition, mit ihrer Poesie, durch die sie in allen Jahrhunderten die Menge der Generationen begeisterte — sei eine falsche, hassenswerte Einrichtung. Die einfältige Seele war auch eine demütige Seele. Der Sektengeist führt sie auf die Höhe des Stolzes — durch seinen besonderen Glauben; den Glauben selbst aber zwängt er in den engen Rahmen einer Sektenformel. Solch eine Seele existiert nicht, wie unwissend sie auch sei — der man nicht einen so sinnlosen Hochmut einzuimpfen vermöchte mit der Überzeugung seiner Wahrheit — wem gegenüber? Einem ganzen Volke, das eben die Kirche bildet und das da lebt im demütigen Bewusstsein seiner Sündhaftigkeit vor Gott und in demütiger Hoffnung auf Vergebung der Sünden und auf Erlösung durch der Kirche Gebet. Die Früchte dieses Hochmutes, in seiner ferneren Entwickelung fallen in die Augen. Es ist — die Heuchelei im selbstzufriedenen Bewusstsein der Gerechtigkeit. Es ist — der wütende Eifer

gegen alle anders Glaubenden und das bis zur Leidenschaft gehende Bestreben, der kirchlichen Herde zerstreute Schafe abzulocken — wobei zur Erreichung des Zweckes alle Mittel für gut erachtet werden.

Wahrlich, die Kirche ist das Rettungsschiff für grübelnde Geister, die von Fragen darüber, woran und wie man glauben soll, gequält werden. In das uferlose Meer der Forschung des Zweifels und der logischen Folgerung sich mit diesen Fragen zu wagen, ist furchtbar für einen beschränkten menschlichen Verstand, für eine launenhafte Phantasie, für eine Eigenliebe, die neue Wege zu finden bestrebt ist. Der auf seinem eigenen erdachten Glauben fussende Mensch, der sich mit ihm über die kirchliche Autorität erhebt, kann in Wirklichkeit damit enden, dass er sich selbst als Träger eines Glaubens wähnt; er kann zur Unduldsamkeit, zum Fanatismus, ja zur eigentlichen Verführung des Gedankens gelangen — den Glauben als das sich selbst genügende von Leben und Thätigkeit getrennte Element der Erlösung anzusehen.

VI.

Die Führer der Menschheit, die Religionsgründer erkennen auf der Höhe ihres Schauens in dem Systeme einer Glaubenslehre die Idee der Gottheit und ihr Verhältnis zum Menschen und bilden zur praktischen Anwendung der Lehre auch die, durch dieselbe Idee belebten Formen des Kultus. Die Volksmasse aber bleibt in der Ebene, und das Licht der reinen Anschauung, das die Spitzen der Höhen erleuchtet, gelangt nicht schnell zu ihr. Das religiöse Gefühl, die religiöse Vorstellung wird in der Masse durch eine Menge von Gebräuchen und Überlieferungen ausgedrückt, die von

einem höheren Gesichtspunkte aus als Aberglaube und Götzendienst erscheinen können. Ein strenger Glaubenseiferer wird empört, gerät in Zorn und eilt mit gewaltthätigem Arme, diese Hülle des Volksglaubens zu zertrümmern, gleich wie Moses das Kalb zerbrach, das Aaron auf Bitten des Volkes gegossen hatte, als der Prophet in höchster Beschauung auf den Sinaischen Bergen weilte. Daher kommt der bis zum Fanatismus gehende, puritanische Eifer bei Glaubenslehren.

Aber in solcher, nicht selten rohen Hülle des Volksglaubens liegt der einer Entwickelung und Beseelung fähige Kern des Glaubens selbst verborgen, verbirgt sich die ewige Wahrheit. In den Gebräuchen und Überlieferungen, in den Symbolen und Gewohnheiten sieht die Masse des Volkes die wirkliche und wirkende Personifikation dessen, was in der abstrakten Idee für sie nicht wirklich und nicht wirkungsvoll sein würde. Wie aber, wenn wir die Hülle zerstörend auch den Kern der Wahrheit vernichteten; wenn wir das Unkraut ausreissend, mit ihm auch den Weizen ausreissen? Wie, wenn im Bestreben, den Volksglauben unter dem Vorwande des Aberglaubens auf einmal zu reinigen — wir auch den Glauben selbst zerstörten? Wenn die Formen, durch welche die einfachen Leute ihren Glauben an den lebendigen Gott ausdrücken, uns beirren — wollen wir bedenken, ob nicht vielleicht an uns das Gebot des göttlichen Lehrers gerichtet ist: „Wachet, dass ihr nicht einen dieser Geringen, die an mich glauben, verachtet.“

In einem arabischen Gedichte befindet sich folgende lehrreiche Legende des berühmten Dichters (Dschelall-ed-din). Der wandernde Moses begegnete einst in der Wüste einem brünstig zu Gett betenden Hirten. Und so war dessen Gebet: „O Herr, mein Gott, wie gern möchte ich wissen, wo

Du zu finden bist, um Dein Knecht zu werdèn. Wie gern möchte ich Deine Sandalen Dir anlegen und Deine Haare kämmen und Deine Kleider Dir waschen und Deine Füsse Dir küssen und Deine Wohnung aufräumen und Dir von meiner Herde die Milch bringen. So verlangt mein Herz nach Dir!" Und Moses entbrannte in Zorn .über solche Worte und sagte dem Hirten: „Du lästerst Gott. Körperlos ist der allerhöchste Gott, er bedarf weder der Kleidung noch der Wohnung, noch der Bedienung. Was redest Du Unvernünftiger?"

Da schloss sich das Herz des Hirten; denn er konnte sich kein Bild machen ohne Körperform und ohne körperliches Bedürfnis; er überliess sich der Verzweiflung und hörte auf, Gott zu dienen.

Gott aber rief Moses und redete so zu ihm: Warum hast Du meinen Knecht von mir vertrieben? Jeder Mensch hat von mir die Art seines Seins und die Weise seiner Sprache erhalten. Was Dir als Böses erscheint, ist einem andern das Gute. Was Dir Gift ist, ist einem anderen süsser Honig. Worte bedeuten nichts: Ich sehe auf das Herz des Menschen."

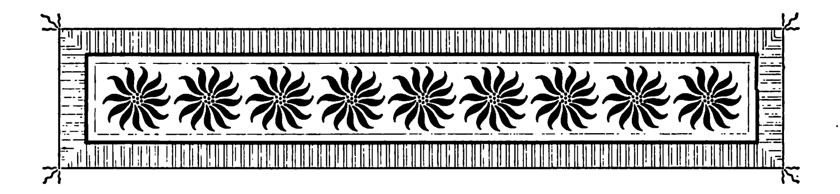
VII.

Der alte persische Dichter Muhammed Rumi (im 13. Jahrhundert) — ist der Verfasser des berühmten Gedichtes Mashnavi. In demselben befinden sich bedeutende, einer gläubigen Seele werte Verse über das Beten.

„Jemand seufzte in der Ruhe der Nacht, seinen Lippen
„zur Wonne: O Allah! Der Satan aber sprach zu ihm:
„Schweige Du Trübseliger, wie lange noch willst Du
„leere Worte plappern? — Von der Höhe des Thrones

„wirst Du eine Antwort erhalten, wie viel Du auch
„Allah schreien magst und trübe Mienen machen
„wirst."

Scham ergriff den Menschen; er wurde bitter und liess das Haupt sinken. Da erschien ihm der Prophet Kisr und sprach: „Warum hast Du aufgehört zu Gott zu flehen, und warum ist Dir Dein Gebot verleidet?" Der Mensch aber antwortete: „Ich vernahm keine Antwort, keine Stimme erscholl: „Hier bin ich", und ich befürchte, dass ich verwiesen wurde von der Thüre des Heils." Kisr aber sprach zu ihm: „So hat Gott mir befohlen: gehe hin zu ihm und sprich: O, durch vieles versuchter Mensch! Habe Ich denn nicht Dich in meine Dienste gestellt? Habe nicht Ich Dir geboten mich anzurufen? Mein „Hier bin ich", ist dasselbe wie Dein Seufzer: „Allah". Und Dein Gram, Dein Streben und Dein Eifer, — alles das sind meine Boten zu Dir; als Du kämpftest in Deinem Innern und um Hilfe riefst — da habe ich Dich in dem Kampfe und dem Seufzen zu mir gezogen und Dein Gebet erregt. Deine Furcht und Deine Liebe sind die Hüllen meiner Gnade, und in Deinem einzigen Worte: „O Herr!" antworten unzählige Stimmen: „Ich bin hier mit Dir!"



Die Ideale des Unglaubens.

Das alte Wort: „Der Thor spricht in seinem Herzen: es giebt keinen Gott“ tritt heute in aller seiner Kraft an den Tag. Seine Wahrheit ist klar wie die Sonne, wenn auch gegenwärtig aller „vorgeschrittenen·Geister“ sich ein gewisses leidenschaftliches Verlangen, ohne Gott fertig zu werden, ihn zu verstecken, ihn ausser Dienst zu setzen, bemächtigt hat. Menschen tugendhaften und rechtschaffenen Sinnes sogar fragen sich, wie man wohl Ehre, Tugend, Gewissen konstruieren könnte ohne Gott. Bedauernswerte Anstrengung!

Als Frankreich an die äusserste Grenze politischen Zerfalles gelangt war, wollte es — in der Gestalt seiner Regierung — die Volksschule „ohne Gott“ organisieren. Zum Unglück ist bei uns der eine und der andere Vertreter der Intelligenz nicht weit von der moskowischen Fürstin entfernt, die da lallte: „Ach Frankreich, kein schöner Land giebt es auf Erden!“ und unlängst noch wies uns ein berühmt gewordener Pädagog auf die französische Schule, als auf ein nachzuahmendes Ideal.

Unter den neuen französischen Büchern, die amtlich zum Leitfaden bei dem Unterricht in dem vom Staate unterhaltenen Mädchenschulen bestimmt sind, befindet sich ein

Buch mit dem Titel: „Sittliche und bürgerliche Unterweisung für junge Mädchen, zusammengestellt von Frau Gréville (Instruction moralect civique des jeunes filles)." Das ist etwas in der Art eines bürgerlichen Katechismus der Sittlichkeit, durch den man beabsichtigt, in den Schulen den Religionsunterricht zu ersetzen.

Das Buch ist recht merkwürdig. Es ist in drei Teile geteilt und jeder Teil in besondere Kapitel. Der erste Teil enthält die Regeln der Moral, den Begriff der Pflicht, der Ehre, des Gewissens u. a. m. Der zweite Teil bietet eine kurze Lehre vom Staate und von staatlichen Einrichtungen. Der dritte Teil ist die Lehre von der Frau, von ihrem Berufe, ihren Eigenschaften und Tugenden. Die Darlegung des Buches ist eine gedrängte, einfache, deutliche, wie Lehrbücher gefasst werden, mit vielen erklärenden Beispielen, mit Bildern im Texte. Gegen das Wesen der Lehre selbst ist nichts zu sagen: Die Lehre fordert auf zur Ordnung und wendet sich energisch an das Gefühl und die Erkenntnis der Pflicht, die Frau aber verweist sie streng auf ihre Verbindlichkeit gegen die Familie und die Gesellschaft.

Bemerkenswert aber ist folgendes: Nicht ein einziges Mal, nicht auf einer Seite wird der Name Gottes genannt, nicht die geringste Andeutung an das religiöse Gefühl kommt vor. Die Verfasserin, indem sie die Höhe und entschiedene Bedeutung des Gewissens erklärt, bestimmt das Gewissen folgendermassen: Das Gewissen ist eine Erwägung der Meinung, welche andere Menschen über uns und unsere Handlungen haben (Considération de l'opinion des autres). Auf diesem schwankenden und beweglichen Boden der Meinung der Leute bestrebt sich die Schriftstellerin, die sittliche Grundlage des Lebens zu befestigen. Das ist wahrlich die Erfüllung des Wortes: „Die sich für weise hielten — sind thöricht geworden."

Zum Unglück zieht diese Flut der Thorheit, die gegenwärtig sich über Frankreich ergiesst, auch aus unserem armen Russland seichte Bäche hausbackener Intelligenz an sich, und ihre Ausrufer in Zeitschriften und Tageblättern, in Leitartikeln und Feuilletons wiederholen im Chorus die Worte der moskowischen Fürstin. Zu diesem Chor gesellen sich nicht selten wohlmeinende, aber über die Massen naive und unerfahrene Seelen, die sich einbilden, die Zeitschriften und Tageblätter brächten ihnen „ein neues Wort“ der Zivilisation.

Es ist peinlich, zu lesen, wie Zeitungskritiker über die Schulfrage urteilen, dass ohne Religion zu bestehen natürlich unmöglich, dass ja der Religionsunterricht notwendig sei, aber alles das sei möglich ohne die Kirche und deren Diener. Es wäre schon besser, wenn sie gerade und offen sagen würden: wir verwerfen den Unterricht in der Religion nicht, wir fordern ihn sogar, wir können eine Schule ohne solchen nicht denken, — nur eine Klerisei wollen wir nicht. Unter der Decke dieses Terminus aber wird die Kirche und das Kirchliche verstanden. Diese jesuitische Art der Erklärung, welche die neuen Apostel der Volksschule angenommen haben, führt viele Leser, die nicht vermögen, „der Schrift Geist“ zu erkennen, irre.

Diese guten Leute wissen nicht, dass heutzutage das Wort Religion, wie auch viele andere Worte, seine Bedeutung verändert hat und viele schon angefangen haben, dieses Wort in einem Sinne zu gebrauchen, der einen wirklich an Gott glaubenden Menschen veranlassen würde, mit Entsetzen von ihm zurückzuweichen, sobald er den Sinn begreifen würde. Sie wissen nicht, dass in unserer Zeit eine Religion ohne einen Gott ersonnen wurde und selbst das Wort Gott, angewandt von sogenannten Männern der Wissenschaft, einen besonderen Sinn erhalten hat.

Im Jahre 1882 erschien ein bemerkenswertes Buch, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Die Verneinung Gottes war bisher grösstenteils von jede Religion Hassenden mit dem Gefühle der Wut ausgesprochen worden, mit dem Ausdrucke leichtsinniger oder boshafter Ironie, unter Verkündigung der Materie, als von ausschliesslicher Bedeutung für das Weltall. In diesem Buche kam zum ersten Male in ruhigem Tone, mit Würde, mit idealer Lebensanschauung eine ganze Lehre von der Religion ohne Gott zum Ausdrucke. Das Buch heisst Natur-Religion (Natural Religion. Lond. 1883). Der Verfasser ist der Oxforder Professor Seeley, derselbe, dessen erstes Buch Ecce Homo, das ungefähr zehn Jahre früher erschienen ist, seiner Zeit die Aufmerksamkeit nicht allein von Männern der weltlichen Wissenschaft, sondern auch frommer Idealisten auf sich zog, die da meinten, in diesem Buche ein neues Wort über Christus und den christlichen Glauben zu finden. Ein Verehrer dieses Buches hat es in russischer Übersetzung herausgegeben.

Aber den Kirchlichgesinnten schien schon in jener Zeit das Buch sonderbar und verdächtig. Es flösste kein Vertrauen ein.

Das Buch enthielt eine künstlerische Analyse des irdischen Lebens und des Charakters Jesu Christi, ausschliesslich in den Zügen seiner menschlichen Natur. Es war im Geiste tiefer Devotion, in philosophischer Sprache, aber nicht ohne kirchliche und theologische Ausdrücke geschrieben. Das Ziel der Analyse war offenbar die Absicht, die Gestalt Christi zur ehrfurchtsvollen Nachfolge darzustellen. Es erschien der Verfasser als ein vom Gefühl der Frömmigkeit durchdrungener Christ. Und doch wurden viele fromme Leser beim Lesen des Buches irre: als ob mit ihren christlichen Anschauungen und Gefühlen die augenscheinlich auch

christliche Empfindung und Anschauung des Verfassers nicht übereinstimme. Die Gestalt Christi war in diesem Buche die Gestalt der höchsten Heiligkeit, Reinheit und Güte, aber sie war nicht keine verwandte, nicht die uns eigene geworden, nicht die Gestalt desjenigen, den wir von Kindheit an als Gott-Mensch, als „Wort Gottes“ zu ehren gewöhnt sind, nicht der Christus, dem die Kirche Christi lobsingt. In dem Buche klang etwas verdächtig, als ob sein Verfasser den Glauben entweder schon verloren hatte oder nicht weit davon entfernt sei. Der Verfasser behauptete in dem Buche noch augenscheinlich den Glauben an das persönliche Dasein Gottes, an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, an die messianische Bedeutung der Erscheinung Christi auf der Erde und sogar, wenn auch nicht ohne ein gewisses Sträuben, an die Wahrhaftigkeit der Wunder Christi.

Zehn Jahre später erscheint der Verfasser, als ob er nie etwas anderes gewesen wäre als begeisterter Religionsprediger, aber einer neuen, nicht der christlichen Religion. Die alte Offenbarung, sagt er, hat ihren Dienst gethan; an ihrer Statt ist eine neue erschienen: die neuesten Naturforscher, Historiker und Philologen haben uns eine neue Offenbarung gebracht, welche die alten Propheten auch nie geahnt haben. Von diesem Gesichtspunkte aus steht die Bibelkritik der deutschen Gelehrten höher und ist vollkommener, als die Bibel selbst. Sich mit ungewöhnlicher Naivetät an die gläubigen und kirchlich gesinnten Menschen wendend, sagt er: worüber sollten wir auch streiten, warum uns feindlich gegenüberstehen? Wir können uns in einem Glauben vereinigen. Wir Männer der Wissenschaft glauben auch an einen Gott. Unser Gott ist — die Natur, welche in gewissem Sinne eine Offenbarung ist. Wir sind keine Gottesleugner, wiederholt er, und der ganze Streit zwischen uns Wissenschaftsmenschen und euch Theologen ist nur ein

Wortstreit. Ist es denn nicht das gleiche: unser Gott ist die Natur — und die wissenschaftliche Theorie des Universums ist auch die Theorie des Theismus. Die Natur ist doch eine ausserhalb uns bestehende Kraft, ihr Gesetz ist für uns unbedingt. — das ist also die Gottheit, vor der wir uns beugen.

Ist es nicht bedeutsam, dass der Verfasser, ein persönliches Dasein Gottes verwerfend, zu gleicher Zeit selbst energisch gegen den Vorwurf des Atheismus protestiert, ihn verwirft und traktiert. Was ist denn nach seiner Meinung Atheismus? Auf diese Frage antwortet der Verfasser mit einem Phantasma, das dem einfachen Verstande als Wahnsinn erscheinen könnte.

„Das was gewöhnlich Atheismus genannt wird, ist eine höchst metaphysische Form der Verneinung und hat keine ernste Bedeutung. Der echte, wirkliche Atheismus ist von viel ernsterer Bedeutung und birgt ein grosses sittliches Übel. Der wirkliche Atheismus kann mit dem Gattungsnamen Eigenwille (wilfalnesh) benannt werden. In der That ist jede menschliche Thätigkeit ein Vergleich mit der Natur; ein Ausgleich unseres Bedürfnisses mit dem unabwendbaren Gesetze der Natur. — — Nichts anerkennen als den eigenen Willen, alles für erreichbar halten, was der starke Wille in Aussicht genommen hat, ausser sich keine andere höhere Kraft anerkennen, die in Betracht gezogen werden müsste und zum Erfolg des Unternehmens auf seine Seite zu bringen sei, darin besteht der reine Atheismus. Indem er diesen wirren und verwirrten Gedanken durch ein Beispiel zu erklären sucht, führt der Verfasser das Beispiel eines Staates an, der in seinen Geschicken die Gestalt des Atheismus kennzeichnen soll und weist auf Polen. Sedet aeternumque sedetit, — sagt der Verfasser, — das unglückliche Polen, indem es die Strafe eines verbrecherischen,

atheistischen Eigenwillens erlitt, dafür, dass es einer unbegrenzten persönlichen Freiheit genoss, welche nicht rechnen wollte mit der Natur der Sache."

Der Verfasser, indem er seine Religionstheorie konstruierte, beschreibt eingehend, wie nach seiner Meinung aus der Wissenschaft das religiöse Gefühl entstehe, und wie dieses durch das Prisma der Einbildung gebrochen, im sittlichen Wesen des Menschen in die Form einer dreifältigen Religion zerfällt: in die Religion der Natur, der Menschheit und der Schöne.

In diesem mit Talent und Begeisterung geschriebenen Buche ist eine durchaus nicht neue Lehre, wenn auch zum ersten Male mit solcher Fülle, ausgesprochen. Der Leser begegnet in ihm den bekannten Zügen des in unserer Zeit so modernen Positivismus, bekannt durch die Schriften Kants, George Elliots und des bei den russischen Übersetzern so beliebten Herbert Spencer. In keiner der erwähnten Schriften tritt die innere Schwäche dieser modernen Theorie so deutlich hervor, als in dem Buche „Natural Religion". In welche Thorheit kann ein Geist sich hineinreden, wenn er, hingerissen durch den Stolz der Selbstvergötterung, das Übernatürliche in dem Leben und dem Weltall verwerfend, eine eigene Theorie des Lebens in Beziehung zum Universum zu konstruieren unternimmt. Solche Theorie ist verurteilt, sich in einem verhexten Kreise zu drehen und sich selbst zu widersprechen. Sie schliesst einen persönlichen Gott aus, ist aber bestrebt, die Religion zu erhalten und bemüht sich vergebens, einen Gegenstand für das religiöse Gefühl aufzustellen; denn ausser dem lebendigen Gotte giebt es keinen anderen Gegenstand für Religion. Die unsichtbare Welt, die Unsterblichkeit der Seele und ein zukünftiges Leben verwerfend, nimmt sie doch als Lebenszweck das Glück an und bemüht sich umsonst, es in die

Grenzen der Materie und des irdischen Daseins einzuschränken. Indem sie die Offenbarung — Erfindung oder Illusion und jedes Dogma — Unwahrheit nennt, sucht sie doch in nichts anderem einen Halt für sich selbst als in einem neuen Dogma und stellt einen ständigen und unendlichen Progress der Menschheit als Axiom auf, an das man glauben soll.

Diese Theorie aber spiegelt den Eigenwillen und den stolzen Trotz des Sinnes wieder, welcher unser Schriftsteller in seinem Begriffe mit dem Atheismus vereinigt. In ihr ist jene ganze und klare Überzeugung nicht sichtbar, die das Kennzeichen der Wahrheit und Dauer einer Lehre bildet. Ihre Verkündiger straucheln in ihrer Predigt über das Heil der Menschen — alle über die Wirklichkeit, welche sie nicht leugnen können. Diese Wirklichkeit ist die nicht zu beseitigende Existenz des Bösen und der Aktion des Zwanges und der Unwahrheit im menschlichen Leben, — das Argument des Pessimismus. Dieses Argument ist nicht zu verhehlen. Die einen Apostel des Positivismus bemühen sich, es zu unterdrücken und zu ersticken oder übergehen es hypveritisch mit Schweigen; andere, gewissenhaftere bleiben bei ihm stehen in Wehmut und Zweifel. Zu den Letzteren gehört auch unser Schriftsteller. Indem er die neue von ihm verkündete Religion der Natur, der Menschheit und Schöne und die ganze Wirksamkeit des mit ihr verbundenen Kultus greift, sagt er zu gleicher Zeit: „Kaum fangen wir an auszurufen bei dem Gedanken, dass alles Fassbare und Natürliche dem menschlichen Leben genüge, so erhebt auch schon der Pessimismus sein Haupt und bringt uns in Verwirrung.“ „Wenn der Pessimismus nicht wäre,“ bemerkt er an einer anderen Stelle, „so würde unsere religiöse Verehrung nichts stören.“ Und am Ende seines Buches führt er folgende Rede:

„Je mehr unsere Gedanken sich ausbreiten und je

tiefer sie werden, je mehr das All uns empfängt und wir an die Unendlichkeit, an Raum und Zeit uns gewöhnen, desto mehr überfällt uns das Gefühl unserer eigenen Nichtigkeit, und wir werden starr vor Schrecken, — uns überkommt eine sittliche Lähmung. Für eine Weile trösten wir uns durch die Idee der Selbstaufopferung und sagen: Mag ich auch vergehen — ich werde an die andern denken. Aber bald werden die andern ebenso verächtlich, wie wir selbst. Alles menschliche Elend zusammengenommen scheint der Erleichterung nicht wert zu sein, das ganze menschliche Glück — selbst das Höchste — scheint so matt, dass es sich nicht lohnt, um seine Vergrösserung zu sorgen. Die ganze sittliche Welt wird in einen Punkt zusammengefasst; die Stadt des seelischen Lebens — der Wohnort der Heiligen — schwindet in der Ferne und glänzt als kaum, kaum erkennbarer Stern. Das Gute und das Böse, die Wahrheit und der Irrtum erscheinen als unendlich kleine, ephemere Grössen, die Ewigkeit aber und die Unendlichkeit verharren weit, weit ausserhalb der sittlichen Welt. Das Gefühl der Liebe erstarrt und verzehrt sich in einer Welt, wo alles Gute und alles Bestehende — kalt — in seiner eigenen sich selbstbewussten Schwachheit und Unzulänglichkeit schwindet. Die übernatürliche Religion — fügt der Verfasser hier selbst hinzu — füllt alle diese Leere aus, indem sie die Liebe mit der Ewigkeit verbindet. Ist sie aber einmal erschüttert — wozu kann dann noch eine Religion der Natur dienen?“

Ist es wohl möglich, dass diese Worte ein eifriger Verkünder der natürlichen Religion spricht? So vermag ein ernster Geist sich in dem von ihm selbst gesponnenen geistigen Netze zu verwirren.

Der Kern dieses ganzen Buches ist bei aller Mässigung des Tones, bei aller Aufrichtigkeit des Verfassers — ein

trostloser Paradoxismus. Dass die verschiedenen Weltanschauungen — die wissenschaftliche, künstlerische, humanitäre — in sich Elemente des religiösen Gefühles enthalten, ist richtig. Aber sie enthalten nicht die Elemente eines neuen Glaubens, einer neuen Kirche, sondern sind einzelne Glieder — dis jecta membra — derselben christlichen Weltanschauung. Keine Art Religion kann bestehen ohne Anerkennung axiomatischer Wahrheiten, welche auf induktivem Wege unerreichbar sind. Zu solchen Axiomen gehört das Dasein einer persönlichen Gottheit, das Seelische des menschlichen Geistes; hieraus entspringt der Supernaturalismus, ohne welchen eine Religion nicht denkbar ist. Wissenschaftliche Wahrheiten dagegen (ausser der mathematischen) sind ihrem Wesen nach bedingt, existieren, bewusst, nur für gelehrte Leute und können nur durch Betrug der Menge in dogmatischer Form aufgedrungen werden. Dieser Betrug geht eben gegenwärtig vor sich — wir wohnen ihm täglich bei.

II.

Die Intoleranz gegen fremden Glauben und fremde Meinung ist noch niemals so bestimmt ausgedrückt worden, als in unserer Zeit durch die Apostel radikaler und verneinender Lehren: ihre Intoleranz ist unerbittlich, grausam, beissend, von Hass und Verachtung durchdrungen. Wenn man sich hineindenkt in die Beziehung dieser neuen Lehren zu einem von ihnen nicht anerkannten Glauben, so erscheint diese Unerträglichkeit vielleicht noch schrecklicher, als die alte religiöse Unduldsamkeit, welche blutige Glaubensverfolgung hervorrief. Im letzteren Falle war die Verfolgung auf einen auch unbedingten Glauben an eine un-

bedingt bestehende Wahrheit gegründet. Wenn der Mensch von einer gegebenen Lage glaubt, dass sie für alle Wahrheit sein muss, dass auf ihr der unbedingte Grund für das Leben und das Heil aller beruht, — wie ein Mohammedaner an den Koran glaubt, — so ist es erklärlich, dass ein solcher Mensch es für seine Pflicht hält, nicht allein öffentlich seine Lehre zu bekennen, sondern auch im Notfalle sie anderen aufzudrängen. Wenn es sich jedoch allein um eine Meinung handelt, um eine, wenn auch für den, der sie folgerte, allerwahrscheinlichste Voraussetzung, — wie ist da ein Fanatismus für diese Meinung zu verstehen, wie ist es begreiflich, dass ihr Verkünder weder für sich, noch für andere nicht nur keine entgegengesetzte Meinung anerkennt, sondern auch keinen, wenn auch bedingten, provisorischen Vergleich mit der entgegengesetzten Meinung eingeht oder zulässt? Und doch bildet ein solch leidenschaftliches Verhältnis zu der eigenen Meinung oder der Meinung ihrer Schule die Eigentümlichkeit aller negativen Lehren. Indem sie als nicht gewesen oder nicht bestehend die ganze vorhergegangene Geschichte der geistlichen Entwicklung der Menschheit verwerfen, für keine seit alters her bestehende Glaubensansicht und für keinen geistlichen Zustand von Existenzrecht anerkennen, vor keinem Heiligtum eines persönlichen, in der menschliche Seele verschlossenen Glaubens verweilen — fordern sie für sich freien Zutritt zu jeder Seele und wollen überall ihre sogenannte Wahrheit einführen. Das nennen sie Überzeugungstreue. Einer der Vertreter der Lehre Comtes und der Positivisten (John Morley, On Compromise) sagt z. B. in seinem Buche, die erste Pflicht eines jeden Menschen in Beziehung auf sich und die Menschheit sei — in der eigenen Seele die Frage zu entscheiden: glaubt er oder glaubt er nicht an ein göttliches Sein? Angenommen er

komme dann zur Überzeugung, dass dieser Glaube nichts sei als ein blinder, sinnloser Aberglaube, — so sei es seine allerheiligste Pflicht, mit dieser Überzeung in jede Seele zu dringen, jede Gelegenheit zu benützen, um zu dieser Überzeugung zu allererst die Verwandten und Nahestehenden zu bringen und später, wenn möglich mit ihr die Masse zu durchdringen — überall sie auszusprechen und unbedingt alle Erscheinungen und Formen des privaten und öffentlichen Lebens zu verwerfen, in denen direkt oder mittelbar ein dieser Überzeugung entgegengesetzter Glaube zu Tage tritt. Eine solche Handlungsweise, was ist sie denn anderes, als eine furchtbare Vergewaltigung des fremden Gewissens, und in wessen Namen? Im Namen einer nur persönlichen Meinung!

In diesem Abgrunde der Selbstsucht ist weder von Liebe noch von Glaube etwas zu hören noch zu sehen! Ohne Glaube und Liebe aber giebt es keine Wahrheit. Welcher Unterschied — mit der Stimme des alten, wahren Lehrers. Wieviel Glauben und Liebe, welche tiefe Kenntnis der menschlichen Seele liegt in dem Worte des Apostels an die Corinther darüber, wie das menschliche Gewissen zu achten sei. Er weiss, was Wahrheit ist, aber wie vorsichtig befiehlt er auch mit dieser Wahrheit des geistlichen Wissens sich der menschlichen Seele zu nähern. Die Hauptsache besteht darin, dass die Seele die für sie bestimmte Wahrheit in dem Geiste der Aufrichtigkeit und der Gerechtigkeit empfange und erfasse, ohne Zwiespalt, ohne Uneinigkeit mit sich selbst, als echten, einigen Glauben. Alles was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde. Und der Apostel lehrt Starke, Wissende, dass sie das Gewissen der schwachen Brüder in dem Aberglauben selbst schauen sollten, solange die Seele noch nicht reif ist zum Empfang der Wahrheit in ungeteiltem Glauben.

Ihr wisset, sagt er, dass die Speise uns vor Gott nicht fördert: essen wir, so werden wir darum nicht besser, essen wir nicht, so werden wir darum nicht weniger sein. Ihr wisset, dass ein Götze nichts ist, dass ein falscher Gott gar nicht existiert, und daher kaufet ihr mit ruhigem Gewissen auf dem Markte und esset Fleisch, das dem Götzen geopfert war. Nicht alle aber haben solches Wissen: es giebt Schwache, die vielleicht ein Götzengewissen haben, für die der Götze noch etwas Existierendes, etwas Schreckliches und Böses ist: solches Fleisch essen heisst für sie — dem Götzen opfern, und wenn sie auch sehen es essen, so wird ihr schwaches Gewissen versucht, das heisst gerät in Uneinigkeit, in Zwiespalt über eine Sache des Glaubens. Also um das Gewissen der schwachen Brüder nicht zu verführen, ist es besser, kein Fleisch in Ewigkeit zu essen. Der Apostel — der Verkünder der christlichen Freiheit, welche aus der Überzeugung entsteht, opfert in diesem Falle die Freiheit der Bewahrung des Gewissens, weil ihm das Gewissen das Allerteuerste ist.

III.

Wunderbar ist die Thorheit, zu der gescheite Leute gelangen, die in der Entfremdung von dem wirklichen Leben erwachsen und geblendet sind durch hochmütige Überzeugung von der Unfehlbarkeit des Verstandes und der Logik. Nachdem die Vergötterung der Vernunft sie der wirklichen Religion entfremdet hat, führt sie sie endlich zur Abscheu gegen jeden Glauben an einen einigen, lebendigen Gott. Diejenigen aber unter ihnen, welche noch so gewissenhaft sind, ein von der ganzen Menschheit ausgesprochenes Be-

dürfnis nach Glauben nicht leugnen zu können, die
welche noch ein durch trockene Gedankenfolgerun
ganz verhärtetes Herz besitzen, — anerkennen e
rechtigung nach religiösem Gefühle in der mens
Natur und bemühen sich, dieses Gefühl durch irge
neue, von ihnen erdachte Religion zu befriedigen.
eben muss man sich über die Schwärmereien in den
wundern, welche in Köpfen entstehen konnten, die sc
bestrebt sind, alles der Schwärmerei Ähnelnde au
Folgerungen und ihren Betrachtungen zu verbannen.
in seiner Schrift „Über alten nnd neuen Glauben"
das Christentum, spricht mit Enthusiasmus über re
Gefühl, stellt aber als Gegenstand für dasselbe sta
lebendigen Gottes — die Idee des Weltalls — das sog
Universum auf. In London erschienen nach dem To
seine Gedankenabrisse über Religion unter dem Titel
Aufsätze über Religion: Natur, Nutzen der Religi
Deismus." Den Nutzen der Religion erkennt er un
an, verwirft aber das Christentum, obgleich er si
die Person Christi mit grösster Begeisterung ausdrüc
ist unmöglich," sagt er, „die grosse Bedeutung der
für den einzelnen Menschen zu bestreiten; es ist
Quelle der persönlichen Befriedigung und hoher, g
Stimmung für einen jeden. Aber es fragt sich, ist
notwendig, zur Erreichung dieses Heiles die Grenz
von uns bewohnten Welt zu überschreiten oder kan
ohne das allein die Idealisierung unseres irdischen
der Reiz und die Entwicklung höherer Vorstellunge
unser Leben in uns eine Poesie erzeugen und sogar
höchsten Bedeutung des Wortes eine Religion, wel
stande wäre, unsere Gefühle zu erhöhen und (mit H
Erziehung) noch mehr als der Glaube an unsichtbare
unser Sein und unsere Thätigkeit zu veredeln?"

Eines Mills würdige Frage, wie wir ihn kennen aus der Geschichte seiner Erziehung, wie wird er sie wohl entscheiden? Mill konnte die Lösung nicht in der Idee des Weltalls suchen, wie Strauss; er konnte es nicht, weil Mill — es befremdet zu sagen — nicht an die Natur glaubte; zu Anfang derselben Schrift fängt er an, treu wie immer, seiner Entfremdung vom Leben zu folgern: „Wie weit ist die Lehre richtig, welche in die Natur das Mass des Rechts und des Unrechts, des Guten und des Bösen legt und als leitendes Prinzip für den Menschen die Übereinstimmung mit der Natur oder die Nachfolge der Natur aufstellt." Diese Lehre erkennt Mill nicht an, weil er in der Natur eine blinde Gewalt und weiter nichts sieht. Sie erzeugt Wünsche, welche sie nicht erfüllt, bringt grosse Fähigkeiten, Kräfte und Thaten hervor, um in einem Augenblicke sie zu zertrümmern, — mit einem Worte: zerstört blind und zufällig alles das im Momente, was sie selbst hervorbrachte. Deshalb weigert sich Mill, auf die Natur irgend ein System der Tugend oder der Religion zu gründen.

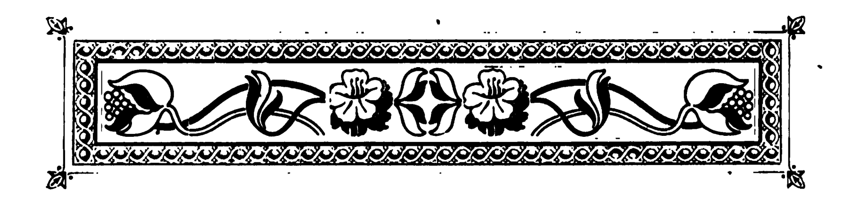
Was erdenkt also Mill? Folgendes sind seine eigenen Worte: „Wenn wir uns vorstellen, bis zu welchem gewaltigen und tiefen Gefühle unter günstigen Erziehungsbedingungen die Vaterlandsliebe gelangen kann, so wird uns verständlich, dass es möglich erscheint, eine Liebe zum grössten Vaterlande, d. h. zu der ganzen Welt, zu einer gleichen Stärke der Entwicklung zu bringen und diese Liebe in einen Quell der höchsten seelischen Empfindungen und zum Prinzip der Pflicht zu verwandeln. Wem es beliebt, sich mit dem Begriffe des Altertums über diesen Gegenstand bekannt zu machen, der mag Ciceros „De officiis" lesen. Man kann nicht sagen, dass die in dieser berühmten Abhandlung aufgestellte Tugend eine sehr hohe wäre. Nach unseren Begriffen ist diese Tugend eine in vielen Fällen

sehr schwache und Gewissenskompromisse zulassende. Aber hinsichtlich eines Gegenstandes — hinsichtlich der Pflicht gegen das Vaterland — gestattet sie keinerlei Vergleich. Dass ein Mensch, mit auch nur kleinem Anspruch auf Tugend, sich auch nur einen Augenblick bedenken könnte, für das Vaterland Leben, Ehre und Familie — alles was ihm im Leben lieb ist, zu opfern, das lässt der herrliche Anwalt der griechischen und römischen Tugendlehre auch in der Mutmassung nicht zu. Mithin zeigt die Geschichte, dass es möglich gewesen ist, den Menschen durch die Erziehung nicht allein die theoretische Überzeugung beizubringen, dass das Wohl des Vaterlandes höher stehen muss, als alle anderen Erwägungen, sondern auch das thatsächliche Bewusstsein, dass darin die höchste Pflicht des Lebens beruhe. Wenn das möglich gewesen ist, warum sollte es denn unmöglich sein, den Menschen das Gefühl einer ganz ebenso unbedingten Pflicht gegen das allgemeine Wohl für die ganze Welt beizubringen? Eine solche Moral würde in einer hochbefähigten Natur aus dem Gefühle der Sympathie, des Wohlwollens, einer durch ideale Grösse entzückten Begeistereng Kraft schöpfen, in Naturen niederer Organisation aber aus denselben Gefühlen, im Verhältnis ihrer natürlichen Entwicklung und ausserdem noch aus dem Gefühle der Schande. Eine solche hohe Sittlichkeit würde in keiner Weise von der Hoffnung auf Belohnung abhängen. Die einzige Belohnung, die in Aussicht genommen werden könnte und an die zu denken als Trost in Betrübnis und als Stütze in Augenblicken der Schwachheit dienen würde, — die einzige Belohnung würde nicht ein zweifelhaftes Dasein jenseits des Grabes sein (!) — sondern in diesem Leben die Anerkennung aller von uns geachteten Menschen und, im idealen Sinne, die Anerkennung aller, sowohl der lebenden als auch der verstorbenen Menschen, welche wir

ehren und preisen. In der That, der Gedanke, dass unser Thun entschlafene Freunde und Verwandte, wenn sie am Leben wären, loben würden, ist nicht minder fähig, uns zu begeistern, als der Gedanke der Anerkennung seitens der Zeitgenossen. — Wie oft haben sich Menschen von hohem Geiste durch den Gedanken daran, dass ihnen wohl Sokrates, Vloward, Washington, Antonius zustimmen würden, zur That begeistert gefühlt. Wenn wir eine solche Gemütsstimmung einfach sittlich nennen, so wird die Bezeichnung unzulänglich. Sie ist in der That — eine Religion. Gute Werke bilden nur einen Teil einer Religion — ihre Früchte — nicht aber die Religion selbst. Das Wesen der Religion besteht in einer starken und festen Richtung der Gefühle und Wünsche zu einem idealen Ziele, welches alle persönlichen Ziele und Wünsche übersteigt. Diese Bedingung wird ebenso durch die Religion der Humanität, wie auch durch die übernatürlichen Religionen verwirklicht: ich bin sogar überzeugt, dass sie noch besser und vollkommener verwirklicht wird."

Die angeführten Worte sprechen für sich selbst. Sie zeigen die ganze Kurzsichtigkeit — besser gesagt — die ganze Sinnlosigkeit der menschlichen Weisheit, sobald sie das Leben und den Menschen abstrakt konstruieren will, ohne das Leben zu befragen und ohne die menschliche Seele zu kennen. Eine Religion, wie sie Mill denkt, kann vielleicht Denkern genügen, welche, wie er, sich von der ganzen Welt in die Schale des abstrakten Sinnens verschlossen haben, aber kann sie wohl ein Volk annehmen und begreifen, ein lebendiger Organismus, — der nur durch lebendiges Gefühl und lebendiges Bewusstsein sich zum Ganzen einigt, nicht aber durch ein totes und abstraktes Prinzip? Eine solche Religion, wenn sie jemals einem Volke aufgedrungen werden könnte, würde sich als die Umkehr

zum Heidentum erweisen. Ein Volk, das als solches von der Natur getrennt nicht denkbar ist — wenn es im stande wäre, den Glauben seiner Väter zu vergessen — würde sich von neuem das Weltall als Idee personifizieren, indem es das All in einzelne Kräfte teilen würde oder die Menschheit, die man ihm als verbindendes geistiges Prinzip hinstellt: indem es diese Menschheit zerlegen würde in Repräsentanten der geistigen Kraft, und es würden eben nur wieder viele falsche Götter erscheinen, anstatt des einzigen wahren Gottes. — — — Sollte es wirklich bestimmt sein, dass sich das noch ereigne?



Der neue Glaube und die neuen Ehen.

Man versichert uns, das Ende unseres alten Glaubens sei gekommen, ein neuer Glaube werde ihn ersetzen, dessen Morgenröte schon anbreche. Gebe Gott, wenn das geschehen sollte, dass es nicht bald sein möge — und wenn es geschieht, so nur für eine kurze Zeit geschehe. Gewiss wird das keine Zeit sein des Lichtes — sondern der Finsternis.

In unserem alten Glauben liegt die Wahrheit der Menschennatur, die Wahrheit der unmittelbaren Empfindung und Erkenntnis, die Wahrheit, welche wirklich in der Tiefe der Seele den Widerhall des Wortes der göttlichen Offenbarung erweckt. Diese Wahrheit existiert, und ihr Samenkorn liegt in jeder Seele. Von ihr ist gesagt: „Wer von der Wahrheit ist, der höret Meine Stimme."

Unser alter Glaube ist darauf gegründet, dass jeder Mensch in sich eine lebendige Seele fühlt, eine unsterbliche, einige Seele und dass er diese lebendige Seele nicht mit der Natur, noch mit der Menschheit vermischt, in ihr sich vor Gott und dem Menschen bewusst ist und in ihr ewig leben will. Mit seiner lebendigen Seele tritt er in die freie

Verbindung der Liebe mit anderen Menschen, und so wie er durch sie lebt, so verantwortet er auch selbst für sie. Durch sie empfindet er seinen Schöpfer ebenso einfach, wie er lebt, und in dieser einfältigen Empfindung erwirbt er, unabhängig von der Vernunft, seinen Glauben.

Es treten Prediger auf einer neuen Religion. Die einen spotten über die alte Religion — wollen sie gänzlich vernichten, ohne den Wunsch neues aufzubauen. Andere sind offenbar ernster, sie suchen die Weisheit und wollen uns ihre erfundene Weisheit aufdrängen, ein jeder von ihnen bietet uns seine Komposition, seine Konstruktion des Glaubens an, weil sie — trotz allem — die Notwendigkeit eines Bekenntnisses erkennend, ein eigenes Bekenntnis durchaus zusammenstellen wollen. Wie erbärmlich aber sind diese Erzeugnisse! Alle sind zu kraftlos, um lebendige Menschenseelen um sich zu sammeln und sie durch eine lebendige Seele zu begeistern; denn nicht eines von diesen Bekenntnissen setzt den lebendigen Gottesgeist als Mittelpunkt des Glaubens.

In der letzten Zeit sind viele gesonderte Systeme aufgekommen, in denen die Philosophen — ein jeder auf seine Art — sich bemüht haben, für die Menschheit — einen Glauben ohne Gott aufzustellen. Alle meinen, sie hätten einen solchen Glauben auf die Vernunft gegründet; das ist aber nicht wahr. Die menschliche Vernunft — wenn sie auf geradem Wege urteilt, ohne die in der Natur und in der menschlichen Seele vorhandenen Fakta zu leugnen oder zu verhüllen — kann ohne eine Idee von Gott nicht geraten. Der wirkliche Quell der Gottesleugnung liegt nicht in der Vernunft, sondern im Herzen, ganz so, wie der Prophet sagt: „Der Thor sprach in seinem Herzen: es giebt keinen Gott." Im Herzen, d. h. im Wunsche liegt der Quell jedes Fallens. Es fängt immer damit an, dass

sich das Herz volle Freiheit sucht, in dem der Anfang und das Ende jedes Gebotes ist. Um sich von dem Gebote zu befreien, giebt es keinen anderen Weg, als dessen oberste Autorität zu leugnen und an ihrer Statt seine eigene Autorität — sein Wissen — zu setzen. Es wiederholt sich in alle Ewigkeiten die allerälteste aller menschlichen Geschichten: „Du selbst kannst das Gute und das Böse erkennen, Du kannst Dir selbst Gott sein." Dadurch entsteht von jeher das Gottesleugnen.

Aber wunderbar ist es wahrlich zu sehen, wie der Verstand sich selbst betrügt. Wie kann, scheint es, eine Religion existieren ohne Gott — aber solch eine Religion eben verkünden die Gottesleugner. Sie sagen: „anstatt der alten Märchen von Gott nimm die wirkliche Wahrheit. Ein Gott ist nirgends zu sehen; in Wirklichkeit besteht die Natur, in Wirklichkeit besteht — die Menschheit. Das ist nicht allein eine Thatsache, sondern eine Kraft, welche die Fähigkeit besitzt, im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende, vermittelst der Erfahrung und Vernunft bis zu einer unendlichen Entwicklung, bis zu einer undenkbaren Vollkommenheit zu gelangen. In diesem Gedanken liegt soviel innere Tiefe und Kraft, dass er vollständig genügt, dem Menschen das religiöse Gefühl vollkommen zu ersetzen und alle Menschen durch eine allgemeine Religion der Menschheit zu einem Ganzen zu vereinen." (Ist denn das nicht das nämliche wie das biblische: Ihr werdet sein wie Gott?) Das ist die Lehre der neusten positiven Wissenschaft und des sogenannten Militarismus.

Von der anderen Seite aber erscheint der berühmte Apostel der Tübinger theologischen Schule, die Säule der gelehrten Bibelkritik, der da alt geworden ist in der Verleugnung der historischen Grundlagen des Christentums. Das ist der Doktor Strauss, der Verfasser des „Lebens

Jesu", der Verfasser seines neuen Buches: „Über die alte und neue Religion", in dem er selbst sagt, dass er seine Beichte darin niedergelegt habe, das Resultat aller seiner gelehrten Arbeiten und seiner philosophischen Betrachtungen über Gott, die Natur und den Menschen. Zu der Zeit, als er noch jung war und sein „Leben Jesu" schrieb, trat er noch mit Vorsicht und mit einer gewissen Ehrfurcht an die Untersuchung der durch einen Jahrhunderte alten Glauben der Menschheit geheiligten Fakta, rührte noch sinnend an die in der Tiefe des Glaubensbekenntnisses liegenden Grundideen; Reste von Gottesachtung waren in ihm noch vernehmbar. Aber heute, wenn er von Gott spricht, so klingen seine Worte wie gereizte Erbitterung gegen Gott, als gegen eine schädliche und falsche Fabel, die den Sinn der Menschen entstellt hat. Man hört: „Jupiter grollt".

Aber, wenn er auch Gott leugnet, so will Strauss doch in Folge eines befremdenden Gedankenwiderspruches sich von dem religiösen Gefühle nicht trennen. Er bekennt in sich sowohl ein Bedürfnis nach jenem Gefühle, als auch die Anwesenheit eines religiösen Empfindens. Was dient ohne dem als Gegenstand dieser Empfindung, was kann genügend Kraft besitzen, um sich der Seele zu bemächtigen und sie zu erfüllen? Keine persönliche Gottheit, die nicht existiert — antwortet Strauss — wohl aber das Weltall (Universum), das den Urquell alles Heils und aller Kraft und der gesetzlich bestehenden reinsten Vernunft bildet. Wir fordern, sagt er, für dieses All dasselbe Gefühl der Andacht, mit dem ein guter Mensch des alten Glaubens sich an seinen Gott wandte.

Was ist denn dieses Weltall und ist in ihm etwas Geistliches? Strauss, indem er auf diese Frage antwortet, kennzeichnet sich als Anhänger der Philosophie des Positivismus und des neusten Materialismus. Die Lehre

Kants und Laplace von der ausschliesslichen Thätigkeit mechanischer Kräfte in dem Planetensystem dehnt er unbedingt auf alle Erscheinungen des tierischen und psychischen Lebens aus, hält die menschliche Seele für nichts anderes, als für das Resultat einer komplizierten Wirkung rein materieller und mechanischer Kräfte. Eine Seele im geistlichen Sinne erkennt Strauss nicht an. Selbstverständlich also folgt er begeistert der Theorie Darwins von der Entstehung der Arten, in dem er die Anwendung dieser Theorie nicht auf Erscheinungen der äusseren Welt beschränkt, sondern sie willkürlich und phantastisch auf jedwede Lebenserscheinungen ausdehnt. Widersprüche und Sprünge in den Folgerungen machen ihn durchaus nicht irre. Alle seine Zweifel werden durch seinen neuen Glauben beseitigt, den Glauben an seine Lieblingshypothese, die seiner Meinung nach, mit einem Dasein Gottes nicht zu vereinbaren ist. Dass der eine oder andere allgemeine Satz (z. B. von der willkürlichen Zeugung) noch nicht erwiesen ist, stört durchaus nicht. Ich weiss nicht — sagt Strauss — wie und wann — aber es wird jedenfalls einmal bewiesen.*) Bei dem Probleme über die Entstehung der Menschen grübelt er nicht weiter nach über die schweren Fragen, wie durch das System die Entstehung im Menschen der geistigen Kräfte, der Idee der Sittlichkeit der ästhetischen

*) Wer sich erinnert, in wie bedauerlicher Weise gerade in der Zeit alle Versuche für die Generatio aequivoca in den niedrigsten Formen des Überganges von der anorganischen zur organischen Welt eine bestimmte Unterlage zu finden, gescheitert sind, dem sollte es doppelt bedenklich erscheinen zu fordern, dass diese so übel beleumundete Lehre etwa als Grundlage aller menschlichen Vorstellungen über das Leben genommen werde. — Virchow „die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staate.“ Vortrag der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte. München 1877. (Julie Sutters Übersetzung „das Naturgesetz in der Geisteswelt“ von Henry Drummont 1893.) D. Übers.

Begriffe zu erklären und mit dem Systeme in Einklang zu bringen sei. Alles das erklärt das gleichsam magische Wörtchen: die natürliche Wahl der Individuen. Wahrhaftig, wenn diesem phantastischen Enthusiasmus für eine Lieblingstheorie ein neuer Glaube zu Grunde liegt, so ist das nichts anderes, als ein neuer Aberglaube. Die Lehre Darwins kam als Unterstützung den Verkündern des neuen Glaubens durchaus gelegen. Sie hat ihnen gleichsam ein neues Licht gebracht, ist ihnen gleichsam zum Schlussstein geworden, der zur Vollendung des Gewölbes über ein ganzes System fehlte. An diese Lehre sich klammernd, sind viele schon bereit, den alten Glauben als vollständig besiegt und vernichtet zu erklären — oder verkünden das schon. Von allen Seiten eilt man, die von Darwin gefolgerten Sätze bei allen Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens anzuwenden und folgert aus ihnen solche Sachen, an die Darwin selbst vielleicht nie gedacht hat. Die Schule, wie das oft vorkommt, läuft dem Lehrer voraus und wird vielleicht bald ihn selbst als zurückgeblieben verschreien. Mittlerweile rechtfertigt die Lehre Darwins an und für sich in der Sphäre der Thatsachen, aus welchen sie hervorgegangen ist, kaum die Befürchtungen, welche sie für die Ganzheit des Glaubens in vielen ihrer Eiferer anregte. Galileis System, Newtons Theorie, die neuen Entdeckungen in der Geologie erregten in ihrer Zeit noch grössere Bewegungen und Befürchtungen. Der Glaube aber der Gläubigen hat darunter nicht gelitten. Das nämliche wird natürlich auch mit der Lehre Darwins stattfinden. Dazu kann man sie bis jetzt noch nicht als in der Wissenschaft befestigt anerkennen, und der erste durch sie erregte Enthusiasmus fängt an nachzulassen. Unbedingt glauben an sie nur „dii minorum gentium“. Die an der Spitze der Wissenschaft stehenden Männer fangen an, sich davon zu

überzeugen, dass diese Lehre im wesentlichen nur eine mehr oder weniger wahrscheinliche, aber noch nicht durch eine genügende Menge von Thatsachen beglaubigte Hypothese vorstellt; dass die durch den genialen Gelehrten aus seinen vielfältigen Beobachtungen gefolgerten Sätze im wesentlichen sich als kühne und scharfsinnige Verallgemeinerungen der von ihm beobachteten Erscheinungen darstellen, welche dem Schwanken und Zweifel noch viel Raum überlassen.

Aber diese zum Range von unumstösslichen Wahrheiten erhobenen Sätze werden schon von der Menge als verbum magistri wiederholt und sind einerseits im Munde trivialer Schwätzer des Liberalismus zur Redensart geworden, andererseits haben sie vielen ernsten Köpfen Grund zu einer Menge Verstandeskombinationen gegeben. Wer spricht heute nicht über Darwin? Wer spielt nicht mit den Worten: natürliche Wahl, Zuchtwahl, Kampf ums Dasein? Aber nicht allein leichtsinnige Leute, sondern auch viele gelehrte und ernste Männer lässt die Entdeckung Darwins eigentümliche Sprünge bei wissenschaftlichen Betrachtungen und Folgerungen machen; lässt sie solche Sachen sagen, die dem gesunden, nicht voreingenommenen Urteile nicht anders erscheinen als Phantasie oder Thorheit. Das geschieht meistenteils dort, wo man mit Hilfe der Darwinschen Lehre ein System solcher Weltanschauung konstruieren möchte, in dem für die Gottheit kein Platz mehr sei. Und wirklich ist Darwins Lehre sehr geeignet zu Argumentationen des neuen Materialismus. Nach der Meinung Darwins hat der Mensch ganz ungerechter Weise sich und seinem Geiste eine gewisse, besondere, priviligierte Lage im Weltall angeeignet. Daraufhin wähnte er, unter der Menge der anderen Geschöpfe stände er allein unter der direkten und persönlichen Führung der Gottheit. Das ist ein Wahn und ein gefährlicher Wahn. (The pernicions idea.) Der Mensch, wie jedes

andere Tier, ist nichts anderes, als ein Produkt einer folgegemässen und unendlichen Entwicklung der natürlichen Formen des Tierlebens. Dem Geneigten ist es nicht schwer, hieraus zu folgern, dass mithin Gott nicht existiert und es eine unsterbliche Seele nicht giebt. Weiter folgt aus der Lehre Darwins, dass alle lebendigen Formen des lebenden Seins sich gebildet haben und alle zukünftigen sich bilden werden aus der ewigen und unaufhörlichen Bewegung der Materie, welche aus der einen Form die andere mit neuer Entwicklung und neuen Werkzeugen für die Bedürfnisse entstehen lässt. Dem Willigen wird es nicht schwer, hieraus zu folgern, dass die Materie selbst die schaffende Kraft in sich schliesse, nämlich die unendliche Bewegung; dass in ihr die ganze zu grenzenlosem Progress und Vervollkommnung befähigte Zukunft der Natur und der Menschheit verborgen liege, und dass mithin gar keine Notwendigkeit vorhanden sei, noch ausserhalb der Materie eine endliche, schaffende Kraft zu suchen, ebenso wenig als eine Vorsehung des Schöpfers für das Weltall und den Menschen. Es leuchtet ein, dass ein solcher Schluss mit dem Verlangen Gott leugnender und an die Menschheit glaubender Gedanken übereinstimmt. Unbegreiflich bleibt bloss, wie der gesunde Verstand an eine Ewigkeit der Materie glauben und zugleich ihre Anfangsursache verneinen und meinen kann, eine Bewegung an und für sich — irgend welche Bewegung — allein durch ihre Ständigkeit — während einer unendlichen Zeit — fähig sei, alles zu erzeugen, was jeder beliebigen Phantasie sich vorzustellen beliebt.

Das wird eine traurige Zeit — falls sie jemals anbrechen sollte — wenn der heutzutage gepredigte Kultus der Menschheit eingeführt wird. Die menschliche Person (das Individuum) wird in ihr nicht viel bedeuten; auch die jetzt gegen Gewaltthätigkeit und Herrschsucht bestehenden

Schranken werden fallen. Im Namen der Doktrine werden zur Erreichung eingebildeter Ziele für die Vervollkommnung der Art die allerheiligsten Interessen der persönlichen Freiheit zum Opfer gebracht werden ohne die geringsten Gewissensbisse; an das Gewissen übrigens wird bei einer, selbst die Idee eines Gewissens verneinenden Anschauungsweise nicht im mindesten gedacht werden. Unsere Reformatoren, die selbst in dem Kreise der Vorstellungen, der Begriffe und Empfindungen erzogen worden sind, welche sie verneinen, sind nicht im stande, sich die schreckliche Leere vorzustellen, welche die sittliche Welt aufweisen wird, sobald diese Begriffe aus ihr vertrieben sein werden. Welcher Art auch die Übereilung eines Gesetzgebers, eines Regenten, einer Gewalt jeglicher Art gegenwärtig sein möge, — es schwebt doch über ihr, unaufhörlich, wenn auch nicht immer bewusst, die Vorstellung von der menschlichen Persönlichkeit, von einer Persönlichkeit, welche nicht so zerdrückt werden kann, wie man ein Insekt zerquetscht. Diese Vorstellung hat ihre Wurzel in dem seit Ewigkeit bestehenden Begriffe davon, dass jeder Mensch eine lebendige Seele besitzt, eine einige und unsterbliche, mithin eine von unbedingter Existenz, welche keine menschliche Kraft zu vernichten vermag. Daher giebt es unter uns keinen solchen Bösewicht und Tyrannen, welcher bei aller Vergewaltigung, die er ausübt, nicht mit einiger Furcht und Achtung auf die von ihm unter die Füsse getretene lebendige Seele blicke. Nehmt dieses Bewusstsein: was wird aus unserer Gesetzgebung, unserer Obrigkeit und unserem gesellschaftlichen Leben? Die Kämpfer für die persönliche Freiheit des Menschen täuschen sich eigentümlich, wenn sie im Namen dieser Freiheit sich dem aufkommenden Kultus der Menschheit anschliessen.

Zum Glück kann man hoffen, dass diese neuen Horizonte, welche die Humanitätslehre für die Zukunft an-

kündigt, der Menschheit sich nie eröffnen werden oder wenigstens nicht allen Menschen und nicht auf lange. Was diese Horizonte uns an neuem Glauben und neuem Leben eröffnen könnten, — darüber können wir nur urteilen nach gewissen Schlüssen und politischen Anwendungen, auf die man uns von Zeit zu Zeit hinweist. Folgendes ist ein Beispiel solcher Anwendung des Darwinismus in der Sphäre der praktischen Gesetzgebung: Es giebt eine besondere Abhandlung Darwins „über die für die Menschheit heilsame Beschränkung der ehelichen Verbindung." Ganz im Anfange des Aufsatzes erklärt Darwin, eine der Grundideen des Christentums sei — die Idee von der persönlichen Verantwortung eines jeden Menschen für seine Seele, und von der Unabhängigkeit des Menschen in seiner geistigen Sphäre von anderen Menschen. Infolgedessen wird angenommen, der Mensch habe das Recht, auf seine Verantwortung mit seinem Körper zu schalten. Diese Idee und dieses Recht müssen nach Darwins Meinung der Wirkung des von ihm gefundenen neuen Gesetzes — seiner sogenannten Evolutionstheorie — weichen. Der Mensch hat nur soweit das Recht, mit seinem Körper zu schalten und sich die Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse zu gestatten, wie weit das eine und das andere in Einklang steht mit der normalen Entwicklung der ganzen Art. Mithin, in dem Masse, wie die Wissenschaft des Darwinismus aus ihren Beobachtungen des materiellen Lebens zu neuen Folgerungen und Allgemeinerungen des Evolutionsgesetzes kommen wird, kann und soll die Gesetzgebung die persönliche Freiheit des Menschen beschränken, sogar in der Befriedigung seiner organischen Bedürfnisse.

Darwin, indem er sich auf Thatsachen beruft, die in drei oder vier gelehrten Abhandlungen über physiologischen Einfluss der Erblichkeit auf den menschlichen Organismus

statistisch zusammengestellt sind, behauptet, dass in England auf je 500 Menschen ein Irrsinniger komme, dass dieser Irrsinn in den meisten Fällen von einer erblichen Empfänglichkeit herrührt, welche durch die Ehe und die Geburt übertragen werde, und dass die Anzahl der einzelnen Fälle von Irrsinn sich mit der Zeit in geometrischer Progression vergrössern. Der menschlichen Natur droht also die unbegrenzte Verbreitung eines Übels, gegen welches Massregeln genommen werden müssen. Dieser Folgerung kann man beistimmen. Alles hängt von den geforderten Mitteln ab. Darwin schlägt vor, der Menschheit die Freiheit der Eheschliessung zu beschränken bis zur äussersten Möglichkeit. „Es ist nicht zu umgehen," sagt er, „den physischen Organismus im Menschengeschlechte zu verbessern und zu stärken; zu diesem müssen wir ein künstliches Mittel ausdenken, als Ersatz für die geschwächte Kraft der natürlichen Wahl (natural selection). Nur unter dieser Bedingung ist ein Progress für das Menschengeschlecht möglich. Mens sana in corpore sano. Die Erfolge der Heilkunst fördern in diesem Falle nicht das allgemeine Wohl, sondern den allgemeinen Schaden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass in der Menge unserer zivilisierten Gesellschaft das Niveau der Gesundheit bis zu einem beunruhigenden Grade gesunken ist, und dass die ärztliche Kunst, indem sie schwache Organismen unterstützt, das Übel für die kommenden Geschlechter nur vergrössern wird. Dazu ist es nach Darwins Meinung nötig, die Zahl der Schwachen, die mit den Starken im Kampfe ums Dasein in Mitbewerb treten, zu verringern." Und Darwin empfiehlt der Gesetzgebung zu diesem Zwecke folgende Mittel: Alle gesetzlich heute bestehenden Hindernisse gegen die Eheschliessung müssen in Kraft bleiben. Ausserdem muss das

Gesetz erstens das Erscheinen bei einem der Gatten gewisser Krankheiten als entscheidenden Grund der Scheidung erklären. Welcher? Darwin bringt eine ganze Nomenclatur von Krankheiten, welche durch Vererbung übertragen werden; wir finden hier die Krankheiten der Lunge, des Magens, der Leber, das Podagra, Skropheln, Rheumatismus u. s. w., so dass jeder Gatte, der nicht über eine herkulische Gesundheit verfügt, täglich nunmehr für den Bestand seines Ehebundes zittern müsste und um so mehr, als die Trennung desselben infolge von Krankheit mit dem Staatsinteresse oder richtiger mit dem Interesse der ganzen Menschheit zusammenfiele. Und man kann annehmen, dass Darwin für derartige Fälle die Anwendung der gerichtlichen Verfolgung in Aussicht genommen hatte, weil er zweitens vorschlägt, ein allgemeines System der medizinischen Untersuchung einzuführen zur Feststellung der erwähnten Krankheiten, nach dem Beispiel des in Deutschland eingeführten Systems zur Feststellung der Befähigung für den Militärdienst. Drittens schlägt Darwin vor, folgende Regel festzustellen: Niemand kann in die Ehe treten, der nicht eine Beglaubigung darüber beibringt, dass er niemals in seinem Leben an Anfällen von Irrsinn gelitten hat. Aber noch mehr. Er ist auch gezwungen, einen reinen Stammbaum (untaited pedigree) vorzustellen, d. h. zu beweisen, dass seine Eltern und sogar die entfernten Verwandten in aufsteigender Linie und in den Seitenlinien nie ähnlichen Anfällen unterworfen waren. Das alles ist notwendig, erklärt Darwin, damit in der Menge der Menschheit die Befähigung zum Glücke (capacity for Nasspeiness) sich bedeutend vermehre mit der Zerstörung des Haupthindernisses zum Glücke, d. i. der Krankheit.

„Ist es wohl möglich, solche Beschränkungen einzuführen?“ fragt Darwin selbst und antwortet: „Das ist

eine Kleinigkeit“; nicht solcherlei Beschränkungen allein bestehen in den verschiedenen Gesetzen über die Ehe. Als Beweis bringt er auf drei Seiten Beispiele aus verschiedenen Gesetzgebungen, grösstenteils aus barbarischen, und beruft sich ebensowohl auf Preussen, als auf Siam und China, auf Madagaskar und Ostjaken und Tungusen. Augenscheinlich gefällt ihm jedes Verbot der Eheschliessung und jeder Grund zur Scheidung. Zum Ende seiner Rede bleibt er nicht einmal bei der einfachsten Frage stehen, welche man ihm vorlegen könnte: Wozu können gesetzliche Eheverbote dienen, wenn es unmöglich ist, die natürliche Beiwohnung und mithin das Gebären ausserhalb der Ehe zu hindern?

Vielleicht ist diese Frage dem Verfasser auch in den Sinn gekommen, aber als genügende Antwort dürfte ihm das in derselben Abhandlung angeführte Beispiel Japans erschienen sein, wo die Prostitution nicht allein geduldet ist, sondern vom Staate unter der Hand protegiert wird, weil sie die übermässige Menschenerzeugung hindert.

So urteilt der Oberapostel des Darwinismus. Offenbar erscheint ihm der Schutz der Starken und die Ausrottung der Schwachen als Grundgesetz des Daseins. Und diese selbe Regel will er augenscheinlich zum wirklichen Gesetze für die bürgerliche Gesellschaft erhöhen. Man sieht, bis zu welcher äussersten Grenze eine einseitige Idee eigener Erfindung führen kann. Ausser ihr sieht der zukünftige Gesetzgeber der Gesellschaft nichts und erkennt offenbar für das Leben und die Entwicklung keine anderen als physiologische Motive an. Sittlicher Motive erwähnt er gar nicht. Starke und schwache Organismen erscheinen ihm als Zahlen, als abstrakte Grössen, die er mathematisch berechnet. Er fragt sich nicht einmal, ob seine Starken wirklich stärker werden durch den Untergang aller Schwachen. Er will nichts von der Wahrheit wissen, dass

jede Kraft durch Thätigkeit wächst, durch Prüfung und Übung und dass dem Starken der Beweggrund zur Prüfung und zum Wachstum fehlen wird, wenn die Schwachen fehlen werden, die Hilfe und Schutz verlangen; dass die Schwachen, unter günstigen Umständen erwachsend, sich zu kräftigen vermögen, Stärke erlangen und fähig werden können, einer anderen Generation diese Stärke zu übertragen. Endlich die Starken selbst, die den natürlichen Kampf bestanden haben, werden sie noch fähig sein, die Art zu vervollkommnen, wenn ihre Kraft durch mechanischen Prozess auf Kosten der Schwachen unterhalten werden sollte?



Geistliches Leben.

Alte Einrichtungen, alte Überlieferungen, alte Sitten sind Sachen von grosser Bedeutung. Dem Volke sind sie teuer als Bundeslade der Vorfahren. Wie oft aber sah die Geschichte, wie oft sehen wir in der Gegenwart, dass Volksregierungen sie gering achten, sie für alten Trödel halten, den man sobald als möglich los werden muss. Man verleumdet sie unbarmherzig, man eilt, in neue Formen sie zu kleiden und erwartet, dass in die neuen Formen sofort auch ein neuer Geist ziehe. Diese Hoffnung geht aber selten in Erfüllung. Eine alte Einrichtung ist deshalb so teuer — ist unersetzbar, weil sie nicht ausgedacht, sondern durch das Leben geschaffen worden ist, weil sie aus dem vergangenen Leben, aus der Geschichte entstanden und in der Meinung des Volkes durch jene Autorität geheiligt ist, welche die Geschichte — und nur die Geschichte erzeugt. Diese Würde kann durch nichts ersetzt werden, da ihre Wurzeln in jenem Teile des Daseins liegen, in welchem die sittlichen Bande am festesten geschlungen und am festesten gegründet sind — nämlich in dem unbewussten Teile des Daseins. Umsonst wähnen manche, man könne diese Autorität durch das Erkennen der Idee einer neueingeführten Einrichtung, die man dem Volksgedanken einimpfen

möchte, ersetzen. Einzelne Individuen können sich leicht eine solche Erkenntnis der Urteilskraft aneignen und in ihr eine Quelle der Begeisterung und des Glaubens für sich selbst finden. Der Menge ist solche Erkenntnis nicht zugänglich; wenn man sie ihr von aussen aufpfropfen will, so zerbricht, zersplittert sie, verzerrt sich und reizt zu falschen, phantastischen Vorstellungen. Die Menge eignet sich eine Idee nur unmittelbar durch das Gefühl an, welches in ihr nicht anders erzogen und befestigt werden kann, als durch die Geschichte, in dem es ein Geschlecht dem andern, eine Generation der andern überträgt. Die Tradition kann wohl zerstört, aber nicht willkürlich erneut werden.

In der Tiefe alter Einrichtungen liegt oft eine tiefwahre, direkt dem Grunde des Volksgeistes entquollene Idee und wenn es auch bisweilen schwer wird, diese Idee unter der Menge der äusseren Auswüchse, Formen und Hüllen, die sie umgeben und die für die neue Welt ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben — zu erkennen und zu fassen, so erkennt sie das Volk doch instinktiv und hält daher an den Einrichtungen, in den ihm gewohnten Formen fest. Es verteidigt sie in den oft unförmlichen, offenbar sinnlosen Hüllen, weil es instinktiv den Kern der unter ihnen verborgenen Wahrheit schützt — schützt gegen leichtsinnige Anschläge. Dieser Kern ist so überaus kostbar, weil in ihm durch uralte Satzungen sich das ursprüngliche Bedürfnis des Geistes ausgedrückt hat, weil in ihm die in der Tiefe des Geistes verborgene Wahrheit sich spiegelt. Die rauhe Form — das Gebilde äusserer Armut, rauher Gebräuche, grober Sitten — ist eine vorübergehende und zufällige Erscheinung. Sobald sich die Sitten zum Bessern wenden, wird auch die Form geistvoller, edler. Lasset uns das Innere läutern, den Volksgeist haben, die Idee beleuchten und zum Bewusstsein bringen — dann

wird die rohe Form von selbst zerfallen und einer neuen Platz machen, einer vollkommeneren; das Äussere wird von selbst rein und einfach werden.

Davon wollen aber die Volksreformatoren in ihrer Entrüstungswut über die Rohheit der Formen und über den Missbrauch in den alten Satzungen nichts wissen. Über den Gebräuchen und Formen vergessen sie des Wesens der Satzung und sind bereit, in ihr nichts als Rohheit und Aberglaube sehend — sie ganz zu zertrümmern. Selbst meinen sie über ihn hinweggeschritten zu sein, ihn überlebt zu haben, ohne ihn wohl auskommen zu können, aber sie vergessen der Millionen, welchen nach dem Masse des Daseins und der seelischen Entwicklung das Wesen nur in diesen rauhen Gebräuchen zugänglich ist. — Vernichtet vor den Augen des Volkes diese Gebräuche, und das Volk, das nur sie kennt, wird mit den Gebräuchen die ganze Institution, vielleicht auf immer die Möglichkeit verlieren, die in den Gebräuchen von den Voreltern überkommene Idee von neuem zu ergreifen und sie in neue Formen zu kleiden. Wäre es nicht besser damit zu beginnen, das Innere umzugestalten — zuerst den Volksgeist zu erleuchten, in ihm die Idee zu vertiefen, sein sittliches und geistiges Sein zu bereichern? Dann würde auch die Idee gerettet sein, das Volksleben würde nicht unterdrückt, und die rohe Form würde von selbst eine neue Gestalt annehmen.

„Welch gewaltiges Werk ist das Bestehende“ — sagt Carlyle — das Wirkliche, das was aus den bodenlosen Abgründen der Theorie und der Möglichkeiten hervorgegangen ist, sich gebildet hat und vor uns als bestimmtes, unbestreitbares Faktum steht, auf dem die Menschen leben und wirken und gelebt und gewirkt haben. Nicht umsonst klammern sich die Menschen an das Bestehende solange es noch da ist und verlassen es mit solchem Gram, wenn es

zerfällt und vergeht. Hüte dich also und bedenke dich, entzückter Verehrer des Wechsels und der Umgestaltung! Hast du auch überlegt, was im Leben des Menschen die Sitte bedeutet, wie wunderbar all unser Wissen, all unser Handeln über dem unendlichen Abgrunde des Ungekannten, des Werdenden schwebt — und wie unser ganzes Wesen einem unendlichen Abgrunde gleicht, über den die Brücke der Gewohnheiten als dünne, durch die Äonen aufgehäufte Erdschicht gespannt ist. — — —

„Diese Erdbrücke ist das System der Gebräuche, der für den Glauben und das Thun festgestellten Wege: ohne sie giebt es keine Gesellschaft. Auf ihr hält sie sich und — ob gut oder schlecht — besteht sie. Bei ihnen, in den Gebräuchen liegt der wirkliche Kodex der Gesetze, die wahre Konstitution der Gesellschaft, der einzige, wenn auch nicht geschriebene Kodex, der unter keinen Umständen geleugnet werden kann, dem sich zuwidersetzen unmöglich ist. Was wir geschriebenen Kodex, Konstitution, Regierungsform nennen — alles das, ist es nicht im verkleinerten Masse, ist es nicht der Extrakt des nämlichen Kodexes? Ja, so soll das geschriebene Gesetz sein, und so ist es auch bestrebt zu sein — aber es erreicht das nie, und in diesem Widerspruche liegt der Anfang des endlosen Kampfes. — —

„Wenn du aber in der Sitte eine Lüge empfindest, und diese Lüge lastet auf dir, — sollst du sie denn wirklich bestehen lassen, wirklich sie achten, sie wirklich nicht zerstören? Keineswegs, ergieb dich ihr nicht, zerstöre sie; aber bedenke in welchem Geiste du vernichtest: dass das nicht im Geiste des Hasses und des Neides geschehe, nicht durch den Druck der Selbstsucht und des Dunkels, sondern in der Reinheit des Herzens, mit dem heiligen Eifer für die Wahrheit, mit Milde, mit Barmherzigkeit. — Siehe — wenn du die Lüge vernichtest, dass du sie nicht gegen

neue Lüge, neue Unwahrheit, die von dir selbst ausgeht, umtauschest, durch deine eigene Lüge, durch deine eigene Unwahrheit, die neue Lüge, neue Unwahrheit gebären muss? Wäre dem so — so würde dir die letztere bitterer werden, als die erste war.“ — — —

II.

Der ewige Streit in der Welt der menschlichen Einrichtungen und Verhältnisse wird um die Freiheit geführt; aber wo ist sie zu finden diese Freiheit, wenn nicht — in der menschlichen Seele? Überall erhebt sich der Verstand gegen die alten Autoritäten und bestrebt sich, scheinbar der Freiheit halber, sie zu zerstören, in der That aber, um an ihren Platz Autoritäten des Augenblickes zu stellen, die heute erfunden wurden, vielleicht nur um morgen anderen neuen Platz zu machen. Ein heutiger Prediger der Vernunft und Freiheit sieht auf Fromme verächtlich, weil sie an dem Glauben festhalten, den sie in der Kirche von den Vätern und Grossvätern empfingen und der Tradition treu bleiben, er aber selbst, hat er etwa aus sich selbst das gebildet, was er für seine Prinzipien über Kirche und über die Hauptsachen des geistlichen Lebens hält? Er spottet über das Gefühl der Andacht eines Kirchgängers und nennt es Aberglaube. Aber ihm im Rücken steht die sogenannte öffentliche Meinung und bindet ihn durch Respekt gebietende Furcht: ist das etwa nicht der ärgste Aberglaube? — Unsere Vergangenheit ist uns teuer, und wir behandeln die Geschichte mit Achtung. Er verlacht, er verachtet die Vergangenheit und glaubt an die Gegenwart: aber worin denn ist diese Anbetung der Gegenwart besser, als unser von ihm verspottetes Gefühl? Man sagt uns: Werft das

Joch des Gesetzes von euch, zerreisst die alten Ketten der Tradition und werdet frei! — — — Welche Freiheit ist das dann aber, wenn zu gleicher Zeit der gegenwärtige status quo uns zum Gesetz gemacht wird und sich auf uns als ein noch schwereres Joch, als das frühere war, legt: wenn anstatt der unfehlbaren und vom Geiste erfüllten Schrift, die man uns nimmt, uns befohlen wird an die Unfehlbarkeit der Meinung der Menge zu glauben und wenn man verlangt, dass wir die Stimmenmehrheit für die unbestreitbare und unfehlbare Stimme der Wahrheit halten sollen.

III.

Altes Laub.

(Nach Friedrich von Sallet.)

Wenn ihr vom Baume trockne Blätter reisst,
Könnt ihr die schlafende Natur nicht wecken:
Ihr könnt nicht bei Schnee und kaltem Wetter
Des Frühlings Grün und seine Wärme schaffen.

Es kommt die Zeit, wo Frühling Wärme haucht:
In dem erstarrten Saft quillt Leben neu und Kraft,
Und das verdorrte Laub fällt selbst,
Sobald das frische nur am Zweige sich entfaltet.

Dann wird das alte Blatt im Strahl der Sonne,
Neuleben ahnend, Frühlingsgährung fühlen;
In ihm bereitet sich zu neuem Leben Stoff,
Aus ihm haucht frischen Saft die junge Welt.

Nicht kam der Frühling, tobend zu zerstören
In neuer Welt die Frucht vergang'ner Zeit.
Des Grossen Zweck ist schaffen und vollenden,
Zerstörende sind klein in Christi Reich!

Du wirst zum Schöpfer nicht, wenn zum Vergangnen
Allein dich leitet der Verachtung Stolz:
Das Alte schuf der Geist — er findet nur im Alten
Zu neuen Werken festes Fundament.

Wahrheit, Propheten und Gesetz bringt jede Zeit;
Ein Weg allein führt uns zum ew'gen Sinn;
Und neue Wahrheit soll nur das verklären,
Worin die Ewigkeit von je verborgen lag.

Diese Strophen lauten im Original folgendermassen:

Ihr zwingt den jungen Frühling nicht herbei,
Wenn ihr vom Baume reisst die dürren Blätter
Und wähnt, die frischen werden sprossen neu
Trotz Frost und Nässe, Trübe, Wind und Wetter.

Doch wenn des Frühlings Licht und Hauch
Den Baum erfüllt mit neuen Lebenssäften,
Dann fallen wohl die alten Blätter auch,
Vom jungen Wuchs gestossen von den Schäften.

Ist das Zerstörung, wenn das alte Laub
Tief unten modert, frischem Wald zur Düngung?
Nein! — Was vom Stamm hing, ausgedörrt und taub,
Schwankt nun und schwillt in reinster Lichtverjüngung.

Dem Frühling aber fiel es niemals ein:
Er sei gesandt das alte wegzuwaschen. —
Wer auflöst, heisst im Himmelreiche klein;
Gross wirst du durchs Erfüllen nur und Schaffen.

Doch wirst du nicht ein echter Schöpfer sein,
So du dich vornehm lossagst nur vom Alten.
Das Neue kann aus Altem nur gedeih'n
Durch deines Geist's Erschau'n und Fortenthalten.

Propheten und Gesetz sind ewig wahr,
Der kleinste Titel muss ein Ew'g's hegen,
Und aller Fortschritt macht nur offenbar,
Was vom Beginn verborgen drin gelegen.

IV.

Ein beschränkter Mensch allein kann über alles klare Gedanken und Vorstellungen haben. Die teuersten Begriffe, welche der menschliche Geist in sich birgt, befinden sich im tiefsten Grunde, im Halbdunkel; um diese nicht geklärten Ideen eben, welche wir nicht im Stande sind mit einander zu verbinden, bewegen sich die klaren Gedanken, breiten sich aus, entwickeln und erheben sich. Wenn wir von diesem Hintergrunde getrennt würden, so würden in dieser Welt nur Geometer und verständige Tiere übrig bleiben. Die exakten Wissenschaften selbst würden in solch einer Welt ihre heutige Erhabenheit verlieren, die von ihren verdeckten Beziehungen zu anderen unendlichen Wahrheiten abhängt, welche wir nur ahnen und zeitweilen scheinbar durchschauen. Dieses Unbekannte ist das teuerste Gut des Menschen: Nicht umsonst lehrt Plato, alles in dieser Welt sei ein schwaches Bild der himmlischen Baukunst. Es scheint sogar, dass die Hauptwirkung der sichtbaren Schönheit in der Erweckung des Gedankens in uns an eine uns unsichtbare Schönheit bestehe, und der Zauber, den z. B. Dichter hervorbringen nicht sowohl in den Bildern liegt, die sie in uns erscheinen lassen, als in jenem entfernten Widerhall, den sie in uns erwecken und der aus der Welt des Unsichtbaren stammt.

V.

Ein heisssprudelndes Leben der Jugend, des Verlangens und der Leidenschaften, ein Leben des Genusses, ein Leben in beständigem Sonnenschein versenkt den Menschen in einen Traum, von dem er sich nicht trennen will, — ein Traum voll von bezaubernden Erscheinungen und lieblichen Empfindungen.

Aber es kommt die Zeit, — dieser Traum wird unterbrochen durch Elend, Sorge, Enttäuschung, durch Verschwinden des Glückes und der Wahrheit: Die Sonne geht unter, die Nacht bricht an mit allen Schrecken der Finsternis.

Der verirrten Seele aber erscheinen in solcher Nacht am Himmelszelt die himmlischen Sterne in ihrer geheimnisvollen Schönheit, die die Seele weder sah noch ahnte, als die Sonne glänzte. Das Geheimnisvolle umfängt und besänftigt dann die verwirrte Seele, und die Sterne der Kindheit und Jugend gehen in ihr auf, — das Einfache der ersten Empfindungen, die Liebkosungen und die Gebote der uneigennützigen, elterlichen Liebe, die vergessenen Lehren der göttlichen Verehrung und der Pflicht, — alles das, was zusammen mit dem Beginnen des Seins aus der Ewigkeit dem Menschen ward und den Anfang des jungen Lebens nährte, lehrte und erleuchtete. Die Seele musste in die Finsternis der Nacht versenkt werden, damit in ihr aus der Tiefe der Vergangenheit ihre himmlischen Sterne erschienen.

VI.

Carus in seiner bekannten Schrift: „Über die Seele“ (Psyche) sagt, dass der Schlüssel zum Verständnis des Wesens des sich bewussten Seelenlebens in dem Gebiete des Unbewussten liege. In seinem Buche erforscht er das gegenseitige Verhältnis des Bewussten und Unbewussten im menschlichen Leben und spricht viel tiefe Gedanken aus. Das Göttliche in uns, sagt er, was wir Seele nennen, ist nicht etwas in einem gewissen Momente ein für alle Mal Festgewordenes, sondern etwas unaufhörlich sich Verändern-

des im beständigen Prozesse der Entwicklung, der Zerstörung und Neubildung. Eine jede in die Zeit tretende Erscheinung ist eine Fortsetzung oder Entwicklung des Vergangenen und birgt in sich die Ahnung des Zukünftigen. Das bewusste Leben des Menschen scheidet sich in getrennte Augenblicke, und dem Menschen ist nur eine trübe Vorstellung seines Seins in der Vergangenheit und in der Zukunft möglich, der gegenwärtige Augenblick aber entschlüpft ihm, weil er kaum erschienen — schon in die Vergangenheit übergeht. Das Sammeln all dieser Momente zur Einheit, zum Herstellen einer Gegenwart, d. h. das Gewinnen eines wirklich festen Punktes zwischen dem Vergangenen und dem Zukünftigen ist nur möglich in dem Gebiete des Unbewussten, d. h. da, wo es keine Zeit giebt, wohl aber eine Ewigkeit. Die bekannte Mythe des griechischen Altertums von Epimetheus und Prometheus hat eine tiefe Bedeutung, und nicht umsonst bringt die griechische Weisheit sie in Verbindung mit der höchsten Entwicklung der Menschheit. Das ganze organische Leben erinnert uns an diese zwei entgegengesetzten Seiten der Schaffungsidee in dem Gebiete des Unbewussten. Wenn wir nachdenken, thut uns jeder Reiz, jede Form, sowohl in der Pflanzen-, wie in der Tierwelt kund, dass hier etwas vorliege, was uns auf die Vergangenheit zurückweist zu einem Erschienenen, früher Gewesenen und uns etwas verkündet, was sich in der Zukunft zu bilden hat und erscheinen soll. Je tiefer wir uns in diese Eigenschaft der Erscheinungen hineindenken, desto mehr überzeugen wir uns, dass alles, was wir im bewussten Leben Gedächtnis, Erinnerung und namentlich alles das, was wir Voraussicht und Divination nennen, nur ein blasses Bild der Klarheit und Bestimmtheit ist, mit welcher diese Eigenschaften der Erinnerung und des Ahnens im Unbewussten erscheinen.

In den Abhandlungen von Carus werden Fälle untersucht, in denen das sich bewusste Seelenleben, zuweilen stehen bleibend, plötzlich in das Gebiet des Unbewussten übergeht. Bemerkenswert ist in unserer Seele, sagt er, das plötzliche, unwillkürliche Entstehen längst aus ihr entschwundener Bilder und Vorstellungen, ebenso wie deren plötzliches Verschwinden aus unserem Bewusstsein, wobei diese Bilder aber doch in der Tiefe der unbewussten Seele erhalten und bewahrt bleiben. Die Vorstellungen von Personen, Gegenständen, Gegenden und dergleichen, sogar gewisse besondere Gefühle und Empfindungen scheinen manchmal während langer Zeit vollständig verschwunden zu sein, bis sie, plötzlich erwachend, von neuem mit aller Lebhaftigkeit hervorbrechen und dadurch beweisen, dass sie in Wirklichkeit nicht verloren waren. Es sind einzelne sehr wunderbare Fälle vorgekommen, in denen auf einmal das Bewusstsein mit aussergewöhnlicher Klarheit auf einen ganzen Lebenskreis mit allen seinen Vorstellungen sich ausbreitete. Bekannt ist ein Fall dieser Art mit einem Engländer, der einer starken Opiumwirkung unterworfen wurde: einmal, während der Periode starker Gereiztheit, vor dem Eintritt der vollständigen Abstumpfung der Gefühle, erschien ihm ungewöhnlich klar und in ganzer Fülle das Bild seines früheren Lebens mit allen seinen Vorstellungen und Empfindungen. Dasselbe, sagt man, geschah mit einem, der ins Wasser gefallen und dem Ertrinken nahe war, in dem Augenblicke vor dem vollen Verluste des Bewusstseins.

Carus führt keine Einzelheiten an und bezieht sich nicht auf die Beglaubigung des angeführten Falles. Zweifellos haben viele Gelegenheit gehabt, ähnliche Erzählungen in unklarer Form zu hören. Folgendes aber ist die einzige uns bekannte, anziehende und vollständig beglaubigte Er-

zählung einer ähnlichen Begebenheit, die mit dem Erzähler selbst stattgefunden hatte.

Es geschah mit dem sehr bekannten englischen Admiral Beaufort in Portsmouth, als er in seiner Jugend im Meere mit dem Boote umschlug und, da er nicht schwimmen konnte, sank. Er wurde aus dem Wasser gezogen und schrieb später, von dem bekannten Doktor Wollaston dazu bewegt, die eigentümliche Geschichte seiner Empfindungen. Folgendes ist die Erzählung in ihrer ganzen Vollständigkeit.

Die Umstände, unter denen der Sturz geschehen war, beschreibend, fährt er fort: „Alles das teile ich mit, teils aus trüber Erinnerung, teils nach den Erzählungen von Augenzeugen; der Ertrinkende selbst ist im ersten Augenblicke ganz eingenommen von der Empfindung seines Unterganges und dem Streite zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Was aber danach folgte, das kann ich bezeugen mit vollständigem Bewusstsein: in meinem Geiste erfolgte in jenem Augenblicke eine plötzliche und so aussergewöhnliche Umwälzung, dass alle Umstände des Augenblicks so frisch und lebhaft in meiner Erinnerung geblieben sind, als ob sie gestern sich ereignet hätten. Von dem Momente an, als in mir jegliche Bewegung aufhörte (was, wie ich meine, nach der vollständigen Erstickung erfolgte), lösten sich alle früheren beunruhigenden Empfindungen in ein stilles Gefühl der vollständigen Ruhe auf; man könnte dieses Gefühl wohl mit dem Zustande der Apathie vergleichen; aber es war kein stumpfes Unterwerfen dem Schicksale; denn auch nicht das geringste Leiden machte sich bemerkbar, und nicht der kleinste Gedanke weder an ein Untergehen noch an eine Möglichkeit der Rettung war vorhanden. Im Gegenteil, die Empfindung war eher eine angenehme, etwa in der Art jenes stumpfen, aber befriedigenden Zustandes, welcher nach grosser Müdigkeit dem Schlafe bisweilen vorangeht.

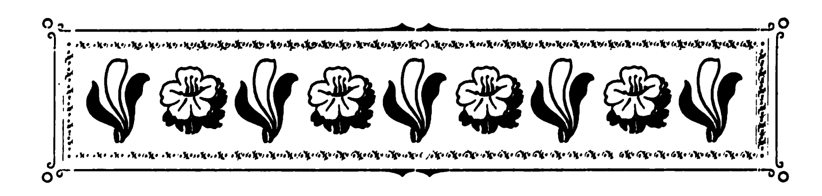
Also meine Gefühle waren auf diese Weise abgestumpfte, mit dem Geiste ging aber etwas ganz Entgegengesetztes vor sich. Die Thätigkeit des Geistes wurde in einem Masse belebt, das über jede Beschreibung geht; ein Gedanke folgte dem anderen mit einer Schnelligkeit, die nicht allein zu beschreiben unmöglich ist, sondern die niemand begreifen kann, der nicht einen ähnlichen Zustand empfunden hat. Den Lauf dieser Gedanken kann ich auch jetzt in bedeutendem Masse verfolgen, — anfangend mit der eben vor sich gegangenen Begebenheit selbst, — die Ungeschicklichkeit, welche ihr zu Grunde lag, die Bestürzung, welche sie erzeugte (ich sah, wie zwei Männer sofort nach mir über Bord sprangen), die Wirkung, welche sie auf meinen zärtlichen Vater haben musste, die Mitteilung der schrecklichen Nachricht der ganzen Familie, tausend andere eng mit meinem häuslichen Leben verbundene Umstände: daraus bestand die erste Gedankenreihe. Danach begann der Kreis dieser Gedanken sich zu erweitern: unsere letzte Reise erschien, die erste Reise mit dem stattgefundenen Schiffbruch, mein Leben in der Schule, meine Fortschritte, alle Fehler, Dummheiten, Streiche, alle kleinen Vorfälle und Anstiftungen jener Zeit. Und immer weiter, weiter rückwärts wurde jeder Vorfall meines früheren Lebens in meinem Gedächtnisse wach in rückwärtsschreitender Ordnung und nicht in allgemeinen Abrissen, wie das hier beschrieben, sondern als lebendes Bild, mit allen kleinsten Zügen und Ausführlichkeiten.

„Mit einem Worte — die ganze Geschichte meines Seins ging vor mir vorüber gleich wie in einem Panorama, und jedes in meinem Leben mit mir Geschehene verband sich mit der Unterscheidung der Wahrheit von der Lüge oder mit dem Gedanken an die Ursache und die Folge; wunderbar — sogar die allerkleinsten, unbedeutendsten,

längst, längst vergessenen Umstände, alle fast entstanden in meiner Einbildung, und dabei so bekannt und lebendig, als ob sie unlängst geschehen wären. Weist das nicht alles auf eine unbegrenzte Kraft unseres Gedächtnisses, prophezeit das nicht, dass wir mit der ganzen Fülle dieser Kraft in einer anderen Welt erwachen werden, gezwungen werden, unser ganzes Leben zu betrachten in seiner ganzen Fülle? Und andererseits — rechtfertigt das alles nicht den Glauben, dass der Tod nur eine Veränderung unseres Seins ist, in dem es also keinen wirklichen Zwischenraum oder keine wirkliche Unterbrechung giebt? Wie dem auch sei, ein Umstand bleibt im höchsten Grade bemerkenswert, dass die unzähligen in meiner Seele aufblitzenden Gedanken, alle bis zum letzten auf die Vergangenheit gerichtet waren. Ich war in den Regeln des Glaubens erzogen. Meine Gedanken über das zukünftige Leben und die mit denselben verbundenen Hoffnungen und Befürchtungen hatten durchaus nichts von ihrer anfänglichen Kraft verloren, und zu anderer Zeit hätte schon die Wahrscheinlichkeit des nahen Unterganges in mir eine furchtbare Erregung hervorgebracht; in diesem unerklärbaren Augenblicke aber, als in mir die volle Überzeugung vorhanden war, dass die Grenze schon überschritten sei, die mich von der Ewigkeit schied, kam kein einziger Gedanke an die Ewigkeit in meine Seele, ich war ganz in die Vergangenheit versunken. Wieviel Zeit in diesem Gedankenstrome verging oder, besser gesagt, in welchem Zeitteile alle diese Gedanken mir eingedrückt wurden, kann ich jetzt mit Genauigkeit nicht angeben: unzweifelhaft aber waren keine zwei Minuten vergangen von dem Momente der Erstickung an, bis zu dem Augenblicke, da man mich aus dem Wasser zog.

„Als das Leben zurückkehrte, war die Empfindung in jeder Hinsicht eine der vorhergegangenen entgegengesetzte.

Der einfache, aber unklare Gedanke, die traurige Vorstellung, dass ich am Ertrinken gewesen, lastete auf meiner Seele, anstatt der Menge klarer und bestimmter Gedanken, die nur eben in ihr vorbeigerast waren. Eine hilflose Angst, in der Art des Alpdruckes, lastete auf allen meinen Empfindungen und störte die Gestaltung jedes bestimmten Gedankens, und ich überzeugte mich nur mit Mühe, dass ich wirklich lebte. Versinkend fühlte ich nicht die geringste physische Pein, aber nun durchdrang ein quälender Schmerz meinen ganzen Körper. Solchen Schmerz habe ich in der Folge nie mehr empfunden, obgleich ich mehrmals verwundet worden und oft schweren chirurgischen Operationen unterworfen gewesen bin. — Einmal drang eine Kugel mir durch die Lunge; ich lag nachts während einiger Stunden auf dem Deck, und aus anderen Wunden blutend verlor ich endlich die Besinnung in einer Ohnmacht. Da ich nicht zweifelte, dass die Wunde in der Lunge tödlich sei, so hatte ich natürlich in dem Augenblicke der Ohnmacht die volle Empfindung des Todes. Aber in diesem Momente fühlte ich nichts dem Ähnliches, was in meiner Seele vor sich gegangen war, als ich im Ertrinken war, und als ich aus der Ohnmacht erwachte, kam ich auf einmal zum klaren Bewusstsein meines thatsächlichen Zustandes.“



Die Kirche.

Je klarer dem Geiste der Einfluss erscheint, den die einzelnen Volksstämme selbst auf jedes Glaubensbekenntnis ausüben, desto mehr überzeugt er sich, welch' unerreichbare Schwärmerei die Idee einer Einigung der Glaubensbekenntnisse durch einen künstlich erdachten Kompromiss im Dogma ist, der doch im Grunde auf einer gegenseitigen Nachgiebigkeit im Nebensächlichen beruht. Das Wesentliche einer jeden Glaubenslehre zu Papier oder in eine bestimmte Formel zu bringen, ist wohl kaum möglich. Das Wesentlichste, das Widerstrebendste und Kostbarste in einem kirchlichen Glauben ist unfehlbar, der Darlegung nicht zugänglich, ist ähnlich der Mannigfaltigkeit des Lichtes und der Schatten, ähnlich dem aus einer unendlichen Reihe folgerichtiger Empfindungen, Vorstellungen und Eindrücken entstandenem Gefühle. Das Wesentlichste ist durch eine Menge solch zarter Wurzeln mit der psychischen Natur jedes Volkes und mit den allgemeinen, in ihm entstandenen Prinzipien der sittlichen Weltanschauung so verbunden, dass das Eine von dem Anderen zu trennen unmöglich ist. Menschen verschiedener Rasse und verschiedener Religion können in vielen Beziehungen, bei Begegnung, in gegenseitigem Verkehr sich

als Brüder fühlen und die Hände einander reichen, aber um sich in einer Kirche als Brüder zu fühlen, um sich in religiöser Einheit des Geistes zu vereinigen, dazu müssen sie viel und lange zusammen gelebt, einer den andern in seiner ganzen Lebensweise begriffen haben und mit einander in den innersten Wurzeln der Tiefe der Seele verflochten sein. So kommt es wohl vor, dass ein Deutscher, der lange in Russland gelebt hat, unbewusst sich gewöhnt, russisch zu glauben und in einer russischen Kirche sich zu Hause fühlt. Er tritt dann in unseren Kreis, wird einer der Unseren, und die Einigung mit uns wird eine vollkommene, geistliche. Aber dass die eine oder andere, uns fernstehende Protestantengemeinde, die nach dem Hörensagen über uns urteilt, infolge einer geschriebenen oder abstrakten Übereinstimmung in der Glaubenslehre und den kirchlicken Gebräuchen sich mit uns im organischen Bunde zu einer Kirche vereinen und im Geiste eins mit uns werden könnte — das kann man sich nicht einmal vorstellen. Bis jetzt ist noch nicht eine, auf Vereinbarung gegründete kirchliche Union geglückt: Früher oder später trat das falsche Prinzip solcher Vereinigung zu Tage, und überall war die Frucht nicht die Vergrösserung der Liebe, sondern die Vergrösserung der gegenseitigen Entfremdung oder sogar des Hasses.

Behüte Gott davor einer dem anderen den Glauben zum Vorwurf zu machen; mag jeder glauben auf eigene Weise, wie es ihm angeboren ist. Aber ein jeder hat einen Glauben. in dem er sich heimisch fühlt, der ihn anmutet, der ihm lieb ist, und es ist unmöglich nicht zu empfinden, wenn man an einen anderen, nicht verwandten, nicht ansprechenden Glauben herantritt, dass es da nicht so ist wie bei uns; da ist nichts Anheimelndes, alles ist kalt; da möchte man nicht leben. Mag auch der Verstand in abstrakter Betrachtung sagen: sie beten ja zu demselben Gotte. Das

Gefühl vermag nicht stets mit solchen Gedankenschlüssen übereinzustimmen; zuweilen hat man die Empfindung, als ob in der fremden Kirche nicht zu dem gleichen Gotte gebetet würde.

Viele werden solche Empfindungen verlachen, werden sie vielleicht Aberglaube, Fanatismus nennen. Umsonst! Nicht immer ist die Empfindung trügerisch; zuweilen drückt sie die Wahrheit einfacher und richtiger aus, als ein Verstandsschluss.

Der Russe fröstelt in der protestantischen Kirche, der protestantische Glaube heimelt ihn nicht an. Noch mehr — wem der Glaube so teuer ist als das Leben, der fühlt, dass diesen Tempel sein eigen zu nennen, ihm gleichbedeutend sein würde mit dem Tode. Das ist das unmittelbare Gefühl. Aber dieses Gefühl hat auch viel vernünftige Gründe. Folgendes ist ein Grund, der besonders durch seine Augenscheinlichkeit überrascht.

In der theologischen Polemik, im Streite der Religionen, in dem Gewissen eines jeden Menschen und eines jeden Volkes ist eine der Grundfragen — die Frage nach den Werken. Was ist richtiger: der Glaube oder die Werke? Bekanntlich streitet die römische Theologie mit der protestantischen über diese Frage bis heute. Der seelige Chomäkow hat in seinen theologischen Schriften vortrefflich dargethan, wie trügerisch die skolastisch-absolute Stellung dieser Frage ist. Die Übereinstimmung des Glaubens mit der That, ebenso wie die Identifizierung des Wortes mit dem Gedanken — ist ein der menschlichen Natur unerreichbares Ideal, wie alles Bedingungslose unerreichbar ist — — — ein Ideal, das die glaubende Seele ewig erregt und ewig überführt. Der Glaube ohne Werke ist tot; der den Werken entgegenstehende Glaube quält den Menschen durch das Bewusstsein der inneren Lage, aber in

der unübersehbaren Welt des Äusseren, die den Menschen umgiebt und im Angesicht der Ewigkeit, was bedeutet da ein Werk oder jegliche Werke, was bedeuten sie — ohne Glauben.

Zeige mir deinen Glauben in deinen Werken — ist eine entsetzliche Frage. Wie soll sie ein sich Kennender beantworten, wenn der Richter ihn fragt, der die Wahrheit aus den Werken ersehen will? Nehmen wir an, ein Protestant stellt diese Frage einem Russen — was kann dieser ihm antworten? Er wird das Haupt senken müssen. Man fühlt, dass man nichts aufzuweisen hat, dass alles unordentlich, nichts angefangen ist, dass das Ganze nur Trümmer bedecken. Aber nach einem Augenblicke wird man das Haupt erheben und sagen können: Wir sind Sünder und haben nichts aufzuweisen, aber auch du bist kein Gerechter. Komm aber selbst zu uns, lebe einige Zeit mit uns: du wirst unsern Glauben sehen und unser Gefühl ahnen, vielleicht wird's dir bei uns gefallen. Unsere Werke aber, soweit wir solche haben, wirst du selbst ersehen. Neunundneunzig von hundert werden nach solcher Antwort sich von uns mit verächtlichem Lächeln abwenden. In der That aber liegt der ganze Grund darin, dass wir unsere Werke unserem Glauben gegenüber nicht zu präsentieren verstehen und es auch nicht wagen.

Jene aber stellen aus. Und verstehen zu zeigen und, offen gesagt, sie haben etwas zu zeigen, in vollständiger Ordnung — durch Jahrhunderte gegründete, erhaltene und befestigte Werke und Einrichtungen. Seht — spricht die katholische Kirche — was ich bedeutet habe und in dem Leben der Gesellschaft, die auf mich hört und mir dient, noch bedeute, was ich geschaffen habe und was durch mich erhalten wird. Hier sind Werke der Liebe, hier Werke des Glaubens, da — Werke der Lehre — dort Werke des

Märtyrertums, hier sind Scharen, getreu wie ein Mann, die ich aussende an die Enden der Welt. Ist es nicht offenbar, dass mit mir und in uns die Gnade waltet seit Ewigkeit und bis zum heutigen Tage.

Seht — sagt die protestantische Kirche — ich dulde weder Lüge noch Betrug oder Aberglauben. Ich bringe die Werke in Einklang und den Verstand zur Übereinstimmung mit dem Glauben. Ich habe durch den Glauben die Arbeit, die täglichen Beziehungen, das Familienleben geheiligt, durch den Glauben rotte ich Müssiggang und Aberglauben aus und führe Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und öffentliche Ordnung ein. Ich lehre jeden Tag und meine dem Leben sich anschliessende Lehre erzieht ganze Generationen in der Gewohnheit an rechtschaffene Arbeit und gute Sitten. Die Menschheit ist berufen sich zu erneuern — in Tugend und Recht — durch meine Lehre. Meine Bestimmung ist es, das Laster und die Heuchelei auszurotten durch das Schwert des Wortes und der That. Ist es nicht offenbar, dass die Kraft Gottes mit mir ist, weil in mir das wahre Verständnis für Religion ist.

Die Protestanten streiten mit den Katholiken bis zum heutigen Tage über die dogmatische Bedeutung der Werke in Beziehung auf den Glauben. Aber trotz vollständigen Gegensatzes in der theologischen Anschauung über diesen Gegenstand, stellen die einen sowohl wie die anderen an die Spitze ihrer Religion das Werk. Bei den Lateinern dient das Werk nur als Rechtfertigung, als Sühne, als Zeugnis der Gnade. Die Lutheraner anderseits sehen auf die Werke und in Verbindung mit den Werken auf die Religion selbst, vom praktischen Gesichtspunkte. Die Werke scheinen der Zweck geworden zu sein, zu dem die Religion überhaupt da ist, sie werden zum Probierstein, auf dem die religiöse und kirchliche Wahrheit erprobt wird,

und das ist der Punkt, in dem mehr als in irgen anderen unser Begriff der Religion sich von der d testantismus scheidet. Gewiss, die eben ausgesproch sicht ist keine dogmatische Regel der protestantischen aber ihre ganze Lehre ist von dieser Anschauung drungen. Unstreitig liegt in ihr eine sehr wichtige, tische Seite für das irdische Leben, für diese We daher sind viele sogar bei uns bereit, zuweilen Kirche die protestantische als Beispiel und Ideal stellen. Aber ein Russe stimmt dieser Meinung nie Tiefe der glaubenden Seele bei. — Die Gottesfur zu allem nütze — auch nach dem Worte des A dies ist aber nur eine der natürlichen Eigenschaf Gottesfurcht. Der Russe weiss nicht minder als ein dass man dem Glauben gemäss leben soll und em wie wenig sein Leben mit dem Glauben überein aber er wähnt nicht das Wesen und das Ziel seines G im praktischen Leben, sondern in der Erlösung de und strebt in der Liebe der kirchlichen Gemeinscha zu umfassen — von dem, dem Glauben gemäss l Gerechten an, bis zu dem Räuber, der trotz seiner im Augenblicke Vergebung erhielt.

Dieser praktische Grundbau des Protesta erscheint nirgends so deutlich, als in der anglika Kirche und in dem Geist der religiösen Anschau englischen Nation. Es stimmt auch überein mit dem Cl des Volkes, wie er sich in seiner Geschichte heraus hat, Gedanken und Thätigkeit überall auf praktiscl zu richten, standhaft und unverwandt Erfolg zu e und zu allem die Wege und Mittel zu wählen, welch und sicherer zum Erfolg führen. Dieses angebor streben musste durchaus sich einen sittlichen Grund eine ihm gemässe Theorie ausbilden; kein Wund

dass die sittlichen Prinzipien durch eine dem bestimmten Charakter entsprechende religiöse Anschauung ihre Weihe erhielten. Unstreitbar erteilt die Religion dem sittlichen Thätigkeitsgrunde die Weihe, sie lehrt, wie man auf der Erde leben und wirken soll, fordert Liebe zur Arbeit, Rechtschaffenheit, Wahrheit. Diesem Grundsatze nicht beizustimmen, ist unmöglich. Aber von diesem Satze geht die praktische Anschauung über Religion direkt zur Frage über: Was für eine Religion hat denn der Mensch, der in Müssiggang lebt, unehrlich und lügnerisch, lasterhaft und unsittlich ist, sich nicht zu halten vermag? So ein Mensch ist Heide, aber kein Christ; nur der allein ist ein Christ, der nach dem Gesetze lebt und in dem sich die Kraft des christlichen Gesetzes bekundet.

Diese Folgerung ist augenscheinlich logisch und richtig. Aber bei wem rührt sich nicht in der Seele die Frage: Wo bleiben denn in der Welt und in der Kirche die Zöllner und die Sünderinnen, die, welche nach dem Worte des Erlösers nicht selten im Gottesreiche den Kirchlich-Gerechten vorangehen?

Selbstverständlich würde es befremden, anzunehmen, dass solch eine Ansicht über Religion in England die positive Formel des kirchlichen Glaubens bilde. Als Formel würde solch eine Ansicht eine offenbare Verneinung der evangelischen Lehre sein. Aber doch ist das eben der Geist der religiösen Meinung der gewissenhaftesten und eifrigsten Vertreter der sogenannten „nationalen kirchlichen Einrichtung“, welche die anglikanische Kirche in Schutz nehmen und sie als Hauptbollwerk des Staates (bulwark of State) und als Grundäusserung des Nationalgeistes preisen. Diese Anschauungsweise wird bisweilen in der englischen Litteratur, sowohl in der kirchlichen, als in der weltlichen, in recht scharfer Form ausgedrückt, mit Worten, vor denen

der Gedanke eines russischen Lesers bestürzt stillsteht, wie im Entsetzen.

Es existiert eine der Tiefe und Gründlichkeit nach bedeutende Schrift, von einem Manne geschrieben, der augenscheinlich gläubig und tief und eifrig seiner Kirche ergeben ist. Folgendes ist darin unter anderem über Religion gesagt:

„Einige Religionen sind offenbar dem Gefühle der gesellschaftlichen Pflicht nicht geneigt. Andere stehen in gar keiner Verbindung zu ihm, aber unter den Religionen, welche ihm geneigt sind (das sind in grösserem oder geringerem Masse alle Formen des christlichen Glaubens) wirken einige auf dieses Gefühl mit besonderer, andere mit geringerer Kraft. Man kann sagen, dass am allermächtigsten in diesem Falle diejenigen Religionen wirken, in denen über allem die Gestalt eines unendlich weisen und mächtigen Gesetzgebers herrscht. Sein persönliches Dasein ist dem menschlichen Verstande unerforschbar; aber er hat die Welt geschaffen, so wie die Welt besteht, geschaffen für ein Geschlecht von einsichtsvollen, festen, kühnen und standhaften Menschen; für die, welche selbst nicht unvernünftig und nicht furchtsam. — Unvernünftigen und Feiglingen nicht besonders hold sind; welche sicher wissen, was sie wollen und mit Entschlossenheit zur Erreichung ihres Zieles alle gesetzlichen Mittel gebrauchen. Eine solche Religion ist die schweigsame, aber tief eingewurzelte Überzeugung des englischen Volkes in ihren besten, festesten Vertretern. Sie bilden den Ambos, an dem sich schon eine Menge von Hämmern zerschlagen haben und eine noch grössere zerschlagen wird, ungeachtet aller Art von Enthusiasten und Humanitätsträumern (Stephen. Liberty, equality, fraternity). Zu solchem Begriffe der Religion kann der Gedanke eines überzeugten anglikanischen Protestanten gelangen. Die angeführten Worte enthalten

in der That eine direkte Entstellung des evangelischen Wortes; es ist als ob sie sagten: Selig sind die, die in der That fest und stark sind: ihnen gehört das Reich. Ja, sagen wir, das irdische Reich, aber nicht das Himmelreich. Der Verfasser aber macht diese Berichtigung nicht, er unterscheidet nicht das Irdische von dem Himmlischen. Welch furchtbare, welch verwegene Doktrine.

Diese Stimmung der religiösen Idee hatte unstreitbar in den protestantischen Ländern, namentlich in England, grösste praktische Bedeutung, und in diesem Sinne kann man nicht umhin, zuzugeben, dass der Protestantismus eine starke und heilsame Triebkraft für die gesellschaftliche Entwicklung bei denjenigen Völkern war, deren Anlagen dieser Meinung entsprachen und die den Protestantismus angenommen hatten. Aber ist es nicht ebenso augenscheinlich, dass einige Völker, ihrer Anlage gemäss, diese Idee nicht fassen und sich ihr nicht unterwerfen können, weil sie eben in dieser Anschauungsweise des Protestantismus das lebendige religiöse Prinzip nicht herausfühlen, — nicht die Einheit, sondern die Spaltung des religiösen Bewusstseins, nicht die lebendige Wahrheit, sondern eine Gedankenkonstruktion, eine Täuschung sehen.

„Wehe den Schwachen und Fallenden! Wehe den Überwundenen.“ Freilich, für dieses Leben ist das eine unumstössliche Wahrheit, und die Regel der Lebensweisheit sagt einem jeden: kämpfe, sammle deine Kräfte und erhalte sie dir, wenn du leben willst; für den Schwachen ist in der Welt kein Platz; aber dieser Regel eine unbedingte, einem Dogma gleichkommende Kraft im religiösen Sinne beizulegen, das ist es, wogegen sich unsere Seele sträubt, gleichwie ihr die dem Protestantismus verwandte, entsetzliche Calvinische Lehre widerstrebt, nach welcher die einen in Ewigkeit zur Tugend, zum Ruhme, zur Erlösung und zur

Seligkeit berufen sind, während die übrigen in Ewigkeit verurteilt sind, wie sie im Leben auch handeln mögen, doch durch alles in den Abgrund der Verzweiflung zur ewigen Qual gezogen werden.

Entsetzen ergreift uns beim Lesen gewisser englischer Schriftsteller, welche die Saiten des anglikanischen Protestantismus mit besonderer Kraft ertönen lassen. Bei Carlyle erreicht z. B. das Lobpreisen der Kraft, der Geschicklichkeit des Siegers und die Verachtung gegen den Besiegten das Pathos der Entzückung. In der Betrachtung seiner Helden, der starken Menschen, verehrt er die in ihnen Fleisch gewordene Gottheit und spricht mit feinem, verächtlichem Humor über die Schwachen und Unglücklichen, über die Ungeschickten und Gefallenen, welche der Siegeswagen zerquetschte. Sein Held ist die verkörperte Idee des Lichtes und der Ordnung in der Finsternis und in dem Wirrwarr des cosmischen Chaos; sein Held gestaltet sich sein eigenes All, und alles, was ihm auf dem Wege begegnet und nicht vermag, sich ihm zu unterwerfen, ihm zu dienen, und keine eigene Kraft besitzt, ihn zu überwältigen, geht unter, würdig und gerecht. Carlyles gewaltiges Talent bezaubert den Leser, aber peinlich wird es, seine geschichtlichen Gedichte zu lesen und zu sehen, wie oft er den Namen Gottes unnötigerweise im Kampfe des Starken mit dem Schwachen anwendet. Bei den Heiden der klassischen Periode — bei denen sogar — ging neben dem Siegeswagen zuweilen ein Narr, der als Vertreter des sittlichen Prinzips mit seinen Spässen nicht die Besiegten, sondern den Sieger selbst verfolgen musste.

Am schwersten aber liest sich Froude, der berühmte Historiker der englischen Reformation, unter den Geschichtsschreibern der allerhervorragendsten Vertreter der englischen kirchlichen und politischen Nationalprinzipien. Carlyle ist

wenigstens Dichter. Froude aber spricht in dem ruhigen Tone des Geschichtsschreibers, liebt Dialektik, und es giebt kein Verbrechen, das er durch seine Dialektik zu Gunsten seiner Lieblingsidee nicht freispräche, keine Heuchelei, die er nicht zum Recht machte, indem er das Recht der Reform und ihrer Hauptagitatoren beweist. Er steht unbeweglich, fanatisch auf dem Fundamente der anglikanischen Rechtgläubigkeit und hält für dessen Eckstein — das Bewusstsein der gesellschaftlichen Pflicht, die Ergebenheit gegen die Staatsidee und das Gesetz — und die erbarmungslose Verfolgung des Lasters, des Verbrechens, des Müssigganges und alles dessen, was Verrat gegen die Pflicht heisst. Alles das ist schön in Menschenwerken, aber wie ist es möglich, solche Regel als Grund und Ziel der religiösen Anschauung zu setzen, wenn man bedenkt, dass jedem dieser heiligen Worte — sowohl der Pflicht, wie dem Gesetze, dem Laster und dem Verbrechen — jede Partei in einem jeden Augenblicke einen besonderen Sinn beilegt, und dass bei den Menschen heute das Wahrheit und Tugend heisst, was morgen als Lüge und Verbrechen gerichtet wird. Für Gnade und Barmherzigkeit giebt es im Glauben Froudes keinen Raum: wie kann Gnade und Barmherzigkeit verbunden werden mit dem Abscheu gegen das, was als Laster, als Verbrechen, als Übertretung des Gesetzes erscheint? Der schrecklichen Hinrichtungen gedenkend, die in jenen Zeiten so oft an Unschuldigen zusammen mit Schuldigen vollzogen wurden, urteilt der strenge Richter menschlicher Werke so über sein Volk: Die Engländer sind ein strenges, rauhes Volk, das keine Barmherzigkeit kennt da, wo keine gesetzliche Ursache Barmherzigkeit zu gestatten vorliegt; im Gegenteil, sie sind erfüllt von heiligem, feierlichem Entsetzen vor dem Verbrechen, — ein Gefühl, das nach dem Masse der Entwicklung in der Seele, diese not-

wendigerweise stählt und eine eiserne Sinnesart erzeugt. Ein Mensch von strengem Gemüte ist dann nur zur Weichheit geneigt, wo das Gute zwischen dem Bösen noch Raum hat und das Gute mit dem Bösen noch kämpft; gegenüber dem vollendeten Verbrechen und vollendeten Bösen aber ist Erbarmen nicht denkbar, es ist nur dann etwa möglich, wenn wir in unserem Herzen Verbrechen mit Unglück verwechseln.

Welche Verachtung muss der Schriftsteller für einen Russen empfinden, der wirklich in der Seele diese Begriffe verwechselt und der seit Menschengedenken den Verbrecher — Unglücklichen nennt.

Wie jeder persönliche, jeder Volkscharakter, so hat auch der Charakter einer jeden Kirche, in Verbindung mit dem Volke, das diese Kirche sich angeeignet hat, sowohl ihre Vorzüge, als ihre Fehler. Die Vorzüge des Protestantismus sind in der Geschichte des deutschen und des englischen Volkes genügend hervorgetreten. Das heutige Britannien hat der Puritanergeist gebildet. Das Prinzip des Protestantismus hat Deutschland zur Macht, zur Disziplin und zur Einheit geführt. Aber auf seiner Kehrseite befinden sich Mängel, Bestrebungen religiösen Selbstbewusstseins, welche uns nicht sympathisch sind. Der Protestantismus, wie jede seelische Kraft, ist geneigt zum Fallen gerade dadurch, worin er seine seelischen Grundprinzipien zu sehen meint. Zur absoluten Gerechtigkeit strebend, zur Reinigung des Glaubens im Leben — ist er zu leicht geneigt, an seine eigene Gerechtigkeit zu glauben und sich verleiten zu lassen zur stolzen Verehrung dieser eigenen Gerechtigkeit und zur Verachtung des Glaubens anderer, der ihm identisch ist mit der Unwahrheit. Hierin liegt einerseits die Gefahr, der Heuchelei und dem Pharisäerstolze zu verfallen. Und wirklich erheben sich nicht wenig

Stimmen aus der protestantischen Welt, die mit Bitterkeit bekennen, dass Heuchelei der Schwären des starren Protestantismus ist. Andererseits mit der Predigt über Toleranz, über Gedanken- und Glaubensfreiheit beginnend, hat der Protestantismus in seiner weiteren Entwicklung Neigung zu einem Fanatismus besonderer Art gezeigt — zum Fanatismus des stolzen Verstandes und der selbstbewussten, alleinigen Gerechtigkeit anderen Glaubensbekenntnissen gegenüber. Der strenge Protestantismus behandelt mit Verachtung jede Glaubenslehre, welche ihm ungereinigt, ungeistlich, voll von Aberglauben und äusserlichen Gebräuchen erscheint, alles, was er selbst als knechtische Fesseln, als Kinderkleid, als Kennzeichen der Unwissenheit abgeworfen hat. Sich selbst den Kodex des Glaubensbekenntnisses und der Gebräuche gebend, hält er seinen Glauben für den Glauben der Auserwählten, der Erleuchteten und Vernünftigen und ist geneigt, alle diejenigen, welche sich an die alte Kirche halten, für Menschen niedrigerer Art anzusehen, die sich zum wahren Verständisse nicht zu erheben vermögen. Dieses Verhältnis der Verachtung anderer Bekenntnisse tritt aus dem Protestantismus vielleicht unbewusst hervor, aber es ist Andersgläubigen äusserst fühlbar. Keine Religion ist frei von grösserer oder geringerer Neigung zum Fanatismus; aber es reizt zum Lachen, wenn man Lutheraner hört uns des Fanatismus zeihen. Bei uns kommen selbstverständlich, trotz der unserem Nationalcharakter eigentümlichen Duldsamkeit gegen jeglichen Glauben, einzelne Fälle von Sonderheit und Beschränktheit kirchlicher Anschauungen vor, aber niemals hat es etwas der Verachtung Ähnliches gegeben — und kann es nicht geben — mit der ein strenger Lutheraner auf die ihm unverständlichen, für uns aber von tiefer, geistlicher Bedeutung durchdrungenen Attribute unserer Kirche und auf das Wesen unseres Glaubens blickt.

II.

Der Unterschied zwischen dem öffentlichen Geiste und dem Gefühl des angelsächsischen Volkes und zum Beispiele dem des russischen Volkes wird nirgendwo lebhafter empfunden, als in der Kirche. In der englischen Kirche erfasst einen Russen stärker als irgendwo der Gedanke: Hier ist wohl viel Gutes, aber wie froh bin ich, dass ich in Russland geboren bin und da lebe. In unserer Kirche kann man aller Standes- und Gesellschaftsunterschiede vergessen, den weltlichen Regeln entsagen, vollständig eins werden mit dem vor Gottes Angesicht versammelten Volke. Unsere Kirchen sind auch zum grössten Teile von dem Gelde des ganzen Volkes erbaut, sodass der Rubel von dem Heller nicht zu unterscheiden ist; jedenfalls ist unsere Kirche das Werk und das Gut des ganzen Volkes. Sie ist uns allen doppelt teuer, weil in ihr der letzte Bettler ganz ebenso wie der Allervornehmste empfindet, dass das seine Kirche ist. Die Kirche ist der einzige Ort (und welches Glück, dass wir einen solchen Ort besitzen), wo auch die Ärmsten in Lumpen niemand fragt: was willst du hier und wer bist du? — wo der Reiche dem Armen nicht sagen kann: dein Platz ist nicht neben mir, sondern hinter mir.

Hier aber — geht in die Kirche, seht auch die kirchliche Versammlung an. Sie ist andächtig, vielleicht feierlich, aber — es ist eine Versammlung von Ladys und Gentlemens, von denen ein jeder seinen besonderen, ihm gehörigen Platz hat. Die reichen und in ihrem Viertel vornehmen Leute haben abgeteilte und verzierte Plätze, wie Logen. Ist es denn da dem Unbeteiligten möglich, sich des Gedankens zu erwehren, dass die kirchliche Versammlung hier nur eine andere Art von öffentlicher Versammlung sei, und dass in ihr nur sogenannte „ordentliche Leute“ der Ge-

sellschaft Platz finden. Alle beten nach ihren Büchern, da aber ein jeder sein eigenes Buch in den Händen hält, so scheint es, dass ein jeder auch vor Gott allein bleiben, seine Individualität nicht verlieren möchte. Man sagt, dass in den letzten 20—30 Jahren in dieser Hinsicht schon eine bemerkbare Änderung vor sich gegangen sei: meistens sind die Kirchenplätze offen, d. h. nicht von allen Seiten geschlossen, so dass der Zugang zu ihnen freier ist als früher; sonst aber und namentlich in der Provinz, waren die Kirchenplätze vollständig abgesperrt, es waren Stände, so dass der Inhaber eines Platzes ruhig zurückgezogen, durch keine Nachbarschaft gestört, beten konnte. Wie deutlich spiegelt sich in dieser Einteilung der Kirche die Geschichte dieser feudalen Gesellschaft und selbst ihrer Kirchenreform ab. Nobility und Gentry bildet alles und führt alles an, weil aller Besitz ihm gehört und sie alles an sich heranziehen. Alles muss gekauft oder mit Gewalt genommen werden, sogar das Recht, einen Platz in der Kirche einnehmen zu können. Selbst der Gottesdienst bildet ein Recht gewisser Art, das abgeschätzt ist. Die Pfarrstellen mit dem Rechte auf ein gewisses Einkommen oder auf einen bestimmten Gehalt bilden in England einen Teil des Grundrechtes — des Patronats — und die Wahl zur Besetzung bildet eine Habe, entweder privater Grundbesitzer oder der Krone und nicht sowohl auf Grund des Reichs- als des feudalen Besitzrechtes. Daher erscheint auch der Pastor in der Mitte des Volkes als unabhängig, vom Volke eingesetzter und vom Volke in seinem Unterhalte unabhängiger Pfarrherr, wie ein von Oben eingesetzter Fürst. Der Kirchendienst wird in erster Reihe angesehen als Privilegium (preferment) und Einkommen, und — man schämt sich es auszusprechen — ist ein Gegenstand des Handels. Die Stellen der Hauptpfarrer (incumbents) können

für einen bestimmten Preis, der aus der Kapitalisierung des Einkommens berechnet wird, gleich wie die Posten der Advokaten, der Notare, der Makler u. dergl. gepachtet werden. In jeder beliebigen englischen Zeitung begegnet man in einem besonderen Teile, den Bekanntmachungen von sogenannten preferments, einer Reihe von Angeboten, Pfarrstellen zu kaufen mit der Beschreibung des Einkommens: die Stelle mit ihren Bequemlichkeiten für das Leben wird gepriesen, das Haus, die Gegend wird beschrieben, das Einkommen wird namhaft gemacht und der Preis gestellt unter der Bezeichnung des Alters des gegenwärtigen Inhabers, mit der Bemerkung, dass derselbe voraussichtlich nicht mehr lange wird seiner Stelle sich erfreuen können. Für die Verhandlungen ist die Adresse angegeben. In London erscheint sogar eine besondere Zeitung (The Church preferment registrar), in der alle Einzelheiten, Pertinenzien und Einkommen jeder einzelnen Stelle ausführlich beschrieben sind, zur Kenntnisnahme und Berechnung für diejenigen, welche solche Stellen für einen bestimmten Preis erwerben wollen.

Man sagt, es wirke im politischen Sinne wohlthätig, wenn jedes Recht, persönliches sowohl, als öffentliches, nicht anders als durch Kampf errungen werden könne. Vielleicht — jedes andere, aber nur nicht das Recht des allgemeinen Gebetes in der Kirche. Es nimmt nicht Wunder, dass das öffentliche Gewissen an einer solchen kirchlichen Einrichtung sich nicht genügen lassen kann und dass England — das Land der konstituierten Staatskirche, das klassische Land der Gelehrten-Theologie und des Streites über den Glauben — seit der Zeit der Reform, das Land jeglicher Art von Dissenters geworden ist. Das religiöse Bedürfnis und das Gebetsbedürfnis der Volksmasse, für sich keinen Raum und keine Befriedigung in der kon-

stituierten Kirche findend, suchte sich einen Ausgang in freien, selbstgeregelten, kirchlichen Versammlungen und in den verschiedenartigen Sekten. Die Spaltung der kirchlichen Gebräuche unter den Bewohnern des aller unbedeutendsten Fleckens übersteigt hier alle Masse. Die konstituierte Kirche selbst zerfällt in drei Parteien, und die Anhänger einer jeden (der sogenannten hohen, niederen und breiten Kirche) haben in der Regel ihre eigene Kirche und besuchen keine fremden. In einem unbedeutenden Dorfe von kaum 500 beständigen Einwohnern giebt es nicht selten drei anglikanische und ausser diesen drei methodistische Kirchen dreier verschiedener Richtungen, die durch sehr spitze und launenhafte Einzelheiten getrennt, keine Gemeinschaft mit einander haben wollen. Es giebt besondere Kirchen: für die ursprünglichen oder Wesleyanischen Methodisten, für die Kongregationisten, für die sogenannten Bibel-Christen; die letzteren sind den Methodisten gleich, haben sich aber seit einigen Jahren nur aus dem Grunde von ihnen geschieden, dass sie für unstatthaft halten, im Widerspruche zu den ersteren, Verheiratete als Kirchen-Evangelisten zu haben. Soviel Kirchen hat ein Dorf — und vortreffliche, schöne, grosse Kirchen. Alle diese Sekten und Versammlungen unterscheiden sich oft von einander durch sehr spitzfindige, launenhafte oder ganz wüste Eigentümlichkeiten im Glauben; aber neben den dogmatischen Verschiedenheiten kennzeichnet sich in allen ein und dasselbe Bestreben nach einer freien, gemeinschaftlichen Kirche, und viele unter ihnen sind durchdrungen von erbittertem Hasse gegen die konstituierte Kirche und deren Diener. Ausser den besonderen Sekten hat sich in der konstituierten Kirche selbst seit langer Zeit eine zahlreiche Partei gebildet, die Partei der freien, kirchlichen Einigung — (free church movement). Privatleute und besondere Gesellschaften ver-

wenden ihre Mittel, um dem gewöhnlichen Volke die Möglichkeit zu verschaffen, dem Gottesdienste beizuwohnen: zu diesem Zwecke müssen besondere Kirchen gebaut oder besondere Räume — Theater — Schuppen — Säle u. s. w. gemietet werden. Diese ganze Bewegung hat schon eine bemerkbare Reaktion in den Gebräuchen der konstituierten Kirche erzeugt, indem sie diese veranlasst hat, ihre Pforten weiter zu öffnen. Aber ist es nicht eigentümlich, dass hier das mit Gewalt errungen werden muss, was bei uns von Anbeginn frei ist, wie die Luft, die wir atmen.

Wie oft kommt es bei uns in Russland doch vor, eigentümliche Reden über unsere Kirche zu hören, von Leuten, die das Ausland bereist, fremdländische Bücher gelesen haben und mit fremdem Sinne schön zu reden lieben, oder einfach von naiven Leuten, die sich, der Wirklichkeit entgegen, durch ideale Vorstellungen verleiten lassen. Diese Leute kennen keine Grenze des Lobes für die anglikanische oder die deutsche Kirche oder für die anglikanische Geistlichkeit und ebenso keine Grenze des Tadels für unsere Kirche und unsere Geistlichkeit. Wenn man sie hört, so ist dort alles lebendige Thätigkeit — bei uns aber nur — Totengeruch, Rohheit und Schlaf. Dort sind Worte — hier bei uns nackte Gebräuche und Unthätigkeit. Kein Wunder, dass viele so reden. Unter den Menschen ist es Sitte, nach der Kleidung zu empfangen. Man sagt auch: „Wie der Verstand, so der Abschied“; aber um den Verstand zu erkennen und die Seele zu fühlen, muss man viel sehen und mit dem Kopfe arbeiten, dagegen ist es leicht, nach den Kleidern zu urteilen. Man bildet sich eine fertige Meinung und bleibt einfach bei derselben. Ausserdem giebt es eine Menge Menschen, denen eine äussere gute Ordnung, gute Manieren, Gewandheit, Reinlichkeit, Respektabilität alles bedeutet und den ersten und letzten Eindruck bedingt.

In dieser Hinsicht macht selbstverständlich die englische Kirche z. B. einen sehr guten Eindruck, dagegen giebt unsere Kirche zuweilen Grund zur Klage. Wer hat nicht Laien getroffen und bisweilen leider auch Geistliche, die im Ausland gewesen waren, die mit Eifer die Einfachheit der dortigen Kirche priesen und unsere Kirche verurteilten, „wegen ihrer Unreife". Traurig ist es, dergleichen Reden zu hören, ebenso wie es betrübt, einen Sohn zu sehen, der in fashionablen Kreisen, mitten unter allen Verfeinerungen des Lebens einer Hauptstadt gelebt hat und nun zurückgekehrt in das Dorf, wo er einst seine Kindheit verbrachte, mit Verachtung auf die einfachen Einrichtungen und auf die einfachen, vielleicht rohen Sitten seiner eigenen Familie sieht.

Wir sind von Natur merkwürdig geneigt, uns vor allem durch schöne Form, durch Organisation und äussere Konstruktion einer jeden Sache hinreissen zu lassen. Daher unsere Leidenschaft, die Einrichtungen und Formen, welche uns im Auslande durch ihre äussere Harmonie auffallen, nachzuahmen, in unseren Boden zu versetzen. Aber wir vergessen dabei oder erinnern uns zu spät, dass jede historisch gebildete Form in der Geschichte aus historischen Bedingungen erwachsen und ein logisches, aus der Vergangenheit durch die Notwendigkeit hervorgerufenes Ergebnis ist. Die eigene Geschichte kann niemand ändern, noch umgehen, und die Geschichte selbst, mit allen ihren Erscheinungen, Hauptpersonen, entstandenen Formen des öffentlichen Lebens ist ein Erzeugnis des Volksgeistes, wie die Geschichte des einzelnen Menschen im Eigentlichen das Erzeugnis des in ihm wohnenden Geistes ist. Das nämliche muss von den Formen der kirchlichen Einrichtungen gesagt werden: Jede Form hat ihre geistige Unterlage, auf der sie erwachsen ist; oft lassen wir uns von der Form

hinreissen und sehen diese Unterlage nicht, würden wir sie sehen, so würden wir uns bisweilen nicht bedenken, die fertige Form trotz aller ihrer Harmonie zu verwerfen und würden mit Freuden bei unserer alten und rauhen Form oder Formlosigkeit bleiben, bis unser eigenes geistiges Leben seine eigene Form für uns gezeitigt haben wird. Der Geist ist das wesentliche einer jeden Einrichtung, den soll man sicher bewahren vor Sophisterei und Verwirrung.

Unsere Kirche hatte von jeher und bewahrt noch heute die Bedeutung einer allgemeinen Kirche und den Geist der Liebe und einer unterschiedslosen Gemeinschaft. Durch den Glauben hält sich unser Volk bis heute unter allem Missgeschick und Unglück, und wenn etwas es in der Geschichte der Zukunft wird erhalten, stärken und erneuern können, so ist das der Glaube, und allein der Glaube der Kirche. Man sagt, dass unser Volk seinen Glauben nicht kenne, erfüllet von Aberglauben sei, an schlechten und lasterhaften Gewohnheiten leide, dass unser Klerus roh, unwissend, unthätig, gedrückt erscheine und wenig Einfluss auf das Volk besitze. Das alles ist in vieler Hinsicht wahr, aber alles das sind keine wesentlichen Erscheinungen, sondern zufällige und vorübergehende. Sie hängen von vielen Bedingungen ab und zu allererst von ökonomischen und politischen Bedingungen, mit deren Veränderung auch diese Erscheinungen sich früher oder später verändern werden. Worin besteht denn aber das Wesentliche? Was bildet denn das Geistliche? Die Liebe des Volkes zur Kirche, das ungezwungene Bewusstsein der vollkommenen Einigung in der Kirche, der Begriff der Kirche als eines allgemeinen Gutes und einer allgemeinen Versammlung, die vollständige Vermeidung der Standesunterschiede in der Kirche und die Zusammengehörigkeit des Volkes mit den aus dem Volke hervorgegangenen Dienern der Kirche, die

sich von ihm weder in der Lebensweise, noch in den Tugenden, noch selbst in den Mängeln unterscheiden, mit dem Volke stehen und fallen. Das ist ein Feld, von dem man viele gute Früchte erziehen kann, wenn man in die Tiefe arbeitet, indem man nicht so viel **um die Verbesserung der Existenz,** als **für die Verbesserung des Geistes** sorgt, nicht so viel darum, dass **die Anzahl der Kirchen nicht den Bedarf an ihnen übersteige,** als darum, **dass das Bedürfnis der Kirche nicht uubefriedigt bleibe.** Geziemt es uns denn, von weitem und vom Hörensagen neidisch zum Beispiel nach der protestantischen Kirche zu blicken. Behüte uns Gott davor, die Zeit zu erleben, wenn unsere Seelenhirten sich festsetzen, als über das Volk gestellte Beamte und wie Fürsten werden inmitten ihres Volkes, in Verhältnissen wie Weltmenschen, mit Vermehrung der Bedürfnisse und Wünsche zwischen überall waltender Kärglichkeit und Einfachheit.

Bedenkt man das Leben, so gelangt man zu dem Schlusse, dass für jeden Menschen im Gange seiner geistigen Entwicklung das Allerwertvollste, das Allernotwendigste das einfache, natürliche Gefühl einer menschlichen Beziehung zu anderen Menschen ist und ferner die Wahrheit und die Freiheit der geistigen Vorstellung und Bewegung in sich unangetastet zu erhalten. Das ist — das unangetastete Kapital der geistigen Natur, welches die Seele vor der Einwirkung jeglicher Standesförmlichkeiten und künstlicher Theorien, die unbemerkbar das einfache sittliche Gefühl zersetzen, beschirmt und sicher stellt. Wie wertvoll in vieler Hinsicht diese Formen und Theorien auch sind, sie können, wenn sie der Seele eingeimpft werden, in ihr die einfachen und gesunden Vorstellungen und Empfindungen vollständig entstellen, den Begriff von Recht und Unrecht verwirren, selbst die Wurzel untergraben, auf welcher ein gesunder

Mensch in geistiger Beziehung zur Welt und zu den Menschen erwächst. Das bleibt das Wesentliche, und doch ist es das, was wir so oft in uns ertöten um ganz unwesentlicher Förmlichkeiten willen, durch die wir uns verführen lassen. Wieviele durch falsche Entwicklung, falsche, entstellte Menschen und Einrichtungen vorkommen aus diesem Grunde bei uns — und doch ist uns gerade diese Wurzel in der kirchlichen Einrichtung das Kostbarste vor allem. Bewahre Gott, dass auch sie bei uns einmal durch eine schiefgestellte Kirchenreform untergraben würde.

III.

Die Protestanten machen uns das Formelle und die Gebräuche unseres Gottesdienstes zum Vorwurfe; sieht man aber ihren Gottesdienst an, so giebt man unwillkürlich in dieser Hinsicht dem unsrigen den Vorzug; man fühlt, wie unser Gottesdienst einfach und erhaben ist in seiner tiefen, geheimnisvollen Bedeutung. Der Priester ist in unserem Ritual so einfach hingestellt, dass von ihm nur andächtige Aufmerksamkeit für die auszusprechenden Worte und die zu verrichtenden Handlungen verlangt wird; von seinen Lippen und durch ihn sprechen die heiligen Worte und Handlungen für sich selbst, — und wie tief und geheimnisvoll sprechen sie zu der Seele eines jeden und vereinigen die ganze Gemeinde in einem Gedanken und in einem Gefühl! Deshalb kann der einfachste, kunstlose Mensch, ohne sich zu zwingen, ohne künstliche Anstrengung zu machen, die Gebetshandlungen verrichten und zur Einigung im Gebet mit der ganzen Kirche gelangen. Die protestantische Ceremonie des Gebetes, bei aller ihrer äusserlichen Einfachheit, verlangt vom Priester

die Gebetsthätigkeit in einem bestimmten Tone. Deshalb können in dieser Handlung nur tiefgeistige oder sehr talentvolle Menschen einfach bleiben; die anderen aber, die grosse Mehrheit, müssen sich stimmen und zur Affektion greifen, welcher man in den protestantischen Kirchen am häufigsten begegnet, und die auf an sie nicht gewöhnten Menschen einen beschwerenden Eindruck macht. Wenn man sieht, wie der Prediger, in der Mitte der Kirche stehend, das Gesicht der standesgemäss in den Bänken verteilten Gemeinde zugekehrt, mit zum Himmel erhobenen Augen, die Hände in der bestimmten, von allen angewandten Weise gefaltet, betet und seine Stimme in unnatürlicher Weise intonieren lässt, so wird es uns um seinetwillen unbequem; man denkt, wie unbequem muss er sich fühlen! Noch fühlbarer wird diese Unbequemlichkeit, wenn er nach Beendigung dieser Ceremonie die Kanzel betritt und seine lange Predigt beginnt, von Zeit zu Zeit sich rückwärts wendet, um aus einem Glase Wasser zu trinken und sich von neuem zu sammeln. Und es kommt selten vor, in solcher Predigt ein wirklich lebendiges Wort zu hören, — wenn der Prediger ein wahrhaft geistlicher Mensch oder ein Talent ist. Meistens sprechen Arbeiter am Kirchenwerke mit höchst gezwungener Stimme und äusserster Affektation, mit heftigen Bewegungen, von der einen zur anderen Seite sich wendend und wiederholen auf verschiedene Weise allgemein gebrauchte Phrasen. Selbst wenn sie vom Blatte lesen, was nicht selten vorkommt, nehmen sie ihre Zuflucht zu den bekannten Körperbewegungen, Intonationen und Pausen. Nicht selten kommt es vor, dass der Prediger schreit, wenn er bestimmte Worte oder Phrasen ausspricht und mit der Faust auf die Kanzel schlägt, um seine Rede eindrücklicher zu machen. — Da empfindet man, wie richtig unsere Kirche der menschlichen Natur sich angepasst hat, als sie die Predigt nicht in die

Vorschrift für die Kirchenordnung aufnahm. Unser ganzes Ritual an und für sich ist die beste Predigt und um so wirksamer, weil ein jeder es nicht als ein menschliches Wort, sondern als das Gotteswort aufnimmt. Und das kirchliche Ideal unserer Predigt, als des lebendigen Wortes, ist die Lehre des Glaubens und der Liebe nach der göttlichen Schrift, als unentbehrliche Wirkung eines jeden Priesters auf die zum Gebete in der Kirche Vereinigten, — nicht aber die Erregung des Gefühls.

IV.

Man sagt, die Kirchengebräuche seien eine unwichtige Nebensache. Aber es giebt Gebräuche, denen zu entsagen gleichbedeutend wäre mit einer Entsagung seiner selbst, weil in ihnen das geistliche Leben des Menschen oder des ganzen Volkes sich abspiegelt, weil aus ihnen die ganze Seele spricht. In der Verschiedenheit der Gebräuche drückt sich am allerdeutlichsten der prinzipielle und tiefe Unterschied, der in den nicht zum Bewusstsein gelangten Sphären des geistlichen Lebens verborgenen geistlichen Vorstellung aus, — der nämliche Unterschied, welcher die Vereinigung oder die Fülle des gegenseitigen Mitgefühls unter den verschiedenen Völkerstämmen verhindert und der auch die Grundursache der Verschiedenheit der Kirchen und der Glaubensbekenntnisse ausmacht. Vom abstrakten oder kosmopolitischen Standpunkte aus die Thätigkeit dieser anziehenden oder abstossenden Kraft zu verneinen, indem man sie als Vorurteil hinstellt, — das würde dasselbe sein, wie in den persönlichen Beziehungen der Menschen die thätige Kraft der Verwandtschaft (Wahlverwandtschaft*) zu leugnen.

*) Im Original deutsch.

Wie bedeutungsvoll zum Beispiel ist die Verschiedenheit in den Beerdigungsgebräuchen und in der Behandlung des Körpers des Verstorbenen bei den verschiedenen Völkern. Der Bewohner des Südens, der Italiener, flieht vor seinem Toten, eilt, sobald als möglich von ihm sein Haus zu befreien und überlässt Fremden die Sorge um die Beerdigung. Bei uns in Russland im Gegenteil ist das religiöse, mit Liebe, Zärtlichkeit und Ehrfurcht erfüllte Verhältnis zum Leichnam ein Charakterzug des Volkes. Aus den Tiefen der entferntesten Vorzeit erschallt uns heute noch die an poetischen Gestalten und Bewegungen reiche Totenklage, nur umgewandelt, mit der Einführung neuer religiöser Gebräuche, zum feierlichen Kirchengebet. Nirgends in der Welt hat sich die Beerdigungsfeier zu solcher Tiefe, man kann sagen, Virtuosität ausgearbeitet, wie bei uns, und es unterliegt keinem Zweifel, dass in dieser ihrer Gestalt unser Volkscharakter mit der unserer Natur innewohnenden Weltanschauung sich abspiegeln. Schrecklich und abstossend sind die Züge des Toten überall, aber wir bedecken sie mit einer kostbaren Decke, wir umgeben sie mit der feierlichen Stille der gebetlichen Betrachtung, wir singen über ihnen Lieder, in denen die Schrecken der geängsteten Natur sich vereinigen mit der Liebe, der Hoffnung und dem frommen Glauben. Wir fliehen nicht vor unserem Toten, wir schmücken ihn im Sarge, und es zieht uns zu diesem Sarge — die Züge des Geistes zu betrachten, der sein Haus verlassen hat; wir knieen vor dem Körper, wir verweigern ihm nicht den letzten Kuss und weilen bei ihm drei Tage und drei Nächte mit Lesen, mit Gesang, mit dem Gebete der Kirche. Unsere Beerdigungsgebete sind voll Schönheit und Majestät; sie sind lang und eilen nicht, den von der Zersetzung berührten Körper der Erde zu übergeben — und wenn man sie vernimmt, so scheint es nicht, als ob nur der

letzte Segen über dem Sarge gesprochen werde, sondern dass um ihn eine grosse kirchliche Feier stattfindet in der feierlichsten Minute des menschlichen Daseins. Wie verständlich und wie lieb ist diese Feierlichkeit dem Gemüte des Russen! Ein Ausländer aber vermag sie selten zu verstehen, weil sie ihm ganz fremd ist. Bei uns erweitert sich das durch den Tod erschütterte Gefühl der Liebe in der Beerdigungsfeier, in dem Fremden zieht es sich bei derselben Feier krankhaft zusammen und zittert vor Grauen.

Ein lutherischer Deutscher aus Berlin verlor in Russland eine heissgeliebte Schwester griechischer Konfession. Als er am Vorabend der Beerdigung anlangte und die geliebte Schwester im Sarge liegen sah, ergriff ihn Entsetzen, sein Herz zog sich zusammen, und es war sichtbar, dass das Gefühl der Liebe und der Ehrfurcht in ihm dem Gefühle des Schauderns gewichen war, während er dem Abschiede vom toten Körper beiwohnte und selbst an ihm teilzunehmen gezwungen war. In diesem Falle, wie in vielen anderen, kann ein Deutscher uns nicht verstehen, solange er nicht mit uns lebt und nicht in die Tiefe unseres geistigen Lebens dringt. Aus derselben Ursache vielleicht widerstrebt dem Lutheraner in unserer Kirche nichts so sehr, als die Verehrung der Reliquien, die uns selbst, unserer Natur nach, so einfach und natürlich erscheint, da wir doch auch vor unseren Toten während der Beerdigung knieen, ihren Leib umarmen und verehren. Weil der Deutsche nicht unser Leben lebt, so sieht er in dieser Verehrung nichts als rohen Aberglauben, uns aber ist sie die natürlichste und einfachste Äusserung und That der Liebe.

Es ist ihm ebenso schwer, uns zu verstehen, als es uns wüst erscheint und widerstrebt, wenn wir von einer in Deutschland und England unlängst entstandenen Agitation hören, welche die Einführung einer neuen Beerdigungsweise

verlangt. Man will, dass die Toten nicht der Erde übergeben, sondern in besonders konstruierten Öfen verbrannt werden und fordert das vom utilitaren und hygienischen Standpunkte aus. Diese Propaganda nimmt zu, man beruft Versammlungen, bildet Gesellschaften, baut aus Privatmitteln vervollkommnete Öfen, komponiert Trauermärsche, von denen die Verbrennung begleitet werden soll. — Die Stimmen wachsen, die Rufe werden stärker: im Namen der Wissenschaft, im Namen der Aufklärung, im Namen des öffentlichen Wohles. Aus welcher entfernten Welt, aus welchem Leben dringen diese Laute bis zu uns, — und wie fremd ist uns diese Welt, wie unheimlich und kalt! Nein, behüte Gott, in jenem Lande, in der Fremde, fern von unserer Mutter, der kühlen russischen Erde, zu sterben!

V.

Ein Russe von Gemüt und Sitte, der versteht was der Tempel Gottes, was die Kirche dem Russen ist. Es genügt nicht selbst fromm zu sein. das Verlangen des religiösen Gefühls zu empfinden und zu schätzen; — das genügt nicht um den Sinn zu fassen, der dem russischen Volke in der Kirche liegt und diese Kirche wie die leiblich-eigene zu lieben. Dazu muss man das Leben des Volkes gelebt, man muss mit dem Volke zusammen gebetet, mit dem Volke zusammen in derselben Kirche den gleichen, von der einigen Feier, dem einigen Worte und Gesange durchdrungenen Herzschlag des Volkes empfunden haben. Daher geht vielen, welche die Kirche nur in den Hauskapellen kennen, wo ein gewähltes, geputztes Publikum sich versammelt, das richtige Verständnis ihrer Kirche und der richtige kirchliche Genuss

ab, und sie sehen zuweilen auf das, was dem Volke im Gottesdienst besonders teuer ist und nach seinem Begriffe die Schönheit der Kirche bildet gleichgiltig, oder verkehrt.

Eine richtige Kirche*) ist schön durch das Volk. Sobald man sie betritt, so empfindet man, dass in ihr alles ein Einziges ist, alles vom Volke versinnigt, vom Volke gehalten wird. Geht in eine katholische Kirche, — wie erscheint in ihr alles so leer und kalt, gegenüber der rechten Versammlung. Der Priester celebriert und liest für sich, wie über dem Volke und von dem Volke abgesondert. Er betet für sich aus seinem Buche; das Volk betet nach dem seinigen und geht und kommt, ohne das Ende dieser oder jener heiligen Handlung abzuwarten. Die heilige Handlung geht auf dem Altar vor sich; das Volk wohnt ihr nur bei, aber scheint nicht mit zu wirken im allgemeinen Gebet. Die Handlung spricht nicht zu unserem Gefühl und wir empfinden, dass die in ihr vielleicht enthaltene Schönheit nicht die unsere, eine fremde Schöne ist. Alle Bewegungen des Ritus sind mechanisch geordnet und erscheinen uns eigentümlich, kalt, nicht ausdrucksvoll; die Konfiguration, die Bilder, die Art der Gewänder — nicht würdevoll; die Töne des kirchlichen Recitativs — nicht harmonisch, seelenlos; der Gesang in fremder Sprache, deren Worte unverständlich — nicht als Lobgesang des versammelten Volkes, nicht als aus der Seele sich ergiessende Wehklage, sondern als künstlich komponiertes Konzert, das den Gottesdienst verhüllt, nicht aber mit ihm verschmilzt. Die Seele sehnt sich hier nach ihrer Kirche, wie sie sich in der Fremde nach der Heimat bangt. Wie ganz anders ist es

*) Man hat das Wort pravoslawnaja nicht genau mit dem Worte „rechtgläubige“ übersetzt, es bedeutet wörtlich: wirklich gute, richtig preisende,

bei uns: da thront eine dem Russen verständliche, unbeschreibliche Schönheit, für die er bereit ist sein Leben zu lassen, so liebt er sie. Der russische Kirchengesang tönt — gleich dem Volksliede, in breitem, freiem Schall aus der Volksbrust, und je freier er ertönt, desto voller spricht er zum Herzen. Die Melodien sind die gleichen, wie bei den Griechen, aber das russische Volk singt sie anders, weil es seine russische Seele in sie gelegt hat. Wer vernehmen will, wie diese Seele sich ausdrückt, der darf nicht dahingehen, wo berühmte Chöre oder Kapellen durch Stimmen wirken, wo die Musik neuer Kompositoren oder die alten Lieder in neuer, offizieller Transponierung vorgetragen werden. Er muss den Gesang hören in einem wohleingerichteten Kloster, oder in einer der Parochialkirchen, wo der Chorgesang in guter Weise sich ausgebildet hat; dort wird er hören, in welcher breiten, freien Flut der Feiertagsvers der russischen Brust entströmt, als welch feierliches Poema das Glaubensbekenntnis gesungen wird, wie der Lobgesang mit dem Canonarch sich vereint, von welcher begeisterten Freude die Kanones der Ostern und Weihnachten durchdrungen sind. Sieht man sich um, so erblickt man, wie jedes Wort des Liedes von der Gemeinde empfunden wird, wie es in den erhobenen Blicken leuchtet, über den gesenkten Köpfen schwebt, widerhallt in der Begleitung, die von überall ertönt, — denn jeden Kirchengänger sind die Worte und Melodien von Jugend auf bekannt, — und wie in jedem, der es hört, die Seele erbebt. Ein harmonischer, wahrer Gottesdienst ist dem Russen ein wirklicher Feiertag, und selbst ausserhalb der Kirche bewahrt das Gemüt eine tiefe Empfindung, die sich in ihm sogar widerspiegelt bei der Erinnerung an diesen oder jenen Moment, — das an die Kirche gewöhnte russische Gemüt ist jeden Augenblick bereit aufzujauchzen,

wenn in ihm der Gesang der Oster- oder Weihnachts-Kanones auftaucht mit der Erinnerung an die letzte Osternacht, an die Lieblingsmelodie des Feiertags-Nirmos, oder an „Aller Welten Herrlichkeit“ mit dem erschütternden „Fasset Mut“.*) Wahrlich, das sind Töne, von denen der Dichter sagt, dass man sie:

— — — Ohne Rührung
Nicht zu hören vermag — — —
Keiner Antwort begegnet
Im Weltengeräusch
Das aus Flamme und Licht
Geborene Wort,
Aber im Tempel, im Kampfe
Und wo ich auch sei,
Sobald ich es höre,
Erkenn' ich es gleich. — — —

Wer aber, von Kindheit an diese Worte und Töne gewöhnt ist, wieviel Erinnerungen und Gestalten erwecken sie in ihm aus dem grossen Gedichte der Vergangenheit, die ein jeder gelebt hat und ein jeder in sich trägt. Glücklich, wem von Jugend auf diese Worte, diese Gesänge und Gestalten Bekannte sind, wer in ihnen die Schönheit erkannte und nach ihr strebt und ohne sie nicht zu leben vermag, wer sie ganz kennt, wem sie ganz zu eigen geworden, wem sie die Seele aus dem Staube und Schmutze des Tages erhebt, wer in ihnen sein in den Winkeln verlorenes Leben, sein auf den Wegen verstreutes Glück wiederfindet und sammelt. — Glücklich, wen von Jugend auf gute und fromme Eltern an den Tempel Gottes gewöhnten und ihn inmitten des Volkes das Gebet des versammelten Volkes beten, den Sabbath des ganzen Volkes feiern liessen. Sie sammelten ihm einen Schatz fürs ganze Leben, sie haben ihm in der That das Verständnis des Volksgeistes,

*) Gesänge aus der Liturgie.

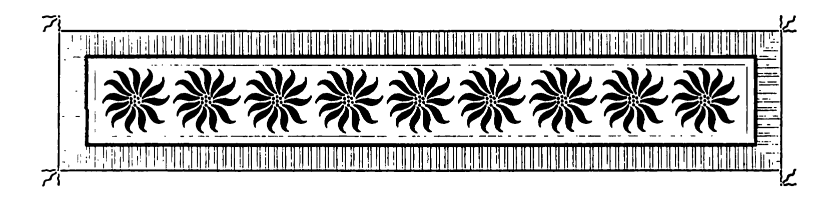
die Liebe zum Herzen des Volkes erschlossen, indem sie auch ihm die Kirche zum Vaterhause machten und zum Orte für die volle, reine und wahre Vereinigung mit dem Volke.

Was soll man aber sagen von der Menge der in der Tiefe der Wälder und der Weite der Felder verlorenen Gotteshäuser, wo das Volk nichts von dem Meckern des Vorsängers oder dem Gemurmel des Geistlichen verstehend, stumpf in der Kirche steht?

Ach, nicht die Kirche trägt an dieser Stumpfheit schuld, noch das arme Volk: — schuld ist der träge und gedankenlose Diener der Kirche; schuld ist die unaufmerksam und gleichgiltig die Kirchendiener einsetzende kirchliche Obrigkeit; — an manchen Orten die Armut und Hilflosigkeit des Volkes. Wohl dem Menschen, in dem dann der Funke der Liebe und des Eifers um das geistliche Leben entzündet wird und dem es gelingt, die verlassene Kirche herauszuführen in das Licht der Pracht und des Gesanges. Der lässt wahrlich Licht leuchten über das Land und über die Schatten des Todes, der erweckt die Toten und Gefallenen, errettet die Seelen vom Tode und zieht den Schleier über eine Menge von Sünden . . . . . Daher eben spendet der Russe soviel und so gern zum Bau, zur Unterhaltung und zur Schmückung der Kirche. Wie falsch richtet derjenige, welcher ihn um dieses Eifers willen verurteilt; solcher Stimmen aber hört man jetzt schon nicht wenig. Dieser freigebige Eifer wird bald der Rohheit und Unwissenheit, bald der Heuchelei und Frömmelei zugeschrieben. Man sagt: wäre es nicht besser, dieses Geld für die „Bildung des Volkes“, für Schulen, für Wohlthätigkeits-Anstalten zu verwenden? Für das eine sowohl, als für das andere wird auch gespendet, aber dieses Spenden ist etwas ganz anderes, und ein frommer Russe mit gesundem, russischem Verstande

wird sich wohl lange bedenken, ehe er seinen Beutel öffnet zur reichen Gabe für formelle Bildungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten.

Ein anderes aber ist ein Gotteshaus! Das spricht selbst für sich. — Die Kirche ist eine lebendige Stiftung des ganzen Volkes. In ihr allein fühlt sich der Lebende und Tote wohl. In ihr allein fühlen sich alle erleichtert — frei jedwede Seele, Klein und Gross ist in ihr froh und freut sich und ruht aus von der schweren Last; in ihr hat der Vornehme und Geringe, der Reiche und der Arme den gleichen Platz. Reicher als des Kaisers Palast ist es geschmückt, das Gotteshaus, und ein jeder der Geringen und Armen steht in ihm, wie in seinem eigenen Hause; jeder kann die Kirche sein eigen nennen, weil die Kirche mit dem Silber, ja noch mehr, mit dem Heller des Volkes erbaut ist und durch das Volk unterhalten wird. Jeder findet in ihr ein Asyl und ein tröstendes Gebet und diejenige Lehre, welche dem Russen die teuerste ist. Das ist es, was jedem russischen Gemüte, bewusst oder unbewusst, plötzlich im Gedanken an die Kirche ergreift und den Russen veranlasst, bedenkungslos und ohne Rederei für die Kirche zu opfern. Der Russe fühlt, dass er in solchem Thun nicht irrt und giebt treu und heilig für die treue und heilige Sache.



Charaktere.

I.

Mein Kamerad Nikander war für mich schon in der Schule ein Gegenstand der Verwunderung. In seinem Wesen schien nichts Rätselhaftes zu sein, und doch konnte ich es nicht erraten und mit ihm heimisch werden. Es schien, ein jeder könne sich ihm leicht und bequem nähern, aber bei jeder Gelegenheit, sobald ich ihm nähertrat, empfand ich, dass zwischen ihm und mir ein unbestimmter leerer Raum bliebe, und dass dieser Raum nicht zu verkleinern, aber auch weiter zu dringen unmöglich sei. Er vertrug sich mit allen, und alle waren gut mit ihm; er nahm an allem Anteil, was uns alle interessierte und erregte, und schien fähig, alles zu verstehen und mit jedem über alles zu sprechen; es war aber nicht zu bemerken, dass ihn je etwas warm mache, oder fortreisse. Wenn die Unterhaltung auf schlüpfrige Anekdoten überging und er auch eine Anekdote im Vorrat hatte, so erklang sie in einem besonderen, wie von ausserhalb kommenden Tone; im ernsten Gespräche fügte er sein eigenes, gemessenes Wort bei, im liberalisierenden Kreise blieb er auch keine liberale Phrase schuldig; sie war aber wie einem Buche entnommen. Wenn wir alle

in eine sogenannte Geschichte verwickelt waren und das Wasser allen über die Köpfe ging, so blieb er auch nicht zurück, — man konnte ihm keinen Vorwurf machen, sogar nicht den direkter Feigheit, aber merkwürdigerweise, sobald das Wasser fiel, schüttelte er sich und war im Augenblick trocken, während wir alle dagegen nass und geschunden herauskamen.

Man kann nicht sagen, dass er nicht gern gesehen worden wäre; aber er hatte auch keinen wirklichen Freund. Niemand wunderte sich über seinen Verstand, niemandem weckte ein zufälliges Wort von ihm die Seele, oder erhob den Geist; aber man hielt ihn allgemein für einen fähigen Menschen, und obgleich er stets Erfolg hatte, erregten seine Erfolge in niemandem fast Neid. Er lernte gut, wenn er auch nicht zu der Zahl der sogenannten Büffler gehörte, und seine guten Antworten schienen nicht die Folge besonderer Anstrengungen zu sein. Man erinnerte sich nicht, dass er in seinen Antworten sich je blamiert habe, so geschickt fasste er sie. Die Lehrer hielten ihn für den Leuchtstern der ganzen Klasse, präsentierten ihn bei offiziellen Gelegenheiten und redeten über ihn, als über jemand, der es weit zu bringen verspricht. Das Lehrpersonal war entzückt über seine Antworten, seine Aufsätze, wie er sich hielt, über sein anständiges, von allem gereinigtes Äusseres und seine Führung. Ich erinnere mich aber, dass sowohl seine Aufsätze, als seine Antworten mich wenig befriedigten: ich wunderte mich nur darüber, wie bei ihm alles so abgerundet und glatt gemacht und zugerichtet war; aber alles, was er sprach, hinterliess in mir den Eindruck des Unzulänglichen und Ungenügenden: wie ein schön serviertes Frühstück etwa, von dem der Gast hungrig aufsteht.

Die Prophezeiung unserer Vorgesetzten ging in Erfüllung. Nikander machte schnell Carrière. Als ich nach

einigen Jahren in die Hauptstadt kam, fand ich ihn in einer bedeutenden Stellung. Auch hier im Dienste erscholl unaufhörlich Nikanders Name von den Lippen der Vorgesetzten mit begeistertem Lobe. Von überall hörte man: welch fähiger Mensch! wie führt er die Feder! Und wirklich, nach der allgemeinen Ansicht verfügte Nikander über eine meisterhafte Darlegung, welche sein Vorgesetzter eben besonders schätzte. Aber wenn ich in den Fall kam, die von ihm verfassten Vorlagen zu lesen, so wurde ich wiederum irre und wusste nicht, wie ich Nikanders Ausführung mit dem allgemeinen Lobe in Einklang bringen sollte. Diese Aufsätze machten auf mich denselben Eindruck, wie seine Antworten im Examen, — den Eindruck eines schön servierten Frühstücks, bei dem es nichts zu essen gab. Mich quälte der Hunger, die anderen aber waren satt und zufrieden. Aus Schriftstücken Nikanders, aus seinen Promemorien und Berichten ersah ich nur klar seine wirklich meisterhafte Gewandtheit den Geschmack abzustumpfen und ihm zu schmeicheln, den wesentlichen Kern der Frage zu verschlucken, ihn mit Binden abgerundeter Phrasen zu umwickeln, dass der Leser, das Wesen und den Kern der Sache aus den Augen lassend, sein Interesse auf die Schale, auf das nebensächliche und formelle Zubehör konzentrierte, auf die Wege, welche die Angelegenheit gehen muss, von ihrer Quelle bis zur Mündung; auf diese Art führte das künstlich verfasste Schriftstück den nachgiebigen Leser glatt und eben bis zu dem verlangten Resultate, indem es den Punkt bestimmte, bis zu dem für dieses Mal die Angelegenheit bugsiert werden musste. Alles schien so klar dargelegt zu sein in den gedrechselten Phrasen, in der That aber blieb alles dunkel, alles war in Nebel verhüllt, auf dem Papiere aber war doch die Sache zu Ende gebracht, — e sempre bene.

Nach einigen weiteren Jahren, die ich in meinem Winkel verlebte, zu dem von Zeit zu Zeit Lobgerüchte über neue Fähigkeiten Nikanders drangen, kam ich wiederum in die Hauptstadt und fand ihn in neuer, noch bedeutenderer Stellung. Hier hatte ich Gelegenheit, Zeuge seiner Thätigkeit zu sein und von neuem über seine Gewandtheit zu staunen, obgleich sie nie aufhörte, mir als eigentümliche Kunst zu erscheinen. Ich selbst aber war schon älter an Jahren und Erfahrung geworden und fing an zu begreifen, dass es in der Welt der Behörden vieles giebt, davon die Philosophie der Jugend sich nicht erdreistet, auch nur zu träumen. Die Züge der nikanderschen Phisiognomie fingen an, vor mir sich zu klären, und er wurde für mich ein interessantes Objekt für das Studium, nicht mehr seiner selbst willen, sondern in der untrennbaren Verbindung mit der Umgebung, in der seine Thätigkeit vor sich ging. Er spricht wenig, hört aber aufmerksam zu: aufmerksam, wenn auch dem Anschein nach gleichgiltig. Auf seinen Gesichtszügen kann man selten den Ausdruck einer lebendigen Teilnahme wahrnehmen: bisweilen sieht man einen kaum bemerkbaren leisen Schatten der Unruhe, wenn das Gespräch einen beängstigenden Charakter annimmt, wenn eine scharfe Meinungsverschiedenheit auftaucht. Diese Unruhe geht sogar in eine gewisse Aufregung über, wenn bei Widersprüchen Fragen von zarter Beschaffenheit berührt oder bewegt werden, namentlich wenn der Streit zu einer von den Erscheinungen zu führen droht, welche den Namen Auftritt tragen. Alle Instinkte Nikanders sind auf die Ausgleichung einer jeden Unebenheit der Charaktere, der Empfindungen und Meinungen, auf das Dämpfen von Streit, auf das Herbeiführen von Übereinstimmung und Stiftung allgemeiner Ruhe gewandt. Er wird schon unruhig, sobald ein Gespräch anfängt, in die Tiefe der Sache zu dringen, wenn versucht wird, besondere

Fragen auf allgemeine Prinzipien zurückzuführen, zur Grundidee zu gelangen, und da er wohl weiss aus Erfahrung, dass Meinungsverschiedenheiten in der Grundidee die allerhartnäckigsten und aufregendsten sind, so lässt er seine ganze Taktik los, um diese zu tilgen. Es ist bewundernswert, mit welcher Gewandtheit er sich bemüht, die Gegner von dem gefährlichen Felde abzubringen und auf das andere, ebene, glatte Feld der Federspiele, des Nebensächlichen, der Einzelheiten und Umständlichkeiten in der Sache zu führen. Auf diesem glatten Felde ist er Herr: da kostet es ihm keine grosse Anstrengung, die Streitenden zu überreden, dass sie im wesentlichen einig sind, dass es sich nicht lohnt, Fragen aufzuwerfen, die keine wesentliche Bedeutung haben. Auf diesem Felde habe ich keinen gesehen, der Nikander an Meisterschaft gleichkäme, und seine Thaten sind überraschend. Er versteht es, Gegner zu vereinen, welche augenscheinlich eine unpassierbare Schlucht äussersten Widerspruches in den Grundansichten über den Gegenstand trennt: der Streit geht offenbar zwischen Elementen vor sich und scheint unversöhnlich zu sein. Und auf einmal, nach kaum zehn Minuten, sieht man, wie Nikander diese Schlucht mit leichtem Flaum ausgefüllt, mit dünnem Reisig bedeckt hat, — und die Gegner überschreiten sie schon und reichen einander die Hände! Nikander liebt Grundideen nicht; er ist aber nicht umsonst erfahren. Er weiss, dass Grundideen meistenteils nicht tief im Geiste ruhen und beinahe immer eine Möglichkeit existiert, einen nicht durchdachten Gedanken oder eine unklare Empfindung, welche sich zu vertiefen strebt, abzuleiten. Er besitzt dazu ein Mittel, das ihm selten versagt: er versteht, den Grundideen im äussersten Falle sogenannte Prinzipien, Allgemeinsätze, bestimmte Sentenzen entgegenzustellen, gegen welche selten jemand sich erdreistet, etwas zu erwidern.

Es giebt bei uns Wünschelworte, durch die jede Beratung bezaubert wird, — und Nikander versteht es, sie im nötigen Augenblicke auszusprechen. So ein Wörtchen beruhigt bei uns die aufgeregten Wellen im Nu, in der Art des klassischen Quos ego. „Es ist heute schon von allen anerkannt,“ „die neueste Civilisation ist zu dem und dem Schlusse gelangt,“ „die Zahlen der Statistik sind beweisend,“ „in Frankreich, in Preussen u. s. w. ist schon lange diese Regel eingeführt,“ „der europäische Gelehrte N. N. sagt auf Seite so und so, dass —,“ „heutigen Tages streitet schon niemand mehr dagegen, z. B. dass der Preis durch das Verhältnis zwischen Anfrage und Angebot bestimmt wird,“ und eine Menge ähnlicher Aussprüche, das sind die Zaubergeräte, welche in der Diskussion bei uns Wunder verrichten. Das allerzauberhafteste aller Zauberworte ist aber: die Wissenschaft sagt, die Wissenschaft hat bewiesen. Nikander hat schon längst eingesehen, dass wir dieses Wort Wissenschaft wie den Teufel fürchten und gewöhnlich uns nicht erdreisten, gegen dasselbe zu opponieren. Wir fühlen, dass das ein Knüppel ist mit zwei Enden und fürchten uns daher instinktiv, ihn zu erfassen, wenn man ihn uns anbietet. Auf das Wort Wissenschaft etwas zu erwidern — ja, das heisst die Frage anregen, welche Wissenschaft, wo ist sie, woher, warum — und eine Menge von anderen Fragen, derentwegen der Streit endlos wird und in denen wir fühlen, dass wir uns ohne Ende verwirren werden. Und so bleiben wir denn gewöhnlich bei diesem Worte stehen, beruhigen uns und nehmen das fertige Resultat der Wissenschaft an, das man uns anbietet, ohne hinterlistig darüber nachzugrübeln, von wem, aus welchem Grunde und in welchem Sinne es uns angeboten wird.

Man lernt, so lange man lebt! Wahrlich, ich fange erst jetzt an zu verstehen, warum in der Schule unsere

Lehrer von Nikander so entzückt waren, warum in seiner jetzigen Thätigkeit alle mit ihm zufrieden sind, alle ihn als Genius der That preisen. Man sagt, ein Genie ist derjenige, der es versteht, das Bedürfnis einer Epoche, einer Gegend zu erfassen und ihm zu genügen. Nikander hat die Zeitfrage, das Bedürfnis der Umgebung verstanden und ihnen genügt. Was hat es zu sagen, dass diese Fragen kleinlich, dass diese Bedürfnisse unbedeutend sind! Er bleibt doch ein grosser Mensch, — und ach! teilweise ein Vertreter der grossen Träger unserer Zeit. Es hat sich schon um ihn eine ganze Schule ihm ähnlich Wirkender gebildet. Wie sind sie alle so wohlanständig, wie so glatt, wie gleichmässig und leicht kamen sie doch in den Ruf „fähiger Leute“. Wenn ich sie sehe, kommt mir unwillkürlich eine Bruchscene aus Faust in den Sinn: „Die Geister verschwinden ohne jeglichen Geruch.“ Der Marschall fragt den Bischof mit Verwunderung: „Merken Sie, dass es riecht?“ Der Bischof antwortet: „Ich merke nichts.“ Mephistopheles aber erklärt: „Geister dieser Art, meine Herren, haben gar keinen Geruch.“ (Diese Art Geister stinken nicht, meine Herren.*)

II.

Ruhig und unbefangen sehe ich auf Laïssa, wenn sie, zurückgelehnt in prachtvoller Equipage, die breite Strasse dahineilt und die Grüsse der spazierenden Vornehmen mit Lächeln erwidert, oder halbgekleidet, halbentkleidet in der Oper sitzt und die Damen der vornehmen Welt Blicke des Neides auf sie werfen, mit Verachtung gemischt, — wenn

*) Im Original deutsch.

auch die Verachtung sie nicht hindert, im Geheimen von ihr einzelne Züge ihrer Manieren und ihrer Toilette zu entnehmen. Auf ihrem Gesichte ist unverhohlen geschrieben, wer sie ist, was sie sucht, wozu sie lebt, sich schmückt und in der Welt sich vergnügt, und sie trägt ihren Namen ohne Heuchelei, wenn auch ohne Scham. Wenn sie um sich auf die geschmückten Logen blickt, unverschämt die geputzten Frauen der modernen Welt lorgniert, so verwundert und empört mich nicht ihre Unverschämtheit. Ihr Blick scheint ihnen zu sagen: „Ich bin wirklich die, für die man mich nimmt, und mein Gesicht ist unverschleiert; — ihr aber, warum habt ihr Masken vorgelegt?“ Ich denke über das Los Laïssas nach und fühle Bedauern mit ihr, — durch welche Verhältnisse hat sie das Leben auf diesen Weg gebracht, welche Umgebung hat sie erzogen und ihr den Durst nach wüsten Genüssen eingeimpft? Ich frage mich, womit wird sie auf diesem Wege enden, und zu welchem Alter wird sie ihre im Taumel der Leidenschaft sich verzehrende Jugend führen. — — —

Laïssa lebt in ihrem Kreise, und ihr sind die Thüren zu den Sälen der grossen Welt verschlossen. Wenn ich aber in diesen Sälen einer stolzen und majestätischen Messalina begegne, so empört sich meine Seele, und ich kann sie ohne Abscheu nicht ansehen. Vor ihr öffnen sich alle hohen Thüren breit, es giebt keine vornehme Gesellschaft, zu der man sie nicht einlade und in der man ihr nicht mit Ehrerbietung begegne; ein Schwarm vornehmer, junger Leute umgiebt sie; ein berühmter Titel, glänzende Einrichtung, luxuriöse Gastfreundlichkeit zieht in ihre Gemächer alle, die sich zur gewählten Gesellschaft zählen. Alle ergehen sich in Lobpreisung ihrer Schönheit, ihres Geschmackes, ihrer Liebenswürdigkeit, ihres heiteren Gemütes; mit einem Worte: „bekränzt mit den Blumen der Grazien, schreitet

sie rüstig auf der gesegneten Erde“. Wenn ich aber, den Spiegel der Wahrheit fassend, mich frage: welcher Unterschied besteht zwischen der berühmten Messalina und der verachteten Laïssa, — so empfinde ich, ach, mit Laïssa Bedauern; gegen Messalina erfüllt mich Verachtung.

Erscheint sie auf dem Balle, so blicke ich auf sie mit Schrecken, obgleich viele sie bewundern. Die Kunst, den Hals und die Brust, ja auch den Rücken und die Arme zu entblössen, übt sie bis zur Grenze, — die selbst die Gewohnheit einer Laïssa nicht berührt, so dass viele ihrer ständigen Besucher mit Lächeln auf die Toilette der Messalina sehen. Manche versichern sogar, dass Laïssa's Gäste von dieser solche entzügelte Reden, solche cynische Spässe nicht zu hören bekommen, als der Kavalier der Messalina während der Mazurka, oder ihr Nachbar am Spieltisch. Auf Laïssa liegt der Stempel der Verworfenheit, — und Messalina thront in den Gastsälen.

Laïssa hat keine Familie, kein Haus, im wirklichen Sinne des Wortes, — sie steht ausserhalb des Kreises der Familie. Messalina aber hat einen Mann, dessen tönenden Namen sie trägt, und ein prachtvolles Haus, mit einer ganzen Kohorte von Diener in Livrée auf der Marmortreppe. Welches Band sie aber mit diesem Manne verknüpft und wozu sie beide unter einem Dache wohnen, — das ist ein Geheimnis, das Messalina allein kennt. In den Empfangszimmern ist ihr Mann anwesend, ihr Mann begleitet sie in die Salons der Welt und bedeckt alles mit seinem Namen. Begegnet man aber Messalina im Winter auf einer rasenden Troika, oder im Frühling auf lärmenden Korso in einer Prachttraberequipage — so teilt nicht ihr Mann mit ihr die Stunden des Zeitvertreibes und der Heiterkeit, sondern ein gewisser Anderer; und sogar im Beisein des Mannes scheint der gewisse Andere ihr näher zu stehen und geht mit ihr

freier um. — — — Was aber namentlich Wunder nimmt: viele sehen schamhaft zur Seite, wenn sie Laïssa in Begleitung eines Kavaliers der vornehmen Gesellschaft erblicken, begegnen sie aber Messalina mit ihrem erwählten Begleiter aus derselben Gesellschaft, so grüssen sie freundlich und zischeln mit einander und lächeln. O Tugend und Ehre der feinen Gesellschaft, wer kann deine Wege erraten.

Messalina ist Mutter, — sie hat Kinder, aber welches sittliche Band diese Mutter mit ihren Kindern verbindet, das ist nicht zu ergründen. Sie sieht sie fast nie und weiss kaum, was mit ihnen vorgeht. Die Kinder bewohnen einen besonderen Teil des Hauses mit den Gouvernanten zusammen und erscheinen zur bestimmten Stunde wie Schmetterlinge in Kostümen nach der neusten Mode, mit nackten Armen und Beinen, um von der Mutter den Kuss zu empfangen und in ihre Behausung zurückzukehren. Inmitten der nervösen Erregtheit, in der ihre Tage und Nächte verstreichen, mangelt dieser Mutter die Zeit an ihre Kinder zu denken. Wenn der Tag anbricht sich niederlegend, am späten Morgen aufstehend, ist sie kaum ihrer schlotternden Gefühle Herr geworden, als sie auch schon Besuch empfängt, dann fährt sie mit ihm spazieren, später empfängt sie Gäste in ihren Gemächern, nimmt mit ihnen die Neuigkeiten, den Klatsch und Skandal des gestrigen Tages und des heutigen Morgens durch und entwirft das Programm der gegenwärtigen und der bevorstehenden Zerstreuungen und Fêten. Sie zieht sich am Morgen an, macht Toilette zum Diner und zur Oper, zum Ball oder zur Gesellschaft. Worin besteht also das Interesse ihres Lebens? Welches sind die geistigen oder sittlichen Federn, die sie in Bewegung setzen? Zu welchem Mittelpunkte sammeln sich ihre Gedanken und Wünsche? Auf diese Fragen findet

man keine Antwort, wenn man das Giessen aus dem Hohlen in das Leere sieht, das ihr ganzes Leben ausfüllt. Auf ihrem Tische liegen auch Bücher — aber schwerlich hat sie jemand lesen gesehen. Die Einsamkeit ist ihr unerträglich; unter Menschen zu sein, ist ihr unausgesetztes Bedürfnis: Wozu? Zum sinnlosen Spiele mit unaufhörlicher Zerstreuung. Das Leben muss ihr erscheinen als etwas in der Art eines ununterbrochenen Festes im Geschmacke der Bilder von Watteau, mit elektrischer Beleuchtung. Ein natürlicher Mensch, wie sehr er sich auch bestreben würde, alles das zu geniessen, was er wünscht, wird gezwungen, zu straucheln über Sorge, über Krankheit, über Kummer und Verlust — und vor ihm erhebt sich als Gespenst die geheimnisvolle Idee des Lebens und des Todes. Messalina ist auch hierin unverwundbar. Welche Sorge hat sie um Haus und Familie und Kinder? Das ist Sache des Hausmeisters und im äussersten Falle des Mannes. Krankheit? Sie besitzt eine gute Gesundheit und ist gewöhnt, ihre Nerven zu stimmen — dafür hat sie ihren Arzt, dafür giebt es starke Chloraltropfen. Kummer? — Giebt es denn einen Kummer, den man nicht vertreiben könnte? — Man kann nach Baden fahren, nach Monako, wo es so viele starke Erregung giebt, endlich nach Paris, wo mit Hilfe von Worth es nicht schwer fällt, jedweden Kummer abzuschütteln. Zuweilen erscheint die Schande da, wo man nach ihr nicht verlangt hat — wie kann die aber wagen, die Schwelle der Prachtpaläste zu übertreten, wo so ehrenvolle, vornehme Leute sich vereinigen, um zu essen und zu trinken, zu feiern und die Frau vom Hause zu bewundern, wo geschmückte Damen einander ihre Liebesspiele und Abenteuer erzählen, wo auf allen Festen das Gezwitscher der gegenseitigen Selbstzufriedenheit und der sorgenlosen Heiterkeit ertönt, wo alle aneinander alles entschuldigen — ausgenommen ein strenges

Beobachten der sittlichen Grundlagen des Lebens. . . . Das Alter aber müsste doch einer Weltdame schrecklich erscheinen? Aber hat denn die Pariser Wissenschaft nicht sichere Mittel erfunden gegen das natürliche Welken der Schönheit, und giebt es denn wenig alte Frauen, die noch jung erscheinen, mittels falscher Röte, falscher Haut, falscher Haare und sogar falscher Büste? Endlich — der Tod aber steht doch hinter einem jeden — — — der Tod — der Tod — aber — franchement, après tout, — wer denkt denn an den Tod!

Es scheint, als ob es doch einen Fleck geben müsse, von dem aus ein Gewitter heraufziehen und der Schrecken wehen könne. Im Leben und in den Verhältnissen der Messalina ist alles — Trug. Der Luxus, der sie umgiebt, ihr Haus mit seiner Prachteinrichtung, die auf der Treppe aufgestellten, majestätischen Lakaien, ihre Tausende kostenden Toiletten und Putz — alles ist Trug, alles das müsste doch, scheint es, jeden Augenblick einstürzen. In der That gehört alles nicht ihr und schon lange — ist es fremdes Gut, ist es Dunst, denn die Summe ihrer und der Schulden ihres Mannes ist nicht zu berechnen, und die ihr aus den Geschäften zugesandten Rechnungen bilden einen unförmlichen Haufen, in dem sich niemand mehr zurecht finden kann. Ihre Güter sind versetzt und sind alle Augenblicke zur Versteigerung ausgeschrieben, die Fabriken stellen alle Augenblicke die Arbeit ein, die Gläubiger drängen mit ihren Forderungen und reichen Klage ein. Aber, wie durch Zauber wird das alles im kritischen Momente in Ordnung gebracht — die Versteigerung der Güter wird aufgehoben, die Fabriken fangen wieder an zu arbeiten, die Gläubiger werden zerstreut und still wie ein von unbegreiflicher Furcht verfolgter Eroberer, und Messalina giebt in ihrem Palaste einen Ball, auf dem die vornehme Welt glänzt, — und des

entzückten Lobes über den Glanz, den Geschmack und die Pracht des Balles ist kein Ende. — — — Niemandem von Messalinas strahlenden Gästen ist es Geheimnis, dass diese Grösse eine trügerische ist, — alle aber fliegen wie Nachtfalter zum hellen Lichte, zur Luxuspracht, ohne zu fragen, wem sie gehört und woher sie kommt, alle sind zufrieden, alle sind bezaubert: das sind die Bande der Freundschaft, die den Haufen der Menschen vereinigt, welche alle nach Genuss und Erregung schmachten und die miteinander dem Götzen der Eitelkeit dienen. Einmal schien der Untergang Messalinas unvermeidlich und keine Rettung mehr möglich: Welche mitleidige Reden erschollen da über sie in den Salons! „Haben Sie gehört: die arme Messalina! — ihre Verhältnisse sind ganz schlecht; man sagt, es blieben ihr kaum zwanzigtausend Rubel pro Jahr — das ist doch schrecklich, das ist ja das Elend — nicht wahr? Kann man denn den Untergang eines solchen Hauses zulassen?" Von allen Enden kamen Fürsprachen und Bitten geflogen und sieh', gleich wie durch Zauberspruch brachte ein günstiger Wind genügendes Geld zur Aufbesserung der Verhältnisse der zerrütteten Wirtschaft ... Ist es denn also Wunder zu nehmen, dass Messalina sorglos ist und durch keine Schrecken sich erschüttern lässt? Stolz treten beide auf, sie und ihr Gemahl, jedem und allen gerade in die Augen sehend; wie oft, wenn man ihnen begegnet, kommen Einem die Verse der Phädra Racine's in Erinnerung: „Götter, die ihr sie liebt und sie belohnt, — ist es denn wirklich ihrer Tugenden wegen"?

Messalina und ihres gleichen leben auf der Höhe und steigen nie zu Thal. Man blickt zu ihnen nach oben und fragt sich mit Verwunderung: wie diese Menschen, die nur die Höhenluft einatmen, nicht ersticken? Oder nähren sie sich, wie die Olympier, von Ambrosia? Sie sehen und

hören nur ihres gleichen, und alle Angelegenheiten und Sorgen, aller Kummer und alle Freude der Menschen der Thalwelt erscheinen ihnen als Nebelbild, berühren sie, wie das entfernte Summen von Insekten. Wagen denn das Elend und die Trübsal zu ihren vergoldeten Palästen zu dringen? — nicht als Idee und Begriff, sondern in Gestalt eines wirklichen, leidenden Menschen — und in persönliches, mitleidendes Verhältnis zu ihnen zu treten? Gott bewahre, zu behaupten, sie wären böse Menschen: nein, viele von ihnen sind gute Menschen und erfüllt von den besten Absichten, aber sie haben nicht Zeit, zu verweilen und sich zu sammeln, bei dem Strudel des Tages, in dem jede Minute dem Haschen nach Genuss und Zerstreuung und den von dem Kreise, in welchem sie sich bewegen, angenommenen Verbindlichkeiten und geforderten Höflichkeiten geweiht ist. Manche, in denen das Gewissen erwacht, verwünschen sich und ihre Lebensweise und sagen: „Von morgen ab fange ich an, menschlich zu leben“. Dieser Morgen aber erscheint nie, denn für morgen eben hat die unerbittliche Regel des verzauberten Kreises eine jede Stunde für Vergnügungen und angenommene Verpflichtungen festgestellt.

Eine der feinsten Künste ist die Kunst, sich selbst zu betrügen und sein Gewissen zu beruhigen, — und in dieser Kunst übt sich die Menschheit, seitdem die Welt steht: Ist es da Wunder zu nehmen, dass die Hantierungen dieser Kunst bis zur Virtuosität ausgebildet sind? Diejenigen Menschen, welche das bedingte Leben eines geschlossenen Kreises führen, können sich doch nicht bei dem Gedanken beruhigen, dass sie das, was in dem Leben gewöhnlicher Sterblicher vor sich geht, nicht berühre, dass sie Elend, Not, Armut nichts angehe! Man muss auch diesen zeigen, dass nichts Menschliches uns fremd ist. Dafür ist nun das Mittel der Anstalten für öffentliche Wohlthätigkeit erfunden

worden — ein vorzügliches Mittel für den einzelnen Menschen zur Erleichterung des eigenen Gewissens. Die Anstalt, wie eine jede Anstalt, existiert und wirkt von selbst, nach Reglementen und Statuten; und der Mensch — der Mensch mit seinem Gewissen, mit seinem Gefühle und der ihm eigenen Energie des Willens, lebt wie er will, frei, und legt jeden Kummer, welcher sein Leben verderben, seine freie Zeit ihm nehmen könnte — auf die Anstalt.

Vermittelst solcher genialer Erfindung verwandelt sich das Essende in Geniessbares, das Bittere wird zum Süssen. Gegenstände des Mitleids und Seelenschmerzes, des gegenseitigen Mitgefühls zwischen den Kindern des Staubes, verwandeln sich im Namen des geistigen Prinzipes der Liebe in eine besondere Art gesellschaftlicher Belustigung und werden zum Jahrmarkt der Prahlerei.

Und auf solche Weise nun erscheint Messalina als Beschützerin der Armen, als Wohlthäterin der leidenden Menschheit. Ich hatte Gelegenheit, sie in solchen Augenblicken zu sehen, wie sie auf einem sogenannten Wohlthätigkeitsbazar im Lichte elektrischer Beleuchtung, beim Schalle der Ballmusik, in einem der Kiosken stand, welche in den Prachtsälen eines vornehmen Hauses künstlerisch arrangiert worden waren. Sie war blendend schön in ihrer glänzenden, eben aus Paris gekommenen und wahnsinniges Geld kostenden Toilette. Um sie drängten sich Käufer, die vor ihrem Lächeln und ihren Blicken schmolzen, und die Summe des an diesem Tage durch sie gelösten Geldes erweckte den Neid in einer Menge der benachbarten Lauben. Sie verliess an jenem Tage ihren Platz im stolzen Bewusstsein der erfüllten Pflicht und eines neuen, gefeierten Triumphes, wenngleich ihre ganze Einnahme und die ihrer Freundinnen nicht den Preis der Toilette erreichte, welche sie trug. — Unwillkürlich kam mir der Gedanke in den Sinn:

welche ungeheure Summe die Werte ergeben hätten, welche die wohlthätigen Personen auf ihren Schultern in den Saal gebracht hatten.

In diesem Saale war für Laïssa kein Platz, und wozu hätte sie auch anwesend sein sollen? Laïssa ist ein verachtetes Weib; „toll, weil sie leben will und gekannt ihrer Sitten wegen.“ Wohl hat es einmal eine ebensolche wie sie gegeben, welche im wüsten Irren auf den Kreuzwegen des Lebens das Feuer der Liebe trug. Viel und lange hatte sie gesündigt, aber ihr wurden alle ihre Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hatte, obgleich sie bis zur letzten Begegnung mit dem Quell der wahren Liebe nicht wusste, was sie mit ihrer Liebe beginnen sollte. — Wen aber hat je geliebt und liebt Messalina ausser sich, und welcher Art ist die Glut, die sie verzehrt?

III.

Es giebt trockene, nicht eben geistreiche Leute, mit denen man ernste Gespräche führen, auf die man bauen kann, weil sie eine feste bestimmte Meinung, einen bestimmten Charakter haben, der in ihnen unwandelbar sich kennzeichnet. Es giebt gescheite, interessante Leute, welche man nicht ernst nehmen darf, weil sie keine feste Meinung haben, sondern nur Empfindungen, die sich fortwährend verändern. Sogenannte Künstlernaturen pflegen nicht selten solcher Art zu sein: ihr ganzes Leben ist Spiel wechselnder Empfindungen, deren Äusserungen bis zur Virtuosität gehen. Und in diesen Äusserungen ihrer Empfindungen betrügen sie weder sich, noch den Zuhörer, sie dringen vielmehr, wie talentvolle Schauspieler, in ihre Rolle

ein und geben sie künstlerisch. Aber im wirklichen Leben, wenn sie durch ihre Person wirken sollen, ist nicht abzusehen, nach welcher Seite hin sie ihre Thätigkeit wenden werden, wie sich ihr Wille ausdrücken, welche Farbe ihr Wort in dem entscheidenden Augenblicke annehmen wird.

Solche Ausbildung des Gedankens und des Gefühls ist bei uns — leider — eine gewöhnliche Erscheinung und namentlich unter von Natur befähigten Leuten. Ihre Fähigkeiten entwickeln sich nach der Künstlerseite hin: man bemerkt bei ihnen keine klare und bestimmte Idee, auf der der Mensch steht und die ihn im Leben und in der Thätigkeit hält, — es ist eben alles zur Empfindung geworden. Sie haben die Fähigkeit, für jeden Kreis, in den sie geraten, sich zu begeistern, eine jede Idee, die sie in diesem Kreise auffischen und die in diesem Kreise gangbar ist, zu vertreten und ihr Lob zu singen. — Indem sie dabei in beständige Widersprüche verfallen — des heutigen mit dem gestrigen — verstehen sie es, diese Widersprüche künstlich in Übereinstimmung zu bringen und von einem zum andern überzugehen durch geschicktes Spielen mit den Schattierungen jedwegen Gedankens und mit den Übergängen jeglicher Empfindung. In den politischen und in den Beamtenkreisen werden solche Menschen — zuweilen unbewusst — Carrièremacher, indem sie sich gewöhnen, mit dem Winde zu steuern, wie er nach dieser oder jener Richtung weht, und in sich jede günstige Strömung zu vergeistigen. Man begegnet solchen Exemplaren nicht selten unter Staatsmännern, welche in Versammlungen Reden halten, unter Staatsanwälten und Advokaten: durch den Eindruck des Augenblickes sich begeisternd, erscheint derselbe Mensch, der heute ein strenger, unerbittlicher Richter der Unwahrheit war, morgen als ihr Verteidiger und wird mit heisser Überzeugung, im Ausbruch der Begeisterung, eine ganz entgegengesetzte Idee vertreten

und Züge der Schönheit in einer Erscheinung suchen, welche er gestern als sittliche Ausgeburt bezeichnete.

Es ist die Eigenschaft eines talentvollen Schauspielers, dass ihn jede Rolle begeistert und er sich in die Seele, in den Charakter jeder Persönlichkeit versetzt, die er vorstellt. Aber er überlässt sich auch eben dieser Kunst und wird befähigt, die Momente der Thätigkeit des Charakters in der Person des Dargestellten zu durchleben, weil er vor einer Menge von Zuschauern steht, deren Seelen in dem Augenblicke sich mit seiner Seele vereinigen, — also indem ihn seine Rolle begeistert, wird er im gleichen Augenblicke auch durch die Menge des Publikums begeistert. Das ist der Grund, warum die Darstellungskunst so hinreissend wirkt und bis zur Leidenschaft in dem Schauspieler und den Zuschauern sich steigert. Die gleiche Empfindung ist jedem Redner eigen in öffentlichen Versammlungen: Während er wirkt, d. h. über diese oder jene Idee in dieser oder jener Richtung peroriert und durch seine Aufgabe begeistert wird, begeistert ihn auch zu gleicher Zeit die Mitte, in der er handelt; keinen Augenblick von seinem Ich sich trennend, strebt dieses Ich in dieser Mitte Empfindungen des Mitgefühls oder der Begeisterung zu erzeugen. Und dieses Streben kann eine talentvolle Natur bis zur Leidenschaft bringen, so dass sie mit aller Gewalt eine Bühne für ihre Kunst sucht und diese Kunst auf einer jeden Bühne, in zahlreicher Versammlung, im Unterhaltungskreise des Salons oder des Kabinetts übend, sich der Stimmung jedes Kreises anpasst und für jede Meinung, welche diesen Kreis beherrscht, sich begeistert.

Die beratenden und gesetzgebenden Versammlungen besitzen Überfluss an solchen Leuten: man kann wohl behaupten, dass sie die Mehrzahl bilden, durch welche die entscheidenden Entschlüsse hervorgebracht werden. Als

Gegengewicht, so scheint es, könnten die Männer der ernsten That und festen Richtung dienen; diese Männer aber besitzen selten die kräftige Rede, das heisst, verstehen selten, die Waffe zu führen, über welche ihre Gegner, die Männer der Empfindung und der Erregtheit, frei verfügen. Je zahlreicher die Versammlung ist, desto gemischter erscheint ihre Zusammenstellung, desto weniger befähigt ist sie, die Idee der Frage zu verstehen, ihren faktischen Inhalt zu erfassen und in ihr das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, und desto fähiger ist sie, vom Gefühl sich hinreissen zu lassen, zuweilen durch die Empfindung des Augenblicks, welche dieser oder jener Redner erzeugte. Wenige nur fangen die Sache gewissenhaft an, indem sie sich durch vorhergegangenes Studium mit ihr bekannt machen. Die übrigen kommen in die Versammlung, ohne einen bestimmten Begriff über die Sache zu haben oder mit trüber Vorstellung über sie, oder sie treten an dieselbe heran mit Vorurteil oder mit Prädisposition. In einer solchen Versammlung wird ein Redekünstler zum Herrn der Empfindung: indem er geschickt durch Zusammenstellung der Fakta hantiert, auf sie Licht und Schatten nach seinem Belieben wirft, indem er durch Pathos die einen erregt, die anderen durch Ironie schreckt, bemächtigt er sich des Feldes, und um die Wahrheit mit ihm zu kämpfen, wird für jemanden, der mit der Phrase nicht zu hantieren vermag, sondern durch streng logisches Urteil wirkt, äusserst beschwerlich, oft unmöglich. Seine Argumente sind den durch die von dem ersten Redner erweckte Empfindung hingerissenen Leuten nicht fassbar, und je gewissenhafter er ist, je reger er die sittliche Verantwortung für seine Meinung empfindet, desto schwerer wird es ihm, die unverantwortliche Majorität, die kein Gewissen besitzt, zu bewältigen, — denn welches Gewissen kann in einer zufälligen Meinung liegen, die der

Einheit und Ganzheit entbehrt, und die nur durch die Stimmenzahl allein geeinigt erscheint. Die Zahl, — das ist es, was heute, zum Bedauern, als Endkriterium der Wahrheit und als Sanktion der Beschlüsse dient, durch die nicht selten die wichtigsten Fragen der Staatspolitik entschieden werden.

IV.

Der Typus des Molièreschen Harpagon zeigt viele Varietäten, welche noch wenig der künstlerischen Bearbeitung unterzogen wurden. Es ist sonderbar, dass im Lustspiel noch niemand seine Aufmerksamkeit einer besonderen Art der Knauserei — dem Geizen mit der Zeit, zugewandt hat: das wäre doch ein reicher Stoff.

Wie Molières Geiziger Geld spart und über dem Gelde zittert, so spart ein Geizhals anderer Art — Zeit und zittert über ihr, ohne selbst sie produktiv zu benutzen oder auch nur, wie der Geizige an seinen Goldstücken, sich ihrer zu freuen. Das Geld würde lebendig werden, sobald die es besitzende Seele lebendig würde, und würde in der Hand des Menschen zum mächtigen Werkzeuge fruchtbringender Thätigkeit und verständigen Wohlthuns: wie jede Kraft, verlangt das Geld lebendigen Umsatz. Von der Zeit haben schon die Engländer gesagt, dass sie — Geld sei. Die lebendige Seele muss sie in Umlauf setzen, produktiv ausgeben, ohne Bedauern, aber auch nicht verschwenderisch, ohne Vergeudung.

Unser gesellschaftliches Leben ist reich an diesen beiden Extremen. Einerseits haben wir zu viele feiernde Kräfte, auch ist die Zeitvergeudung ungemein entwickelt bei den Menschen, die nicht wissen, was sie mit der Zeit sollen.

Die Begegnung von Leuten dieser Art nun mit arbeitenden und die Zeit schätzenden Menschen erzeugt Lagen, die der Komik nicht entbehren. Andererseits begegnen wir bei uns nicht selten Zeit sparenden Personen — und leider auch in den Behörden, unter einflussreichen, sogenannten tüchtigen Arbeitern.

Die Furcht, Zeit zu verlieren, geht manchmal bei solchem Menschen bis zur nervösen Gereiztheit, die ihn zwingt, sich vor den Leuten zu verschliessen und auf jeden, der in eiligem Geschäfte, zur Auseinandersetzung oder mit einem Anliegen zu ihm kommt, zu sehen, als auf einen Dieb und Räuber! Daher ist es manchmal so schwer, gewisse einflussreiche Personen zu sprechen, sogar in durchaus notwendiger Angelegenheit. Das einzige Verkehrsmittel mit ihnen ist — der Brief oder die Eingabe: briefliche Mitteilungen wirken auf sie beruhigend, wenngleich die mit ihnen verbundenen Handlungen in der Kanzlei viel mehr Zeitaufwand erfordern, als eine persönliche Rücksprache. Vielleicht ist das eine Ursache der starken Entwicklung des schriftlichen Verfahrens bei uns. Fragt man einen solchen Menschen, warum er so eifersüchtig sich absperrt und seine Zeit spart, so erhält man zur Antwort, jede Minute sei ihm kostbar. Sieht man aber näher hin, wozu er diese Minuten und Stunden benützt, so muss man sich wundern, warum er sich bemüht, warum er sich vom Leben, von der Welt, von der lebendigen Thätigkeit trennt und wie ein Harpagon auf seinem Schatze sitzt.

V.

Xenophon in seinen Erinnerungen an Sokrates erzählt die lehrreiche Geschichte eines jungen Atheners, der, noch nicht 20 Jahre alt, sich ausgedacht hatte, Staatsmann zu werden

und eifrig anfing, öffentlich Reden zu halten, in der Hoffnung, die Neigung des Volkes zu gewinnen. Als er zu Sokrates kam, fragte ihn dieser: „Ich höre, Glaukon, dass du den Wunsch hegst, Gewalt in der Staatsregierung zu erlangen?“ — „Ja, ich gestehe, ich wünsche das.“ — „Welch’ schöner Beruf,“ erwiderte Sokrates, „den Staat zu regieren, wieviel Gutes kann man seinem Vaterlande erweisen, welche Ehre für sich und sein ganzes Haus erwerben! Wie berühmt kannst du in Athen werden — und nicht allein in Athen! Themistokles war berühmt auch unter den Barbaren. — — — Vortrefflich! Nur denke ich, und du bist wohl mit mir einverstanden, dass solche Ehre nicht umsonst erreicht wird: man muss sie durch etwas verdienen?“ — „O gewiss,“ beeilte sich Glaukon zu erwidern. — „So sag’ mir doch, wie du zum Beispiel das wohl beginnen würdest?“ — Der junge Mann blieb die Antwort schuldig. Daran hatte er noch nie gedacht. — „Aber doch, wollen wir sehen — zum Beispiel, man sagt: Das wichtigste für den Staat seien Einnahmen. Du würdest also sicher dich bemühen, die Einnahmen des Fiskus zu vermehren?“ — „Bestimmt!“ — „Es wäre interessant zu wissen, womit du anfangen würdest. Du weisst natürlich schon genau, von welchen Dingen der Staat Einnahmen erhält, und wieviel und woher?“ Der Jüngling musste zugeben, dass er das nicht genau wisse. — „Dann sage mir also, welche Ausgaben dir unnötig erscheinen und welche du wohl verkürzen würdest?“ „Ich muss gestehen, dass ordentlich hierüber nachzudenken mir bis jetzt die Zeit gemangelt hat. Aber es scheint mir, dass darüber nachzudenken, sich auch nicht besonders lohnt, da der Staatsschatz sich auf Kosten des Feindes bereichern lässt.“ — — — „Darin hast du Recht, aber dazu muss man den Feind besiegen, stärker sein als er; wenn er aber

stärker ist als du, so nimmt er vielleicht dir noch das deine. Wenn du also auf den Krieg rechnest, so musst du genau deine und des Feindes Macht kennen. Sag' mir, weisst du auch, wie gross unsere Land- und Seemacht ist und wie gross die unserer Feinde?" — „So aus dem Kopf vermag ich dir das nicht im Augenblicke zu berechnen." — „Das schadet nichts" — fuhr Sokrates fort — „wenn du das irgendwo aufgeschrieben hast, so wollen wir es zusammen vergleichen." — Aber Glaukon hatte auch nichts Schriftliches aufzuweisen. — „Nun gut" — fing Sokrates wieder an — „ich sehe, wir müssen vorläufig diese Sache auch auf sich beruhen lassen, es scheint, die Zeit für sie hat sich noch nicht erfüllt. Aber gewiss weisst du alles, was sich auf den inneren Schutz des Staates bezieht: Wieviel Posten zur Wache im Inneren nötig sind und wieviel deren vorhanden sind, wo sie fehlen und zu verstärken sind, wo zuviel sind und sie also verringert werden müssen?" — „Ja, aufrichtig gesagt" — antwortete Glaukon — „wenn es von mir abhängen würde, ich würde sie alle aufheben. Was haben wir denn für Wachen — lohnt es sich denn, sie zu halten, wenn überall soviel gestohlen wird, dass niemand sicher ist?" — „Wie denn das?: Wenn man die Wachen überall aufheben würde, so würden die Diebe nach ihrem Gefallen am lichten Tage stehlen!" sagte Sokrates. — „Kennst du denn diese Sache so genau und weisst du wirklich, dass unsere Polizei garnichts wert ist?" — „Mir scheint es so, und alle sagen dasselbe." — „Nein, Glaukon, da genügt eine Annahme nicht, das muss man genau wissen." — Und Glaukon musste Sokrates zustimmen. „Also" — frug Sokrates weiter — „du willst den Staat verwalten. Weisst du denn auch, wieviel unsere Stadt im Jahre Weizen gebraucht zur Ernährung des Volkes, wie gross der Vorrat davon in den Wirtschaften sein kann, und wieviel noch von aussen her

zugekauft werden muss?" — „Wie soll ich das alles wissen, Sokrates" — antwortete der junge Mensch — „du fragst so viel, dass man eine ungeheure Arbeit übernehmen müsste, um dir zu antworten." — „Aber ohne das ist es ja nicht möglich, Glaukon; das eigene Haus kann man nicht verwalten, ohne zu wissen, wieviel von Allem das Haus bedarf. Es ist aber doch schwerer, einen Staat zu verwalten als ein Haus. Dein eigenes Haus, d. h. das Haus deines Oheims, ist ja nicht in Ordnung; fang damit an, bring das Haus deines Onkels in Ordnung, und dann wirst du ja sehen, ob du zur Staatsverwaltung die Kraft und Fähigkeit besitzest." — „Ich würde das mit Vergnügen übernehmen, aber der Onkel will auf meine Ratschläge nicht hören." — „Wie" — rief darauf Sokrates — „du vermagst nicht, deinen Onkel zu überreden, und du bildest dir ein, du könntest alle Athener und deinen Onkel dazu durch deine Reden überzeugen?" — Das Gespräch endete endlich damit, dass der junge Mensch Vernunft annahm, aufing zu lernen und aufhörte, in Volksversammlungen Reden zu halten.

Es ist wohl angebracht, diese einfache und alte Geschichte in Erinnerung zu bringen, jetzt, da das ganze Land voll Glaukoner wimmelt, die zum Staatsdienste streben auf dem Felde aller möglichen Umänderungen; da kaum der Schulbank entwachsene — und dabei schlecht entwachsene — Jünglinge schon anfangen, in den Kanzleien halborthographische Projekte für neue Verordnungen zu kritzeln oder Reden zu halten, indem sie Phrasen aneinander reihen. Nur dass in jener Zeit ein Sokrates lebte, zu dem die Verwandten einen jungen Menschen brachten, wenn sie bemerkten, dass er sich durch seine leere Rhetorik lächerlich machte. In unserer armen Zeit giebt es keinen Sokrates, und wenn ein solcher leben würde, so würden unsere Glaukone nicht zu ihm gehen und auf ihn nicht hören.

Ihre leeren Reden erschallen in den Versammlungen vor ihnen gleichen Zuhörern und blasen den Redner auf mit unbesiegbarem Dünkel und riesigem Selbstvertrauen; ihre Projekte werden ohne Kritik akzeptiert und erzeugen zuweilen Bewunderung, anstatt Lachen; die ersehnte Treppe eröffnet ihnen die gleichmässigen Stufen, auf welchen die durch Phrasen geflügelten, neusten Staatskräfte*) emporsteigen.

VI.

Sobald der Mensch nur anfängt zu denken, so erwacht in ihm der Wunsch, sich selbst zu erkennen, seinen Platz im Leben festzustellen, seine Idee über das Leben in Übereinstimmung zu bringen. Die nicht festgewordene Idee schwankt zwischen der sich ewig bewegenden, bunten und unbeständigen Wirklichkeit, zwischen einander ablösenden Bestrebungen, Empfindungen und Wünschen. Die denkende Seele wünscht und verlangt alles das zu erkennen und einen Punkt zu finden, auf dem für sie das Gleichgewicht des Lebens gegründet und der Charakter für das Leben gebildet werden könnte.

Es giebt wirklich glückliche Menschen, die von selbst zu diesem Gleichgewichte kommen, ohne grosse Anstrengungen. Ohne Folgerungen oder Vernunftschlüsse zu machen, ohne sich zu fragen — warum, weshalb, woher, wozu? -- findet der Mensch in der Wirklichkeit von selbst, unbewusst die Lösung dieser Fragen. Alle seine Vorstellungen entsprechen

*) Das russische Wort bedeutet denjenigen, der wirkt: den Thätigwirkenden; die Hauptkraft eines Unternehmens, einer Zeit, die etwas hervorbrachte.

seinen organischen Bedürfnissen und schichten sich in seine Seele glatt ein, ohne sich an Wünsche und Empfindungen zu stossen. Das Interesse seiner Thätigkeit ist in dem Kreise eingeschlossen, den er für sich wählte, und aus dem herauszukommen er nicht trachtet. Typen dieser Art sind im gewöhnlichen Leben häufig und können Mitgefühl erwecken, denn nicht selten giebt ihnen die Einfachheit der Beziehungen zum Leben die Eigenschaft der Gradheit und Aufrichtigkeit. Es ist wahr, dass diese Typen auf einer niederen Entwicklungsstufe wenig Interessantes bieten, weil in ihnen keinerlei Schöpfungskraft zu bemerken ist. Aber auf den höchsten Stufen dieses Typus zählen zu ihm auch gebildete Menschen, Menschen mit entwickelter Denkungskraft, welche man die Ausgeglichenen nennen kann. Sie streben nicht zu schaffen, sind keine Meister des Gedankens und der That, aber sie sind begabt mit der Fähigkeit, anzunehmen, zu verstehen und einen schöpferischen Gedanken zu vermitteln, denn sie haben Talent. Die Natur hat in ihnen eine harmonische Vereinigung des Lebens und der That, der Idee und der Gestalten ermöglicht, der Gedanke aber, ohne aufzuhören, thätig zu sein, strebt nicht, diese Harmonie zu zerstören. Zu diesem Typus gehören viele Menschen, die sich in der administrativen Thätigkeit und in der Litteratur, in der Kunst und in der Wissenschaft einen ehrenvollen Namen geschaffen haben, und ihre Thätigkeit ist kostbar, weil sie sowohl den Sinn als auch den Geschmack der gesellschaftlichen Umgebung erziehen, wenngleich sie in ihr nicht selbstformierte, sondern nur aufgefasste Ideen und Gestaltungen verbreiten. — Sie schaffen ein grosses Werk, ohne grosse Anmassungen. — Ihr Wirken erregt durch verwandte Geistesneigung Nachahmer, aber sie vermögen weder neue Schulen zu bilden, noch eine Menge von Enthusiasten der neuen Lehre um sich zu sammeln.

Es giebt eine andere Art Seelen, welche das Gleichgewicht des Lebens durch sich selbst, bewusst, herzustellen begehren. Jeder Vernunftschluss im Menschen beginnt mit dem Erkennen des Guten und Bösen. Das Gefühl des Bösen und des Irrtums erzeugt in der Seele Unruhe, aus der der menschliche Geist einen Ausweg sucht und sich mit dem instinktiven Gefühle — das für einige ausreicht — nicht begnügend, zu der nach Mittel und Wegen zur Erkenntnis der Wahrheit suchenden Vernunft greift. So bilden sich die grübelnden Menschen, die in der menschlichen Zwienatur die Einheit erreichen wollen. Gewisse allgemeine Grundsätze, welche vom Verstande auf Glauben angenommen wurden, bilden ihnen eine unwiderstehliche Theorie, in die sie sich bemühen, alle Erscheinungen des Lebens unterzubringen. Die Vernunft, welche sie mit dieser Theorie identificieren, wird ihnen zur Gottheit, die alle Fragen des wirklichen Lebens entscheidet, und ihre eigene Meinung halten sie für Aussprüche der Wahrheit, denen jeder der Vernunft nicht Beraubte sich zu unterwerfen hat. Diese Verstandesrichtung geht in manchen Fällen bis zum Fanatismus der formellen Logik. Der fanatische Verehrer von allgemeinen Grundsätzen will nichts anerkennen, was nicht in das System seines Denkens passt, und tritt vor handgreiflichen Thatsachen und Erscheinungen der Wirklichkeit nicht zurück. „Selbst wenn ich es sehen werde“, spricht er, „werde ich es doch nicht glauben.“ Als höchste Äusserung dieses Typus sehen wir Philosophen, Theologen, Moralisten, Naturforscher, die den Gedanken gefasst haben, durch die Vernunft nicht allein alles das in Übereinstimmung zu bringen und auszugleichen, was sie selbst sehen, denken und fühlen, sondern auch alles, was andere Leute denken und empfinden, und sogar was noch niemals gedacht worden ist, was aber einmal werden und erscheinen kann. Als

höchste Vertreter dieses Typus können Auguste Comte und namentlich Stuart Mill, — das reinste Beispiel eines abstrakten Denkers mit unbedingtem Glauben an die absolute Bedeutung der Vernunft und der Analyse — dienen.

Diese aber bilden nur die bedeutenden Erscheinungen: die niederen Varietäten dieses Typus sind in den mannigfaltigen Gebieten des Wissens und Wirkens sehr verschieden, und ihre Zahl hat sich in der letzten Zeit bis ins Unendliche vermehrt. Es tauchen vermeintliche Philosophen auf, die sich in irgendwelche modisch-religiöse oder philosophische Lehre gekleidet oder sich eine Lehre gebildet haben, einfach aus Verneinung der von ihrer Umgebung angenommenen Ideen. Diese sowohl als jene aber wähnen den Universalschlüssel zu allem Wissen — zur Politik, zur Wissenschaft, zur Philosophie — zu besitzen.

Tüftelei ist eine Art Kunst und wird durch Künstlerinstinkt genährt: der Verstand liebt es und gewöhnt sich daran, ein mehr oder weniger harmonisches Gebäude von Beweisen, Gründen und Folgerungen zu errichten. Die einen verwenden diese Werkzeuge im Dienste ihrer Leidenschaften, ihrer Begierden und materiellen Interessen, — andere lassen sich verleiten durch die Leidenschaft für Freidenkerei und logischen Gedankenbau, welcher das ganze Gebiet des Denkens zur formalen Einheit zu bringen strebt. Diese Leidenschaft ist eine der stärksten gebietendsten im Menschen. Unter den Erstgenannten giebt es leidenschaftliche Verehrer und Prediger socialer oder religiöser Ideen, die die Menschen reformieren sollen; — diese bilden die obersten Stufen des Typus. Auf den unteren Stufen stehen — Sophisten von allen möglichen Arten, die ihre Kunst, als Kunst des Gedankenspiels, zur Vertretung oder zum Beweise für alles und jedes gebrauchen, aus zufälliger Laune oder

aus Interesse: hierzu gehören die Advocaten und die Zeitungsschreiber der untersten Gattung.

Menschen dieses Typus streben aber doch, die Harmonie in ihrer Seele durch die Ausgleichung ihrer idealen Elemente herzustellen und diese durch folgerichtige, logische Verbindung in Ordnung zu bringen. Aber es giebt Köpfe, die — wenn sie eine von aussen oder innen ihnen zugekommene Idee oder irgend einen Glauben angenommen haben, danach trachten, alles Übrige im Bereiche aller möglichen Ideen und Glaubenssachen ihrer Formel unterzuordnen und nichts anderes anerkennen und anerkennen wollen. Das sind die echten Fanatiker des vorgefassten Gedankens. Ein solcher Mensch ist so überzeugt von der Wahrheit seiner Vorstellung oder seines Glaubens, dass er letztere vollständig mit der Wahrheit identifiziert, — und wenn er imstande wäre, die Wahrheit zu erkennen, sie nicht anerkennen würde, wie er die Wirklichkeit nicht anerkennt, die mit dem nicht übereinstimmt, woran er, als an die Wahrheit, glaubt. Indem er seine Idee bis zu den äussersten Grenzen verfolgt, bleibt er bei keiner anderen Idee stehen, nimmt keine Rücksicht auf Fakta und Erscheinungen, von denen er nichts wissen will. So sein Leben auf die liebgewonnene Idee gründend, gewaltsam eine jede mit ihr nicht übereinstimmende Vorstellung und Bewegung der Empfindung unterdrückend, vermag aber ein solcher Mensch doch nicht, diese vollständig zu vernichten, und nicht selten fahren die von ihm verneinten Kräfte fort, trotz der Vernunftstheorie, trotz des Glaubens, der keinen Kompromiss duldet, in dem wirklichen Leben seine Thätigkeit, seine persönlichen Verhältnisse und Gefühle zu leiten. Diese in der Tiefe der Seele des Menschen verborgenen Gefühle, welche er um nichts in der Welt als seine eigenen anerkennt, erweisen sich von selbst, unabhängig vom Bewusstsein, in seinem

wirklichen Leben als lebendig, obgleich er sich von ihnen losgesagt und sie in Gedanken begraben hat. Namentlich kennzeichnet sich diese Erscheinung in den Fällen, wo die den Menschen beherrschende Idee zur bestimmten Verneinung der Ideen wird, welche der Kreis der ihn umgebenden Menschen angenommen hat. So sehen wir zum Beispiel, dass ein liberaler Gottesleugner, der jegliche Religion bis zum Hass verneint, in seinem häusslichen Leben in groben Aberglauben verfällt oder sich selbst seine eigene Religion aus den Splittern der Formen schafft, welche er verneinte; ein Theoretiker, der nach der „Lehre des Kampfes ums Dasein“ jede Wohlthätigkeit als Trug und Übel brandmarkt, — sobald er Armut sieht, — bestrebt er sich, ihr zu helfen; ein rasender Vertreter des freien geschlechtlichen Verhältnisses, ein Verneiner der Ehe und der Familie — entpuppt sich als zärtlicher und sorgender Gatte und Vater; ein fanatischer Prediger der Ehelosigkeit und der Askese freut sich, wenn ihm Kinder geboren werden; ein abgesagter Feind alles Reichtums, ein Hasser des Kapitals — lässt keine Gelegenheit vorübergehen, seine Kapitalien und Güter zu vermehren. Solche allbekannten Erscheinungen dienen als überwältigende Beweise der Unwahrheit, mit welcher jede vom Leben getrennte Theorie durchsetzt ist. Der verhängnisvolle Zwiespalt der menschlichen Natur blickt überall hervor; die Zunge spricht ein — oft ein hohes feierliches — Wort; die That zeigt etwas ganz anderes. In der Tiefe der menschlichen Seele verbirgt sich, im kleinen wie im grossen — die Heuchelei. Wir entsetzen uns, wenn sie uns in ihrer ganzen Unverschämtheit der Begierde entgegentritt, die sich mit der Fahne der Religion oder der Philantropie bedeckt. Aber ausser der bewussten und schamlosen Heuchelei — wie oft erscheint sie in unbewusster Form, wenn der Mensch, geblendet durch den Stolz seiner

Gedanken oder seines Glaubens, sie gebieterisch unter dem Zeichen der Wahrheit zur Schau trägt, sich brüstend mit der Menge der Verehrer und Jünger, die dieses Zeichen auf allen Märkten herumtragen. Nicht selten unternehmen diese Jünger es, das System ihres Lehrers zu entwickeln durch neue Verallgemeinerungen seiner Grundidee in Gestalt einer Formel, die die Menschheit, indem sie ihr das ganze Geheimnis der Gottheit, der Welt und des Lebens erklärt, erleuchten und durch dieses plötzliche Licht alle Wahrheit, Religion, Kunst, Soziologie und Philosophie umgestalten soll. Diese Schüler aber leisten oft ihren Lehrern einen schlechten Dienst, indem sie alle Mängel und Fehler der Lehre zum System erheben.

Welche Beweggründe führen den Menschenverstand zu solcher äussersten, einseitigen Entwicklung? Es giebt Charaktere, welche ihrem Wesen nach zum Widerspruch geneigt sind und zum Proteste gegen erklärte Meinungen, namentlich gegen Meinungen und Überzeugungen, welche in der Gesellschaft Wurzel gefasst haben, gegen alles auf Tradition Begründete und Anerkannte. Diese angeborene Neigung ist zuweilen fähig, sich bis zu einer Leidenschaft zu steigern, die nach Ausweg und Befriedigung sucht. Ihr zur Hülfe arbeitet sich ein scharfer Verstand eine künstliche Dialektik aus, die ihm als Werkzeug zur Erreichung des Zieles dient, mit aller Energie eines erregten Willens andere von dem zu überzeugen, was er für Wahrheit hält. Indem der Verstand sich in die eine oder die andere wissenschaftliche Theorie, in eine religiöse oder soziale Lehre vertieft, will er aus ihr die Wahrheit ziehen, die bis jetzt niemand erkannt hat, und ist bestrebt, auf diese Wahrheit die Einheit der Wissenschaft, die Einheit des Glaubens, die Einheit des menschlichen Daseins zu gründen. So verwirft mancher grübelnd nach der Wahrheit Suchende, der

sich in den Text der Evangelien vertieft hat und in ihm nach seinem Ideale der religiösen Wahrheit spürt, — ausser einigen Worten und Gedanken — alles, als mit seinem Ideale nicht übereinstimmend, und errichtet auf den Bruchstücken des Textes seinen ganzen Bau des neuen Glaubens, verkündigt ihn als Offenbarung seines Denkens und zieht Jünger und Verehrer aus der auf der Welt herumirrenden Menschenmenge an sich, die ihre zerstreuten Gedanken und Wünsche auf Einheit zu gründen suchen. Es ist nicht zu zählen, wieviel solcher Lehrer eines neuen Glaubens aufgetreten sind, seitdem der Mensch über die Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens nachdenkt oder sie empfindet, und wieviel durch sie zwischen den verschieden glaubenden Menschen nicht Liebe gesät wurde, — nein — sondern gegenseitiger Hass, Böses und Verfolgungen.

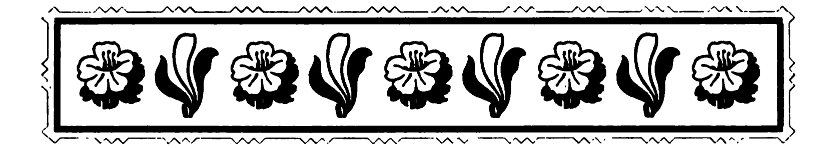
Den höheren Vertretern dieses Typus kann man eine gewisse Genialität der Phantasie und Erfindung nicht absprechen. Der Erfinder gebietet augenscheinlich über Kunst und errichtet, hingerissen durch die Harmonie der Konstruktion sein durch Form und Grösse überwältigendes Gebäude, ungeachtet der offenbaren Ungereimtheit des Inhaltes. So zum Beispiel ist das System des genialen Thoren Fourier. Und alle Gründer höheren Grades solcher Systeme waren hervorragende Künstler in Sinn und Wort. Bemerkenswert ist es, dass nur wenige von ihnen thätlichen Anteil an der Verwirklichung ihrer Theorien genommen haben: fast alle begnügen sich damit, ihre Lehre auszurufen, ohne sich um die Folgen zu bekümmern: das Wort ihrer Lehre ausarbeitend, w e r f e n sie es in die Welt, dass es allein durch sich wirke — mag daraus werden, was will. Die Lehre selbst reisst in ihrem Laufe die Geister an sich und schafft Jünger, welche, indem sie zu Fanatikern der Lehre werden, sie entwickeln und auf ihre Weise auslegen und nicht

selten danach streben, sie zu verwirklichen. In seinem Leben ist ein fanatischer Verkünder der Anarchie nicht selten ein bescheidener Bürger, guter Familienvater und guter Mensch, während seine Schüler und Anhänger in seinem Namen und kraft seiner Lehre wahnsinnige, blutige Werke verrichten. Der Apostel des Sozialismus verschleisst seine Bücher, hält Reden, erwirbt sich Wohlstand, seine Lehre aber, ganze Massen begeisternd, führt diese zu verbrecherischer Thätigkeit. Den Lehrer bekümmert es nicht, wieviel Leben durch seine Lehre verloren gingen, wieviel Unwahrheit in unreife Köpfe gedrungen ist, wieviel neues Elend seine Lehre der Menschheit brachte, wieviel umgestaltete Verzerrungen sie durch den beschränkten Verstand oft ganz dummer Menschen, welche an sie glaubten, erlitten hat; das ist gleichgültig, — er glaubt an sein Rezept, an seine Formel für die Einheit des Lebens der Menschen, welche früher oder später die Menschheit umgestalten soll.

Unsere Zeit — eine Zeit des aufwiegelnden, irrenden Sinnens — ist besonders reich an solchen Typen des anormalen, unausgeglichenen Menschen. Das Leben der Menschheit war in allen Zeiten überfüllt mit Unwahrheit, Zwang, Trug und Elend; in unserer Zeit aber arbeitet der Gedanke gewaltiger, und verständlicher als je eröffnet sich ihm die unendliche Rolle des Bösen und der Unwahrheit. Es ist nicht zu verwundern, wenn zwischen krankhafter Empfindung der das Ideale suchende Gedanke sich in ihr verliert, keinen Ausweg sieht und doch nach einem solchen strebt. Und wehe, wenn er keinen anderen Ausweg in sich findet als Verneinung, Unwillen und Protest! Auf dem Wege der Verneinung gelangt er nicht selten zu einer scheinbaren positiven Lebensformel eigener Erfindung, diese Formel aber wird im Bewusstsein der Gesellschaft nur zur neuen Lüge; im Kampfe mit anderen Formeln anderer Erfindung

verzehrt sie sich selbst im fruchtlosen Verneinen, bis sie endlich irgend einer neuen Lehre Platz macht. Eine nach der anderen ziehen sich hin die Reihen der Menschen, die auf Pilatus Frage: „Was ist Wahrheit?“ eine Antwort in sich finden möchten.

Aber nur der allein, der selbst „von der Wahrheit ist“, findet in sich, auch ohne zu suchen, die Antwort.



Obrigkeit und Vorgesetzte.

I.

Es liegt in den menschlichen Seelen eine Kraft der sittlichen Schwere, welche eine Seele zu der anderen zieht; es besteht ein tiefes Bedürfnis der Einwirkung der einen Seele auf die andere. Ohne diese Kraft würden die Menschen wie ein Haufen von Sandkörnern sein, die durch nichts verbunden sind, und die der Wind nach allen Richtungen treibt. Diese Kraft verbindet auf natürliche Weise die Menschen zur Gesellschaft, ohne vorhergehende Übereinkunft. Sie veranlasst, aus dem Kreise der Menschen einen Menschen zu erwählen, dem man sich anschliessen, dem man folgen, nach dem man sich richten möchte. Belebt durch ein sittliches Prinzip erhält sie die Bedeutung einer schaffenden Kraft und verbindet und erhebt die Menge zu grossen Werken, zu Heldenthaten.

Der bürgerlichen Gesellschaft aber genügt diese freie und zufällige, gegenseitige Einwirkung nicht . . . Das natürliche, sozusagen instinktive Streben nach ihr sucht, indem es sich verdichtet und konzentriert, nach einer **gebietenden**, unbestreitbaren Einwirkung, welche die Menge mit allen ihren verschiedenartigen Bedürfnissen, Verlangen und Leidenschaften vereinen kann, der sie sich unterwerfen, durch die sie den Reiz zum Schaffen und das Prinzip der Ordnung

empfangen, in der sie unter allen möglichen Verzerrungen der Willkür — das Maass der Gerechtigkeit — finden könnte. Also ist jede Gewalt, ihrer Idee nach, auf Gerechtigkeit gegründet, und weil die Gerechtigkeit zu ihrer Quelle und ihrem Grundbau Gott, den Allerhöchsten, und sein Gesetz hat, das von der Natur in die Seele und das Gewissen eines jeden geschrieben ist, — so wird das Wort in seinem tiefen Sinne gerechtfertigt: „Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott."

Dieses Wort ist gerichtet an die Unterthanen, aber es bezieht sich ebenso eindringend auf die Obrigkeit selbst, und, oh, wenn doch eine jede Obrigkeit seine ganze Bedeutung erkennen würde! Eine grosse und schreckliche Sache ist die Obrigkeit, weil sie eine heilige Sache ist. Das Wort geheiligt bedeutete in seinem anfänglichen Begriffe: abgetrennt, dem Dienste Gottes geweiht. Mithin besteht die Obrigkeit nicht um ihrer selbst willen, sondern um Gottes willen, und ist ein Dienst, dem der Mensch geweiht ist. Darin liegt auch die schreckliche, grenzenlose Kraft*) der Obrigkeit und ihre grenzenlose, furchtbare Last.

Ihre Macht ist grenzenlos, und das nicht im materiellen, sondern im geistigen Sinne, denn sie ist die Kraft des Urteils und des Schaffens. Der erste Augenblick der Welterschaffung ist das Erscheinen des Lichtes und seine Trennung von der Finsternis. Dem ähnlich ist auch die erste Äusserung der Obrigkeit die Enthüllung der Gerechtigkeit und das Erkennen der Ungerechtigkeit: hierauf ist der Glaube an die Obrigkeit und der unwiderstehliche Drang der ganzen Menschheit zu ihr gegründet.

---

*) Ich habe nach dem Citate aus der heiligen Schrift das Wort Obrigkeit weiter gebraucht; das russische Wort dafür bedeutet auch Gewalt, Macht. Der Übersetzer.

Wievielmal und überall ist dieser Glaube getäuscht worden, und doch bleibt sein Quell unversehrt und versiegt nicht, denn ohne Gerechtigkeit kann der Mensch nicht leben. Hieraus stammt auch die Schaffungskraft der Obrigkeit, — die Kraft, Männer des Guten, der Gerechtigkeit und der Vernunft an sich zu ziehen und sie zu Worten und Thaten zu begeistern. — Der Obrigkeit gebührt das erste und letzte Wort — das Alpha und Omega in den Werken der menschlichen Thätigkeit.

Wie lange die Menschheit auch lebt, sie hört nicht auf zu leiden, entweder durch die Obrigkeit oder durch Anarchie. Zwang, Missbrauch, Thorheit, Habsucht seitens der Obrigkeit erweckt Aufruhr. Die Menschen, wenn sie den Glauben an das Ideal der Obrigkeit verlieren, wähnen ohne sie auskommen und an ihre Statt das Wort des Gesetzes stellen zu können. Vergeblicher Wahn: im Namen des Gesetzes beginnen die vielen eigenmächtigen Verbindungen den Kampf um die obrigkeitliche Macht, und die Zersplitterung der Macht führt zum Zwang — ärger als der frühere. So treibt die arme Menschheit im Suchen nach besserer Gestaltung gleichwie auf den Wogen eines uferlosen Meeres, ohne Steuer, in dem ein Abgrund den anderen erzeugt, — und kein Hafen ist sichtbar.

Und doch — ohne Obrigkeit vermag sie nicht zu leben. In der seelischen Natur des Menschen verbirgt sich tief — hinter dem Bedürfnisse gegenseitiger Vereinigung -- das Verlangen nach einer Obrigkeit. Seitdem die Natur des Menschen sich spaltete, die Erkenntnis des Guten und des Bösen erschien, und der Trieb zum Guten und Gerechten mit dem Hange zum Bösen und Ungerechten in seiner Seele unausgesetzt zu streiten angefangen hat — ist nirgends Rettung geblieben, als Versöhnung und Stütze zu suchen bei dem höchsten Richter dieses Kampfes, bei der lebendigen

Verkörperung des machthabenden Prinzipes der Ordnung und des Rechtes. Und also, wieviel Enttäuschungen, Verführungen, Leiden durch die Obrigkeit die Zukunft auch berge, — die Menschheit wird doch nicht aufhören, an ein Ideal der Obrigkeit zu glauben und die Versuche, es zu verwirklichen, zu wiederholen — so lange nur noch in ihr der Trieb zum Guten und zur Gerechtigkeit und das Bewusstsein ihrer Zwienatur und Ohnmacht lebt. — Von jeher und bis heute haben die Thoren in ihrem Herzen gesprochen und sprechen: es giebt keinen Gott, keine Gerechtigkeit, kein Gutes und kein Böses — und haben andere Thoren an sich herangezogen und Gottlosigkeit und Anarchie gepredigt. Die Menge der Menschheit aber bewahrt sich den Glauben an einen höchsten Lebensgrund und sucht — unter Thränen und Blut — nach einer Obrigkeit, wie der Blinde nach einem Führer, und schreit nach ihr mit nicht schwankender Hoffnung, und diese Hoffnung ist lebendig — ungeachtet der Jahrtausende von Enttäuschungen und Verführungen.

Das Werk der Obrigkeit ist also ein Werk des ununterbrochenen Dienens und daher im Grunde — ein Werk der Selbstaufopferung. Wie eigentümlich aber tönt doch dieses Wort in den gangbaren Begriffen über Obrigkeit. Es würde natürlich erscheinen, wenn die Menschen vor diesem Opfer fliehen, sich ihm entziehen würden. Aber im Gegenteil, alle suchen die Macht, streben nach ihr, man streitet sich um die Macht, Verbrechen werden begangen, Menschen werden umgebracht, — und wenn man zu ihr gelangt ist, herrscht Freude und Triumph. Die Macht strebt nach Verherrlichung und verfällt, sich verherrlichend, in einen eigentümlichen träumerischen Zustand, — als ob sie um ihrer selbst willen existiere, nicht aber zum Dienste für andere. Und doch liegt das unbestreitbare, einzige, wahre

Ideal der Macht in Christi, des Erlösers, Worten: „Wer unter euch der Erste sein will, der sei der Diener Aller.“ Das Wort geht vorüber an unseren Ohren, wie etwas, was sich nicht auf uns, sondern auf eine andere, besondere Gemeinschaft, die einstens in Palästina bestand, beziehe, — aber in Wahrheit, welche Macht, wie gross sie auch sei, empfindet nicht in der Tiefe ihres Gewissens, dass, je grösser ihre Herrlichkeit, je grösser ihr Wirkungskreis ist, desto schwerer ihre Banden werden, dass desto breiter sich vor ihr das Register der gesellschaftlichen Schwären entfaltet, in dem so viel „Schluchzen, Jammer und Elend“ verzeichnet sind, dass desto lauter Geschrei und Wehklagen über Ungerechtigkeit ertönt, die die Seele vergewaltigen und sie in Pflicht nehmen. Die erste Bedingung der Macht ist der Glaube an sich, d. h. an ihren Beruf: Heil der Obrigkeit, wenn dieser Glaube sich vereinigt mit dem Bewusstsein der Pflicht und der sittlichen Verantwortung. Wehe der Obrigkeit, die sich von dieser Erkenntnis trennt, sich ohne sie fühlt und an sich glaubt. Das ist der Anfang ihres Falles, der bis zum Verluste des Glaubens an sich führt, das heisst, bis zur Erniedrigung und zur Zersetzung.

II.

Die Obrigkeit, als Trägerin der Gerechtigkeit, bedarf vor allem gerechter Männer, Männer festen Sinnes, stark an Einsicht und gerecht im Worte, bei denen ja und nein sich nicht berühren und nicht ineinander fliessen, sondern selbständig und getrennt im Geiste entstehen und im Worte sich äussern. Nur solche Menschen können der Obrigkeit ein fester Stützpunkt und ihre treuen Leiter sein. Glücklich die Obrigkeit, welche solche Menschen zu unterscheiden,

sie nach ihrem Werte zu schätzen und ihnen st
folgen vermag. Wehe der Obrigkeit, welcher sol
zu schwer sind, und die ihnen Leute von na
Charakter, ausweichender Meinung und schme
Zunge vorzieht.

Ein gerechter Mensch ist ein ganzer Mensch
Spaltung duldet. Er sieht gerade in die Auge
seinen Augen blickt ein Ziel, ein Gedanke und
Sein Äusseres ist gesetzt und furchtlos, und s
schwankt nicht von rechts nach links. Sein G
mit sich selbst einig und äussert sich, ohne z
welcher Meinung er zustimmen, wem er genehm s
Wunsch oder Begierde er entsprechen soll. Sei
einfach und sucht nicht nach krummen Wegen
Mitteln — um von dem zu überzeugen, worin de
erzeugende Gedanke in der That noch keine
erlangt hat.

Anders ist der wankelmütige, doppelzü
schmeichlerische Mensch. Er sieht uns wohl in
aber wir sehen in seinen Augen nicht allein ihn
hinter ihm steht noch ein anderer und schielt
so dass man nicht weiss, wem man glauben soll
oder jenem — dem Andern? Er spricht, und
seine Rede schön und feurig erscheint, so ist i
der Gedanke ersichtlich: welchen Eindruck sie
macht hat, ob sie unserm Wunsche oder uns
gemäss war; und wenn sie in uns Anklang ge
so schiebt er sie uns zu und sagt, dass wir i
seien, dass er sie von uns entliehen habe.
geworfenes Wort fängt er im Fluge auf, kleidet
entwickelt es als einen festen Gedanken, als ein
Meinung. Je befähigter ein solcher Mensch
geschickter versteht er uns zu gebrauchen u

lenken. Zaudern wir oder zweifeln, — so schlägt er einen Ausweg vor, der uns aus allen Schwierigkeiten, aus der Sorge zur Ruhe der Selbstzufriedenheit führt. Schwanken wir in der Erkenntnis, auf welcher Seite sich die Wahrheit befindet, — so hat er schon Argumente und Formeln, die uns überzeugen, dass das, was uns zweifelhaft erschien, eben die reine Wahrheit ist.

Das Papier ist geduldig, sagt ein altes Sprichwort, das zu einer Zeit entstanden ist, als die Rechtspflege eine ausschliesslich schriftliche war, und als das Papier der Rabulisterei zum Stoff und Werkzeug diente. Es kam eine andere Zeit, — das Papier ist geblieben, aber die mündliche Rede wurde sein Gebieter, und nun hat man sich über die neueste Juristerei in den Reden unzähliger Oratoren zu wundern. Es hat sich eine neue Schule gebildet, in der die Beschränkten zusammen mit den Gescheiten und Gelehrten angefangen haben, Schönrederei zu erlernen, über alles Mögliche — worüber nur gewünscht wird — schön die Wahrheit zu beweisen und ein künstliches, auf die Empfindsamkeit der Hörer berechnetes Spiel zu spielen. Es entstand eine neue Art Menschen, aus deren Mitte nicht selten die Reihen der ausführenden Beamten, der Administratoren, der Richter und Pädagogen ergänzt werden. Glücklich, wer diese Schule durchgemacht hat und es doch vermochte, sich einen festen Sinn, ein gewissenhaftes Urteil und die Fähigkeit zu bewahren, die Wahrheit hinter den Wolken der allgemeinen Ansichten und Formeln der neuesten Sophistik zu erkennen, mit einem Worte, wer die Schule der Doppelzüngigkeit durchgemacht hat und doch rechtschaffen geblieben ist.

III.

Ein Vorgesetzter muss das Bewusstsein der Würde, der Macht besitzen. Die Macht, die das vergisst und sich nicht bewährt, erniedrigt sich selbst und entstellt ihr Verhältnis zu den Untergebenen. Mit der Würde zusammen und von ihr untrennbar muss auch Einfachheit im Umgang mit den Menschen herrschen, die zu ihrer Animierung für die Sache, zur Belebung des Interesses für die Sache und zur Erhaltung der Aufrichtigkeit in den Beziehungen unentbehrlich ist. Das Bewusstsein der Würde ergiebt auch die Ungezwungenheit im Umgang mit den Menschen. Die Macht muss frei sein in ihren gesetzlichen Schranken, denn bei dem Bewusstsein der Würde braucht sie sich nicht zu ängstigen und zu beunruhigen darüber, wie sie sich zu zeigen hat, welchen Eindruck sie machen wird, und wie sie die an sie herantretenden Menschen zu behandeln hat. Das Bewusstsein der Würde muss aber unzertrennlich sein von dem Bewusstsein der Pflicht: nach dem Maasse, wie das Pflichtgefühl schwindet, verursacht das Bewusstsein der Würde, indem es über Gebühr sich ausbreitet und erhebt, eine Krankheit, welche man Hypertrophie der Macht nennen kann. Je nach dem diese Krankheit zunimmt, kann die Macht in den Zustand der sittlichen Verblendung verfallen, indem sie wähnt, durch sich selbst und für sich selbst zu bestehen. Das ist dann schon der Anfang der Zersetzung der Macht.

Ein Vorgesetzter, der die Würde der Macht begreift, kann nicht vergessen, dass er als Spiegel und als Beispiel für alle Untergebenen dient. Wie er sich hält, so gewöhnen sich auch die Anderen, sich zu halten — beim Empfang, im Verkehr mit den Leuten, in der Art zu arbeiten, in der Beziehung zur Sache, im Geschmack, in den Formen der Höflichkeit und Unhöflichkeit. Vergeblich wäre es, zu

wähnen, dass die Macht in den Momenten, wo sie die Toga des Vorgesetzten abnimmt, gefahrlos sich mit der Menge mischen könnte im Alltagsleben des Haufens, auf dem Markte der Eitelkeiten des Lebens.

IV.

Seine Würde wahrend, soll der Vorgesetzte aber ebenso fest die Würde seiner Untergebenen wahren. Sein Verhältnis zu ihnen soll auf Vertrauen gegründet sein, weil bei Abwesenheit des Vertrauens kein sittliches Band zwischen dem Vorgesetzten und dem Untergebenen bestehen kann. Bedauernswert ist der Vorgesetzte, welcher meint, dass er alles wissen und alles unmittelbar, unabhängig von den Kenntnissen und den Erfahrungen der Untergebenen, beurteilen könne, und welcher alle Fragen allein durch sein Machtwort und seinen Befehl entscheiden will, ohne die Ansichten und die Meinung der ihm unmittelbar zugeteilten subalternen Beamten zu berücksichtigen. In solchem Falle wird er bald seine Ohnmacht gegenüber den Kenntnissen und der Erfahrung der Untergebenen empfinden und damit enden, dass er in gänzliche Abhängigkeit von ihnen verfällt. Ein noch grösseres Unglück aber ist es, wenn er die verhängnisvolle Angewohnheit annimmt, Entgegnungen und Widersprüche nicht zu dulden und nicht zu gestatten: — diese Gewohnheit haben nicht nur beschränkte Köpfe, sondern man begegnet ihr oft bei den aller aufgewecktesten und energischsten, aber unverhältnismässig eigenliebigen und selbstvertrauenden Menschen. Einen gewissenhaften Vorgesetzten muss die Gewohnheit der Willkür und der Eigenmächtigkeit in den Entscheidungen schrecken: — durch sie wird die Gleichgültigkeit grossgezogen, die Seuche der

Bureaukratie. Die Macht soll nicht vergessen, dass hinter einem jeden Schriftstück entweder ein lebendiger Mensch oder eine lebendige Sache steht, und dass das Leben selbst einen ihm entsprechenden Bescheid und Hinweis dringend erfordert und erwartet. In diesem soll eine individuelle Gerechtigkeit enthalten sein, — durch eine gerade, rechtschaffene und genaue Beurteilung der Sache, und noch eine andere Gerechtigkeit, — in der Übereinstimmung der Massregel mit den lebendigen gesellschaftlichen, sittlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen des Volkslebens und der Geschichte des Volkes. Diese Gerechtigkeit fehlt, sobald der Macht eine abstrakte Theorie oder Doktrine als leitendes Prinzip dient, welches das Leben mit seinen eigentümlichen, vielfältigen Bedingungen und Bedürfnissen nicht berücksichtigt.

V.

Je grösser der Wirkungskreis einer machthabenden Persönlichkeit, je komplizierter der Verwaltungsmechanismus ist, desto notwendiger werden untergeordnete, zur Ausführung taugliche Menschen, die der allgemeinen Richtung der Thätigkeit zu einem allgemeinen Ziele sich anzuschliessen vermögen. Jede Zeit und jede Obrigkeit gebraucht Menschen, aber unsere Zeit hat sie wohl nötiger als jemals: gegenwärtig hat die Regierung mit einer Menge neuentstandener und erstarkter Kräfte zu rechnen — in der Wissenschaft, in der Litteratur, in der Kritik der öffentlichen Meinung, in den gesellschaftlichen Institutionen mit ihren selbständigen Interessen. Die Geschicktheit, Menschen zu finden und sie auszuwählen, ist die grösste Kunst der Macht; die zweite ist, die Menschen zu leiten und sie zur gebührenden Disciplin in der Thätigkeit zu führen.

Menschen zu wählen ist eine Sache der Mühe und der durch diese Mühe entwickelten Kunst des Erkennens der Eigenschaften der Menschen. Nicht selten aber neigt die Macht dazu, sich von dieser Mühe zu befreien und tauscht sie aus gegen äussere oder formelle Kennzeichen der Eigenschaften. Zu den allergebräuchlichsten Merkmalen dieser Art gehören die Zeugnisse über die Beendigung des Kursus der höheren Bildung, Zeugnisse, welche durch öffentliche Prüfung erlangt werden. Dieses Mittel ist, wie bekannt, ziemlich unzuverlässig und hängt von einer Menge von Zufälligkeiten ab; es bestätigt also an und für sich nicht thatsächlich die Kenntnisse und noch weniger die Fähigkeiten des Kandidaten für die Thätigkeit, zu der er gebraucht werden soll. Aber das Mittel dient zur Befreiung der Macht von der Mühe, die Leute zu beobachten und sie kennen zu lernen. Wenn sie sich durch das Mittel allein leiten lässt, so verfällt sie in für die Sache verderbliche Fehler. Nicht nur die Fähigkeit und das Geschick, sondern selbst die Bildung des Menschen hängt nicht ab von der nach den Lehrplänen erfolgten Absolvierung der Menge von Gegenständen, welche in das Programm des Lehrkursus aufgenommen sind. Die unzähligen Beispiele bester — zu keiner Arbeit tauglicher — und schlechtester Schüler — die sich später als bedeutende Menschen erwiesen — zeigen das Gegenteil. Es kommt nicht selten vor, dass die Fähigkeit der Menschen erst mit dem Augenblick an den Tag tritt, in welchem sie mit der lebendigen Wirklichkeit der Sache in Berührung kommen: Bis dahin liess die Wissenschaft in Gestalt von Stunden und Vorlesungen die Fähigkeit gleichgültig, weil letztere für sie kein wirkliches Interesse empfand. Das ist die Bildungsgeschichte vieler grosser Staatsmänner.

VI.

Der Vorgesetzte einer umfassenden Verwaltung mit einem weiten Wirkungskreise kann nicht mit Erfolg thätig sein, wenn er seine Macht über alle einzelnen Teile seiner Verwaltung ohne das gebotene Mass ausdehnen will, in dem er sich um alle Einzelheiten der Geschäftsführung bekümmert. Der energischste und erfahrenste Kopf kann seine Kräfte unnütz verschwenden und den Geschäftsgang in den untergebenen Kanzleien verwirren, wenn er sich mit gleichem Eifer um die wesentlichen Fragen, denen er die Hauptrichtung zu geben berufen ist, und um die kleinen Angelegenheiten des laufenden Geschäftes zu bekümmern gedenkt. Sein Platz ist auf der Spitze der Behörde, von der aus er den ganzen Kreis der untergebenen Thätigkeit übersehen kann: unmittelbar in jeden Winkel und alle Gänge der Verwaltung sich begebend, verliert er das Mass für seine Arbeit und seine Kraft, die Fähigkeit des weiten Überblickes, stört die in jedem praktischen Getriebe notwendige Verteilung der Arbeit und schwächt in dem Untergebenen das sittliche Interesse an der Thätigkeit und das Bewusstsein der moralischen Verantwortung eines jeden für die ihm anvertraute Sache. — Desgleichen fehlt der Chef, wenn er die Wahl nicht allein der von ihm unmittelbar Abhängenden, sondern auch aller Nebenkräfte und Arbeiter, welche den Vorstehern der einzelnen Teile der Verwaltung untergeordnet sind, sich persönlich vorbehält: in solchem Falle würde er eine seine Kräfte übersteigende Sache übernehmen, und das nicht zum Nutzen der Sache, sondern allein zur Befriedigung seiner persönlichen Willkür und Herrschsucht. Der Vorsteher jedes einzelnen Teiles trägt die Verantwortung für den Erfolg der ihm anvertrauten Sache, und ihm das Recht vorenthalten, nach seinem Gutdünken sich die Gehilfen und Arbeiter zu wählen, würde

gleichbedeutend sein mit seiner Entlastung von der Verantwortlichkeit für den erfolgreichen Gang der Sache -- mit der Schwächung seiner Autorität -- würde heissen, in dem ihm gesetzlich zukommenden Kreise seiner Thätigkeit ihm die Freiheit nehmen.

VII.

In dem Masse, wie das sittliche Prinzip der Macht im Vorgesetzten schwächer wird, bemächtigt sich zum Unglück seiner die verderbliche Leidenschaft des Patronierens, d. h. die Leidenschaft, zu begönnern, und sowohl hohe als niedere Stellen und Ämter zu vergeben. Die Verbreitung dieser Leidenschaft, welche mit dem Scheine der Gutmütigkeit und des Wohlthuns heuchlerisch verdeckt wird, hat grosses Elend zur Folge. Die Neigung zu solchem Wohlthun ist nicht selten gemischt mit der Neigung zur Dienstfertigkeit anderen Mächtigen der Welt gegenüber, welche ihre Klienten zu begönnern wünschen. Leider werden Wohlthaten dieser Art oft zum Schaden des öffentlichen Wohles, der guten Ordnung und der Verrichtung des Dienstes, oder endlich auf Kosten des Staatsbeutels oder des Beutels einer Gesellschaft ausgeteilt. Die Macht braucht sich nur gehen zu lassen, und sofort trennt sie sich von dem Gedanken an die Diensttreue und an das öffentliche Wohl, dem sie zu dienen berufen ist. —

VIII.

Die Schmeichelei dient als eine der Haupttriebfedern für das Favoritentum, — der ewige Quell der Versuchung, die nicht allein auf schwache, sondern auch auf starke Naturen wirkt, weil die Kunst zu schmeicheln in der Mannigfaltigkeit und den Abstufungen ihrer Handgriffe unerschöpflich ist.

Eines der feinsten Mittel besteht darin, dem Vorgesetzten künstlich die Meinung beizubringen, jeder schöpferische Gedanke ginge von ihm aus, jede neue ihm eingeblasene Erfindung sei von ihm erdacht, jede Arbeit der Untergebenen werde durch ihn beseelt. Auf diese Art wird der Schmeichler mit der Zeit angenehm, erscheint als befähigt und macht den Eindruck eines anhänglichen Menschen. — Ist aber die Neigung des Vorgesetzten für eine solche angenehme Behandlung einmal bekannt geworden, so wird die Jagd nach seiner wohlwollenden und guten Stimmung schon zur Tagespolitik für den inneren Betrieb der Verwaltung.

Ein Mensch von bestimmter Lebensanschauung, der sich und seinen Willen durch vernünftige Arbeit erzogen hat, der sich klar bewusst ist, wonach er strebt und was er will, ist gemäss der Pflicht seines Amtes frei in seinem Verkehr mit den Menschen und schöpft in dieser Freiheit der Beziehungen das Vermögen, Menschen zu beurteilen. Auf seinem Wege befähigten Menschen von starkem Charakter begegnend, erkennt er sie auch, weil er nicht im geringsten durch den Gedanken beirrt wird, als ob seine Würde irgend welche Einbusse erleiden könnte durch die Würde eines anderen Menschen. Zur Macht gelangend, verliert er seine Freiheit nicht.

Ein Mensch aber, welcher nicht durch Disciplin der Arbeit und des Willens zur Macht vorbereitet ist, fühlt sich im Verkehr mit den Menschen nicht frei. Die äussere Würde der Macht allein blendet ihn, schwächt ihn aber auch, weil sie nicht mit der Würde des Charakters und des Verstandes verbunden ist, und daher vermag er auch nicht die Würde des Charakters in anderen zu schätzen: sie straft ihn nur Lügen und beengt ihn. Dagegen fühlt er sich frei mit Menschen von schwachem Charakter und

alltäglichen Neigungen, die ihm schmeicheln, indem sie sich seinem Charakter und seinen Neigungen anpassen. So bildet sich um den Chef ein Netz von nahestehenden Leuten und Günstlingen, von denen er nach seiner Willkür ohne weitere Überlegung für den Betrieb seines Ressorts wählen kann. Selbst nicht durch die Arbeit erzogen, hat er keine klare Vorstellung, was arbeiten heisst und welche Anstrengung die Arbeit verlangt: man präsentiert ihm fremde, fertige Gedanken, die er für seine eigenen hält, ein fremdes Werk, das er für das seinige hält und als solches ausgiebt.

Zu dieser Triebfeder des Favoritentums tritt die Kameradschaft. Unbewusste, nahe Beziehungen, die in früher Jugend zwischen Schulkameraden, zwischen Genossen der Jugendvergnügungen und Zerstreuungen oder im Militärdienste bestanden haben, bilden zwischen den Menschen eine Verbindung, welche nicht sowohl auf gegenseitige Sympathie geistiger Eigenschaften gegründet wurde, als vielmehr durch die Gewohnheit eines nahen Verkehrs. Die Gewohnheit aber wird bei manchen Leuten zum hauptsächlichen Beweggrunde ihres täglichen Lebens und ihrer Thätigkeit, sowohl im persönlichen, als im gesellschaftlichen Verkehr. Und sobald ein Kamerad als Bewerber um Stellung und Ernennung erscheint, so wird die Wahl durch das persönliche Wohlwollen oder durch die Sorge um den Unterhalt eines sich in kärglichen oder ruinierten Verhältnissen befindenden Menschen bestimmt, zuweilen ohne jede Rücksicht auf die Befähigung des Betreffenden für den Posten, um welchen er bittet, ohne Prüfung, ob er imstande sein wird, die vielen ihm anzuvertrauenden privaten oder öffentlichen Interessen richtig zu leiten. Noch näher als die Kameraden stehen dem Oberen seine oft zahlreichen Verwandten, die ihr Loos auf Sinekuren zu gründen suchen und die Sorge um ein

solches Unterkommen für die moralische Pflicht des mächtigen Verwandten halten.

Bleibt denn hierbei noch ein Platz — und welcher — für die Sorge um das öffentliche Wohl, um dessen willen die Macht dem Vorgesetzten anvertraut ist? Es bleibt allein der Name des öffentlichen Wohls, der heuchlerisch auf dem Abzeichen der Würde steht, die der Mann bekleidet, oder der mit dem Amte, welches er einnimmt, verbunden ist.

IX.

Die schätzenswerteste Fähigkeit eines Dirigenten ist das Organisationstalent. Diese nicht häufig vorkommende Eigenschaft kann in keiner Schule erworben werden, sondern ist ein angeborenes Talent. Man kann von Menschen mit solchem Talente sagen, was von den Dichtern gesagt ist, dass sie geboren und nicht gebildet werden (naseuntur, non finet). Es lohnt sich, zu betrachten, welche Vereinigung verschiedener Eigenschaften zu einem Organisationstalente erforderlich ist. In einem solchen Menschen ist die Einbildungskraft mit der Fähigkeit, schnell die Mittel zur praktischen Ausführung zu finden, verbunden. Er muss äusserst überlegend, voraussehend und zugleich entschieden im Handeln sein und den dazu passenden Augenblick erraten können, rasch alle Einzelheiten der Sache durchschauen, ohne das leitende Prinzip aus den Augen zu verlieren; er muss ein feiner Beobachter von Menschen und Charakteren sein, muss verstehen, den Menschen zu vertrauen, darf aber zugleich nie vergessen, dass die besten Menschen nicht frei sind von niederen Instinkten und eigennützigen Regungen.

Glücklich der Staatslenker, dem es gelingt, ein solches Talent zu erkennen und in der Wahl sich nicht zu irren.

Ein Irren ist möglich, und die Fälle sind nicht selten, wo man in einem Menschen von grossem Geiste und grosser Redefähigkeit ein organisatorisches Talent zu erkennen meint. Beide Talente sind aber nicht allein verschieden, sondern sogar vollständig entgegengesetzt. Eine logische Entwickelung des Gedankens, die Fähigkeit für dialektische Argumentation finden sich fast nie vereint mit organisatorischer Begabung. Im Gegenteil: ein Mensch, der die Art des Handelns zu erdenken und den Plan dafür aufzustellen vermag, ist oft ganz unfähig, das beweisend darzulegen, was sein Kopf für die That kombinierte. Dieses Talent enthüllt sich erst im Handeln, die Beredsamkeit hingegen, indem sie durch die Logik ihrer Beweise und durch die Kritik fremder Meinung auf die Geister wirkt, reisst die Menschen schnell hin und ruft plötzlich Begeisterung und Bewunderung hervor.

X.

Gross und heilig ist die Bedeutung der Macht. Eine ihres Berufes würdige Macht beseelt die Menschen und beflügelt ihre Thätigkeit: sie dient allen als Spiegel der Gerechtigkeit, der Würde, der Energie. Eine solche Macht zu sehen, ihre beseelende Einwirkung zu empfinden, ist ein grosses Glück für jeden die Gerechtigkeit liebenden und das Licht und das Gute suchenden Menschen. Ein grosses Elend ist es, die Macht zu suchen und sie nicht zu finden, oder statt ihrer eine Scheinmacht der Mehrheit, die Macht des Haufens, der Willkür unter dem Trugbild der Freiheit zu finden. Nicht weniger traurig, wenn nicht noch trauriger ist es, eine der Erkenntnis ihrer Pflicht, der Idee selbst ihres

Berufes baare Macht zu sehen, die ihrer Aufgabe bewusstlos und formell unter der Decke der Herrlichkeit der Gewalt nachkommt. Sie braucht sich nur zu vergessen, so fängt auch schon ihr Zerfall an. Es bleiben dieselben Betriebsformen, die Räder des Mechanismus drehen sich wie früher, aber der Lebensgeist ist von ihnen geschieden. Allmählich schwindet selbst der Wunsch, vorbereitete und befähigte Menschen für jeden Verwaltungszweig zu wählen, und die Menschen werden schon nicht mehr gewählt, sondern aufs Geratewohl ernannt nach zufälligen Regungen und Interessen, welche mit der Sache nichts gemein haben. Alsdann fängt in dem Betriebe die Tradition zu schwinden an, die von erfahrenen, der Sache ergebenen Männern aufrecht erhalten wurde; die Schule wird zerstört, in welcher die Erfahrung der Alten durch die Praxis neue Kräfte heranzog, und die aus persönlichem Interesse und um der Dienstkarriere willen an die Sache Herantretenden lassen, unaufhörlich sich in der Jagd nach Besserem ablösend, nirgends dauernde Spuren ihrer Arbeit zurück.

XI.

Jede praktische Thätigkeit bedarf einer diese Thätigkeit belebenden Kunst, Kunst aber wird durch vernünftige, rechtschaffene Arbeit erlangt, welche wiederum eine Anleitung nötig hat. Mithin muss jede Institution, welche zur Aufgabe praktische Thätigkeit hat, zugleich eine Schule sein, in der eine Generation neuer Kräfte unter Leitung bewährter alter Arbeiter die Kunst der Sache erlernt. Hierauf ist das innere Interesse einer jeden Sache gegründet und die sittliche Kraft, welche die Sache beleben soll.

Unter dieser Bedingung kann die Institution wachsen und sich vervollkommnen, weil sich vor ihr weite Horizonte aufthun: sie hat Grund zu warten und zu hoffen, sie hat einen Weg, auf dem sie vorwärts schreiten kann. Sobald aber eine Einrichtung gelähmt wird und abstirbt, weil sie sich auf den trivialen Weg der fliessenden Formalität beschränkt, so hört sie auf, eine Schule der Kunst zu sein und verwandelt sich zur Maschine, bei der sich Mietlinge ablösen. Die Horizonte schliessen sich, die Aussicht ist benommen, und das Streben und die Bewegung nach vorwärts hört auf. Das kann das Schicksal der neuen Einrichtungen werden, die sich mit der Komplizierung des bürgerlichen und gesellschaftlichen Seins ausbreiten. Ebenso gestaltet sich die Schule, trotz der Menge von Schülern und Lehrern und Lehrgegenständen, wenn ihre Cadres ergänzt werden müssen durch Lehrer, die unvorbereitet sind und unfähig und das Lehren als Handwerk betreiben, des Unterhaltes halber: der Lebensgeist verkümmert in ihr, und sie wird unfähig, die junge Generation zu bilden und zu erziehen. Das Gleiche geschieht mit dem Gericht, wie kompliziert und vollkommen auch die Formen des Verfahrens sein mögen, wenn es aufhört, eine Schule der Bildung eines durch Kenntnisse, Erfahrung und Kunst starken Richterstandes zu sein; die Formen erkalten und sterben ab, der Lebensgeist schwindet aus ihnen, und das Gericht selbst kann zu einer Maschine werden, bei der gemietete Arbeiter einander ablösen.

XII.

Die Vorstellungen der Leute über Macht, die sie begehren und suchen, sind ebenso mannigfaltig, wie die Leidenschaften und die Wünsche der Menschen es sind. Bei der

Menge der Menschen, deren Sinne sich in dem täglichen Leben konzentrieren, herrscht das Bestreben nach Verbesserung ihres Daseins ohne irgend welche anderen Rücksichten. Zum zweiten erzeugt der Ehrgeiz den vorwiegendsten Reiz nach Macht. In jedem Menschen ist sein Ich, wie winzig und unbedeutend es auch sein mag, eines raschen und unbegrenzten Wachstums fähig, das bei einigen ungeheuerliche Dimensionen erreicht: jeder, wie klein er auch sei, erblickt, wenn er sich umsieht, neben sich noch kleinere Grössen, welchen es unter günstigen Umständen gelang, das Dach des einen oder anderen Gebäudes zu erklettern und glücklich von dem Dache herab auf die unten auf der Erde gehenden Menschen zu schauen. Die Zugehörigkeit zu der Menge der, wenn auch „deorum minorum gentium", wirkt auf den kleinen Menschen verführerisch — und dann — wieviel überblickt man da am Horizonte Gebäude verschiedener Grösse, und wie angenehm ist es, von dem kleinen Gebäude aus ein anderes höheres Dach auszusuchen, auf dasselbe zu klettern — und die entfernten Horizonte zu erschauen, an denen die „dii majorum gentium" leuchten, — — es hat ja Beispiele gegeben auch von solcher Ersteigung!

Das sind die gemeinen Wege und Strömungen, auf denen die Phantasie der kleinen und mittleren Menschen geht und treibt. Selten fragt sich einer von ihnen: wer bin ich? — und bin ich auch befähigt für das Amt, welches auf mir lasten wird mit meiner Erhöhung? Werde ich es auch bewältigen können, und welche Verantwortung muss ich übernehmen? Und wer sich solche Fragen stellt, in dem erlöschen sie unverzüglich in dem Glanze der eingebildeten Herrlichkeit, und der Fragende braucht sich blos mit vielen auf den Dächern Sitzenden zu vergleichen, um sich sofort beruhigt zu fühlen.

Aber — die trivialen Wege bei Seite gelassen — wie

vielfältig sind auch die reinen, erhabenen — und dennoch ach! ebenfalls trügerischen Bestrebungen nach Macht! Zwei Kenntnisse sind es, die wesentlich notwendig sind für die **Weihe** des Menschen zur Macht. Die eine ist die ewige Regel: „Erkenne Dich selbst", die andere: „Erkenne deine Umgebung." Das eine sowohl wie das andere ist erforderlich, damit der Mensch in jedweder weiten oder engen Sphäre bewusst seinen Willen bestimmen und wirken kann — wirken — auf den Willen der Menschen und um die Ereignisse in Bewegung zu setzen. Das Wirken geht in der Welt der Wirklichkeit vor sich; die Gesetze der Vernunft sind auch zugleich die Gesetze der Natur und des Lebens. Wer diese Gesetze nicht kennt, sie nicht beobachtet, sich ihnen nicht anpasst, der ist unfähig zum Handeln.

Die Phantasie des Menschen aber, die nur in abstrakten Bestrebungen der Seele erzogen ist, wenn auch in den erhabensten, und nicht durch Wirklichkeiten, verleitet ihn, seinen Geist erhebend, sich zum Handeln fähig zu glauben, indem sie vor dem Menschen die verlockenden Bilder der Gerechtigkeit und des Guten erscheinen lässt. So erwächst im Menschen ein trügerisches Selbstbewusstsein, das allmählich zur Überzeugung einer ihm gewordenen Bestimmung werden kann. Wenn dann damit noch gewisse allgemeine Regeln und Axiome verbunden werden, welche als von selbst wirkend gelten, und die nur verlangen, bei den menschlichen Verhältnissen angewandt zu werden, um in diese Ordnung und Gerechtigkeit zu bringen, wozu sie an und für sich fähig sein sollen, — dann nimmt diese Überzeugung den Charakter des Dogmatismus an und erweckt, die Seele reizend, in ihr leidenschaftliches Streben nach Macht im Namen der erhabensten Prinzipien der Gerechtigkeit und des Guten, in der That aber doch nur im Namen des eigenen angeschwollenen Ichs.

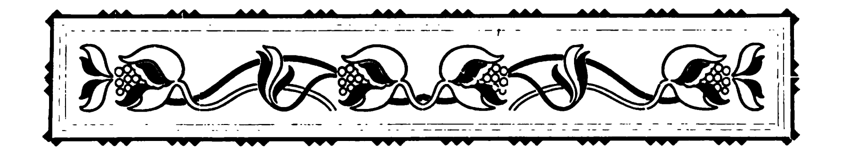
Ich werde befehlen — träumt ein nach Macht Trachtender — und mein Wort wird Wunder wirken; er träumt es, wähnend, ein Machtwort könne allein gleich einem Zauberstabe durch sich selbst wirken. Aber, armes Menschenkind, hast du denn, ehe du zu befehlen anfingst, gelernt, zu gehorchen? Bevor du das Machtwort sprichst, vermagst du denn ein Befehlswort, ein Wort der Widerrede zu verwinden? Hast du die Schule der Dienstpflicht durchgemacht, in der jeder Mensch, an einem bestimmten Platz, zur festgesetzten Stunde, in Verbindung mit einem Netze von Aufträgen, die anderen übergeben wurden, einen bestimmten Auftrag treu und genau erfüllt haben muss? Hast du denn gelernt, zu begreifen, dass der Befehl keine Minerva ist, die plötzlich dem Haupte Jupiters, für den du dich hältst, entsteigt, sondern das äusserste Glied, das in vernünftiger Weise mit einer Kette von anderen Gliedern verbunden ist, mit der logischen Kette von Ursache und Wirkung?

Manchem guten Menschen malt die Phantasie ein Bild des Wohlthuns aus: er möchte so gern Gutes schaffen und dem Guten als Werkzeug dienen. Ach! Um Gutes zu schaffen genügt es nicht, ein guter Mensch zu sein. Selbst derjenige, der nach dem Gebote des Evangeliums aus seiner eigenen Habe Gutes thut, auch der überzeugt sich zuletzt, durch die eigene Erfahrung, dass, einem Menschen Gutes zu erweisen, Gutes im eigensten Sinne des Wortes, — eine sehr heikle und schwere Wissenschaft ist. Um wieviel mal schwerer aber ist es, wenn Gutes aus dem **Säckel der Gewalt** gestiftet werden soll, mit welcher der Mensch bekleidet ist. Gut, wenn er, seiner und der ihm übertragenen Gewalt gedenkend, nicht einen Augenblick vergisst, dass ihm die Macht um des öffentlichen Wohles willen und für Zwecke des Staates erteilt wurde, dass in dem Wirkungskreise seiner Macht der Vorrat der ihm zugewiesenen Kraft sich nicht in

ein Füllhorn verwandeln kann und soll, aus dem nach allen Seiten hin mildthätige Geschenke, mannigfaltige Belohnungen sich ergiessen, und dass das ihm vom Staate übertragene Recht, über den Wert der Persönlichkeiten, über das Gerechtfertigte der Gesuche und über die Bedürfnisse, welche Hilfe und Mitwirkung erfordern, zu urteilen, sich in seinen Händen nicht zum Rechte der Gönnerschaft gestalten soll und darf!

Aber die Versuchung ist gross — sowohl für den guten, als — setzen wir hinzu — für den eiteln Menschen, — und beide Eigenschaften sind nicht selten vereinigt. — Wie süss ist es, ein Gönner sein zu können, von allen Seiten freundlichen und dankbaren Blicken zu begegnen! Ein Nachgeben dieser Schwäche kann die Macht zur äussersten Hinfälligkeit führen, bis zum Verwechseln des Wertes und der Fähigkeiten mit Borniertheit und niederen Gelüsten, bis zur Verderbtheit der Untergebenen, als Folge allgemeiner Stellenjagd, allgemeiner Begierde nach Auszeichnungen, Belohnungen und Zulagen.

Das erste Gesetz der Macht ist: „gerechtes Mass.“ Es erzeugt die Kraft, jeden nach seinem Werte zu beurteilen und jedem das ihm Gebührende zuzuteilen, nicht niedriger, nicht höher, als das ihm zukommende Mass. Es lehrt, die Menschenwürde in sich und in anderen zu wahren und das Laster, das nicht geduldet werden darf, von der menschlichen Schwäche zu unterscheiden, die Nachsicht und Fürsorge verlangt. Es hält die Macht auf der Höhe ihres Berufes, indem es zwingt, über die Menschen sowohl als über die ihnen übertragene Aufgabe nachzudenken. Es giebt dem von der Macht kommenden Befehl Festigkeit und erteilt dem Machtworte Schaffungskraft. Wer durch Gleichgültigkeit und Trägheit dieses Mass verlor, der hat vergessen, dass er Gottes Werk thut, und verrichtet solches mit Nachlässigkeit.



Aus Carlyle.

I.
Kindheit.

Du glückliche Zeit der Kindheit! Segenspendende Natur, allen bist du eine gute Mutter; und so hast du deinem jungen Pflegling ein heimisches Nest der Liebe und unendlicher Hoffnung bereitet, und hier wächst er und schlummert, gewiegt von süssen Träumen! Unter dem elterlichen Dach ist unsere Zuflucht und unser Schutz; hier ist der Vater — der Prophet und Priester und unser Herrscher, und im Gehorchen erlangen wir die Freiheit; der junge Geist ist nur eben hervorgegangen aus der Ewigkeit und kennt das nicht, was bei uns Zeit heisst: die Zeit ist ihm noch kein raschfliessender Strom, sondern ein heiterer, hell in der Sonne glänzender Ozean; Jahre sind dem Kinde wie Jahrhunderte — es kennt noch nicht die Geheimnisse der bitteren Sorge, die Geheimnisse des bald schnellen, bald zögernden Strebens der dahinrasenden Welt — und so kostet es in seiner unbeweglich verharrenden Welt, was wir in dem kochenden Strudel unserer Welt für immer entbehren — es kostet die Wonne der Ruhe. Schlafe — ruhe noch, holdes Kind! — Draussen, und bald schon, wartet deiner dein langer und beschwerlicher Weg. Eine kleine Weile

noch, und dein Schlaf ist aus — und deine Träume selbst werden zum Spiegelbilde des Lebenskampfes, und du lernst verstehen das Wort des alten Weisen: „Ruhe?! Dir bleibt noch die ganze Ewigkeit — um zu ruhen.“

Himmlischer Nektar süssen Vergessens! Pyrrhus kann die Welt erobern, Alexander — die ganze Welt zerstören — dich aber können sie nicht gewinnen; siehe, du aber schwebst von selbst hernieder, senkst dich leise auf die Lippen und die Augen und das Herz eines jeden Kindes, des Sohnes seiner Mutter. Schlaf und Wachen ist ihm dasselbe. Das schöne Eden des Lebens wiegt ihn unablässig in Schlummer, durch das Lispeln seiner Blätter, und überall umgiebt ihn der Wohlgeruch des himmlischen Taues und der prächtigen Blüte — Hoffnung.

II.
Einfache Lebensregel.

Keine Überzeugung, wie rein und erhaben sie auch sein mag, hat einen Wert, wenn sie nicht durch That in Leben umgesetzt wird. Und bis dahin ist es sogar unmöglich, die Thatsächlichkeit der Überzeugung zu erkennen, weil eine Verstandesmeinung — ihrer Natur gemäss — grenzenlos, formlos, eine Untiefe unter vielen Untiefen ist: die zweifellose Glaubwürdigkeit der Erfahrung allein vermag die Überzeugung bewusst zu dem Mittelpunkte zu führen, den umkreisend sie zum System wird. Es giebt ein wahres, weises Wort: „Jeder Zweifel wird nur gehoben durch — Handeln.“ Wenn jemand also krankhaft in dem trüben Flackern eines ungewissen Lichtes vergeht und aus der Tiefe der Seele betet, das Tageslicht möge ihn aus der

Dunkelheit führen, so mag er sich eine andere unschätzbare und erlösende Regel zu Herzen nehmen: „Schaffe das Werk, das dir am nächsten ist und worin deine allernächste Pflicht besteht.“ Schaffe das — danach erscheint ein anderes — die darauf folgende Pflicht, und alles wird in dir Licht werden.

III.
Erziehung.

Was für Schulen und Seminare, Menschen zur Thätigkeit zu bilden, es auch geben möge, welcherlei Kurse für's Lehren, Predigen und Bekehren — für alle gilt die eine Regel: die jungen Seelen zu gewöhnen, dass sie zu befehlen und zu gehorchen vermögen. Die Weisheit des Befehlens, die Weisheit des Gehorchens, die Fähigkeit für das eine und für das andere, das bleibt der richtige, wahre Massstab für Kultur und für menschliche Tugend — für jedermann, wer er auch sei; alles Gute liegt in dem Besitze dieser Eigenschaften. Wer zu befehlen versteht und zu gehorchen, der ist ein brauchbarer Mensch; wer das nicht versteht, der ist unbrauchbar. Wenn unsere Lehrer, unsere Prediger in ihren Seminaren, Akademien und Kirchen in den Menschen diese Eigenschaften erziehen, so ist ihre Lehre treu, recht und wirksam; wenn nicht, so ist die Wahrheit nicht in ihr.

IV.
Thätigkeit.

Beobachte und bedenke, welche Arbeit du, gerade du, verrichten kannst: die erste Aufgabe eines Menschen ist — für sich diejenige Arbeit zu finden, die er in dieser Welt auszuführen vermag.

Dazu eben wird jeder Mensch geboren — heute sowohl als in Ewigkeiten. Er wird geboren, um alle Kraft, die ihm der höchste Gott gegeben hat, auf das Werk zu wenden, zu dem er fähig ist: bei dem Werke zu verweilen bis zum letzten Atemzuge und es bestmöglichst zu verrichten. Wir alle sind dazu berufen — und dafür wartet unser eine sichere Belohnung, wenn wir sie verdienen, die Belohnung, dass wir unser Werk vollbracht haben oder wenigstens auf alle Weise uns bemühten, es zu thun. Das ist an und für sich ein grosses Heil, und man kann sagen, dass wir auf dieser Welt auf eine bessere Belohnung nicht zu hoffen haben. „Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns genügen;“ weiter aber — ist es denn nicht gleichgültig, ob du dafür ausgegeben hast — siebenzigtausend, sieben Millionen oder siebenhundert? Im Wesentlichen ist für eine weise Seele der Unterschied nicht bedeutend.

* * *

Das grösste Glück, welches ein weiser Mensch sich wünschen kann, ist das Glück, ein Werk unter den Händen zu haben und es zu thun. Der Mensch jammert: „ich habe nichts zu essen“, sein erster Jammer aber ist: „keine Arbeit“. Das Unglück eines Menschen liegt darin, wenn er nichts thun — sein Menschenloos nicht erfüllen kann. Rasch verfliegt der Tag — rasch das Leben — die Nacht bricht herein, die Nacht, in welcher niemand wirken kann.

Was hast du gearbeitet, Mensch, wie hast du gearbeitet? Dein Glück, dein Unglück, das war ja dein Lohn — und du hast ihn ganz verthan, nur um zu leben — kein Pfennig ist übrig geblieben. Dein Werk aber, dein Werk — wo ist es?

Und wäre der Mensch kein solch' hungriger Landstreicher, so würde er nicht nach Lohn jammern, sondern weinen über sich selbst — dass er seinen Lohn verthat.

V.
Religion.

Der Gottesdienst — das ist das Gewand, die Form, in welche die Menschen für sich zu verschiedenen Zeiten das religiöse Prinzip kleideten, die Idee des Göttlichen in der Welt ausdrückten, indem sie ihr einen lebendigen, wirkenden Leib gaben, damit diese Idee unter uns Wohnung nehme und uns mit dem lebendigen, beseelenden Worte begabe.

Es lässt sich nicht ausdrücken, was für den Menschen dieses Gewand des Lebens bedeutet, das wichtiger und unentbehrlicher ist, als alle Gewänder und aller Schmuck des menschlichen Lebens. Gewebt und gefertigt ist es von der Gesellschaft: nur da, wo „zwei oder drei zusammen sind," nur da erscheint die bei einem jeden im Geiste verborgene Religion im äusserlichen Ausdrucke und strebt, sich zu verkörpern zur sichtbaren Einigung einer streitenden Kirche. Geheimnisvoll und wunderthätig ist diese Einigung der einen Seele mit der anderen im Streben zum Himmel: nur in diesem Streben und nicht im Streben nach unten, zur Erde, bildet sich die Gesellschaft. Der Mensch sieht dem Bruder ins Antlitz, begegnet seinem Blicke — einem freundlichen, entgegenkommenden, liebevollen — oder einem von Wut und Hass entbrannten — und sofort wird die bis dahin ruhige Seele unwillkürlich von dem gleichen Feuer erfasst; und sich von dem einen in dem andern spiegelnd,

erwächst das Feuer zur schrankenlosen Flamme — entweder heisser Liebe oder tötlichen Hasses: solche Wunderkraft strömt von einem Menschen zum andern. Und wenn diese Kraft auf den engen Pfaden unseres irdischen Lebens so wirkt — wie muss ihre Wirkung im Streben zum himmlischen Leben sein, wenn eine Seele sich der anderen verbindet in der tiefsten Tiefe ihres innersten Ichs.

VI.
Das Unbewusste.

Gesunde denken nicht an die Gesundheit, es denken an sie die Kranken: das ist ein Aphorismus der Medizin, aber seine Anwendung ist eine viel grössere als nur in der Sphäre der Medizin —, nicht in der Therapeutik des Körpers allein, sondern auch in derjenigen der Moral und des Geistes, der Politik und der Litteratur findet er Anwendung. Es ist der Probierstein für alle Lebenskräfte.

Alle Ärzte sind darüber einig, was zur Gesundheit erforderlich ist: es ist nötig, dass jedes Organ seine Funktionen einfach, unbewusst verrichte. Irgend ein Organ braucht nur seine Anwesenheit getrennt zu äussern, sich hervorzuthun, wenn auch nur zum Vergnügen, damit im Körper ein besonderer Knoten der Empfindung sich schürze — und die Verwirrung beginnt. Die Höhe des körperlichen Wohlseins ist dann erreicht, wenn die gesamte Thätigkeit aller Organe als eine einheitliche, ganze erscheint: der Mensch ist an und für sich „ohne System“ gesund. Die Einheit, Eintracht äussert sich immer geräuschlos oder ruhig; der Streit — im Gegenteil — giebt sich laut kund. In manchen

Sprachen wird der Begriff selbst der Gesundheit durch ein Wort ausgedrückt, das Einheit bedeutet, und wenn wir ganz bei uns sind, fühlen wir uns unverletzt; (in der slavischen Sprache bedeutet „ganz“ gesund).

Wer von uns ist so glücklich, dass er ganz „ohne System“ lebe. Viele, wenn sie in Gedanken zu ihrer Jugend zurückkehren, erinnern sich — welche Zeit des Lichtes, der reinen Luft, der Empfindung, der Leichtheit und der vollständigen Freiheit das war: der Körper war noch nicht zum Kerker der Seele geworden, war uns ihr Gefäss und ihre Ergänzung. Wir dachten nicht an unsere Glieder sondern bewegten uns, schrieen und liefen; und durch die Ohren, die Augen und durch alle geöffneten Gefühlswege drangen von aussen klare Töne, Reden und Mitteilungen in uns ein; uns selbst aber entströmte eine mutige, mächtige Kraft; wir standen gleichsam im Mittelpunkte der Natur, rings umher spendend und von überall empfangend, in Harmonie mit der ganzen Natur. Nicht wie die Landleute Virgils: wir waren eben daher zu glücklich, weil wir unser Glück nicht kannten. Unser ganzes Wesen war ein einiges, der ganze Mensch — ein verkörperter Wille.

So könnte auch ferner unser Leben sein, wenn Ruhe oder glückliche Arbeit das Loos der Menschheit wäre; das Leben würde eine reine, ununterbrochene Harmonie von Tönen sein, das Leuchten eines weissen Lichtes, das uns alles erhellt, welches wir aber selbst nicht sehen würden, eines Lichtes ohne jegliche Berechnung der Strahlen in Farbe und Schimmer. Schon der Anfang jeder Untersuchung ist krankhaft: jede Wissenschaft, sobald man sich in sie hineindenkt, muss aus dem Gefühl eines Nichtrichtigen, Verdorbenen entstehen, und sie besteht durchaus in einer Teilung, Zerstückelung, in einer teilweisen Verbesserung eines besonderen Übels. So wächst, nach der alten Schrift,

der Baum der Erkenntnis auf der Wurzel des Bösen und bringt sowohl gute, als böse Früchte.

Ach! Die Erinnerung an den ersten Zustand der Freiheit und des himmlischen sich nicht Bewusstseins ist zum idealen, poetischen Traum geworden, und wir stehen in der Welt, erfüllt mit Kenntnissen von vielem, und das Wissen — das Merkmal des Unharmonischen — zwingt uns, aus allen Kräften Ordnung herzustellen. Manchmal, in seltenen Fällen, vernehmen wir die himmlische Melodie, aber am häufigsten vergeht das Leben im Kampfe, im Zwang, in stossenden Bewegungen. Das Leben ist uns gegeben zur Lebensthätigkeit, zum Streben nach einem in der Ferne sichtbaren Ziele — und zu dieser Thätigkeit hat uns die Natur mit Vernunft und Willen ausgestattet. Aber dieselbe Natur hat es so eingerichtet, dass das Unbewusste in uns und durch uns wirkt. Wie unbegrenzt auch das Gebiet der menschlichen Thätigkeit ist, nur ein kleiner Bruchteil von ihr wird vom Bewusstsein und der Voraussicht geleitet: Was der Mensch auch erdenken, was er auch wissen und verstehen kann — im Wesentlichen ist alles nur etwas Mechanisches und Kleines, das Grosse aber, das wissentlich Lebendige, bleibt Geheimnis, und allein seine Oberfläche ist dem Verständnis zugänglich. Und die Natur, wie eine sorgende Mutter, verbirgt sogar vor uns, dass sie ein Geheimnis ist; wir ruhen in ihrem schönen und fruchtbaren Schosse wie in einem sicheren Hause; wir gehen über einen Abgrund, über dem so wunderbar und schrecklich alle menschlichen Werke und Begebenheiten hängen, wir gehen und bauen auf ihm, als ob uns nicht ein dünner Faden, sondern ein unbewegbarer Fels über ihm hielte. Nebenbei, in der Nähe weilt der unvermeidliche Tod, und in solcher Nachbarschaft mit ihm kann der Mensch vergessen, dass er für den Tod geboren ist. Von seinem Leben selbst, das wahrlich in sich

die Unendlichkeit und Ewigkeit birgt, vermag der Mensch leichtsinnig zu wähnen, es sei ihm einfach zur täglichen Arbeit und Nahrung gegeben. So künstlich leitet die Natur, die Mutter jeder vollkommenen Kunst, (die kaum von weitem sie nachzuahmen vermag) das Endliche aus dem Unendlichen und führt den Menschen sicher seinen wunderbaren Weg, indem sie ihm nicht die Gabe des Voraussehens, sondern vielmehr da, wo es nötig ist, die Gabe der Blindheit verleiht. Im tiefen Grunde aller ihrer Gaben, deren köstlichste das Leben ist — liegt, vor uns wohlthätig verdeckt, das Dunkel. Selbst des Lebens Wurzeln und innere Pfade, die bis zum schrecklichen Gebiete des Todes und der Nacht sich erstrecken, liegen in der Tiefe, unbemerkbar — des Lebens herrlicher Stengel aber, bedeckt mit Blüten und Blättern, wächst und prangt sichtbar im Lichte der Sonne.

Das Gleiche gilt für die Geisteswelt. Ein wahrhaft fester und mächtiger Geist — an Verstand und Sittlichkeit — ist sich seiner Kraft nicht bewusst: hier, wie in der physischen Welt ist das Merkmal der Gesundheit — das Unbewusste. Und in der inneren wie in der äusseren Welt ist nur das Mechanische erkennbar — alles Dynamische und Wesentlich-Lebende — verschlossen. Im Gebiete des Gedankens können wir vielleicht das oberste allein bestimmt ausdrücken: Oben liegt die Sphäre der Argumentation und der bewussten Betrachtung — unter derselben aber liegt das Gebiet der Gedankenkonzentration, und hier in geheimnisvoller Tiefe weilt das Wesen unserer Lebenskraft, — hier entsteht und wächst jedes Werdende, in jener Sphäre allein — der Aufbau, die Ausarbeitung, die Verbreitung des Gedankens. Alles Gemachte ist verständlich, aber gemein; — das Erschaffene ist gross, entzieht sich aber dem Verständnis. Ein Rhetor, Advokat, wie geschickt er auch sei — steht in der hintersten Reihe der wahr-

haften Denker — er weiss, was er imstande ist, hervorzubringen, und auf welche Weise er dazu gekommen ist. Der Künstler aber weiss das nicht — in ihm wirkt die Eingebung. Im Poeten, im Redner, im Forscher ist die wirkliche Kraft eine unbewusste. Ein wahres, gesundes Verstehen ist kein logisches, beweisendes Verstehen, sondern ein durchschauendes (intuitives), weil das Ziel des Begreifens nicht im Beweisen und im Erklären der Ursache besteht, sondern darin, dass man wisse und glaube.

Das nämliche findet in der Sphäre der Sittlichkeit statt. Es ist gesagt: „lass deine Linke nicht wissen, was deine Rechte thut.“ Flüstere nicht in deinem Herzen: „wie gut ist das, was ich that, — von dem Augenblicke an verliert dein Werk den ganzen Wert. Ein guter Mensch ist der, welcher unausgesetzt Gutes thut, für den die Tugend ein natürlicher, keine Verwunderung erregender, keine Erklärung fordernder Zustand ist. — Selbstbetrachtung ist zweifellos ein Krankheitssymptom, sogar bei Erkenntnis der Krankheit und dem Wunsche nach Genesung. Die Tugend ist krank, welche sich in Unklarheit verzehrt und im Bewusstsein ihrer Sündhaftigkeit oder, noch schlechter, sich aufbläht mit Selbstzufriedenheit und Prahlerei: in dem einen wie in dem anderen Falle ist das — Selbstsucht; ein unnützes Ausschauen nach dem zurückgelegten Wege, wenn man vorwärts sehen und, ohne stehen zu bleiben, vorwärts gehen soll. Die sittliche Sphäre überhaupt, als die innerste, allerlebendigste, verlangt Ganzheit, und das Kennzeichen der Ganzheit ist — das Unbewusste.

Der Genius der Sittlichkeit, wie auch der niedrigere Genius des Geistes, sind sich selbst ein Geheimnis. Die gesunde, sittliche Natur liebt das Gute und lebt ganz im Guten — ohne sich dessen zu verwundern; die kranke ist in das Gute verliebt und bemüht sich, in ihm zu leben,

oder wendet sich von ihm ab, nachdem sie sich von der Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt hat, und verlässt es nicht ohne Verachtung. Bewundernswert sind diese Beziehungen des Willkürlichen und Bewussten zum Unwillkürlichen und Unbewussten in der Seele des Menschen; aber wir sind so geschaffen, und das ist unsere Natur. Und in welchem Sinne uns das Dasein jedes Sterblichen auch erscheine — im höchsten geistlichen oder im tierisch-physischen, unzweifelhaft ist es, dass im gesunden Zustande die Grundenergie seines Lebens eine unsichtbare, unbewusste ist. Oder, um es mit den Worten des schon angeführten Aphorismus zu sagen: „Die Gesunden denken nicht über die Gesundheit nach — an sie denken die Kranken.“



Gladstone über den Grund des Glaubens und des Unglaubens.

(The impregnable Rock of Moly Scripture.)

Der Unglaube weist hin auf den Irrtum, auf die Unaufmerksamkeit, auf die Unsicherheit der gläubigen Menschen: das ist wahr — und wird zum schweren Hindernisse für die Befestigung des Glaubens.

Wenn wir, hingerissen von der Idee der Gnade und Güte Gottes, seine unwandelbare Wahrheit und Gerechtigkeit vergessen; wenn wir, seine unaussprechliche Barmherzigkeit in der Vergebung der Sünden lobpreisend, das auslassen, was in untrennbarer Verbindung mit der Verzeihung steht — ihre tiefe, durchdringende Wirkung auf die entlastete Seele — so bringen wir schon dadurch allein das ganze System der christlichen Lehre in grössere Gefahren, als die sind, welche ihm seine Feinde bereiten. Aber es giebt noch schlechteres. Noch schlechter ist es, wenn der an Christus Glaubende sich zu Christi Lehre bekennt, aber nicht daran denkt, sie in seinem Leben zu verwirklichen; — das Allerschlechteste aber ist, wenn er sich an die Lehre hält und doch nicht nur durch die gewöhnlichen Schwächen

oder Übermasse der menschlichen Natur verleitet wird, sondern solche Grundelemente der Sittlichkeit missachtet, gegen die selbst das Laster selten sich erfrecht zu streiten. Die Einrichtung der Familienbande, die sittlichen Beziehungen zwischen den Gliedern der Familie, die Natur des Mannes und des Weibes, das Verhältnis des Menschen zu seiner Seele, die ihm von Gott anvertraut ist, dass er sie kennen, achten lerne, sie reinige und heilige: alles das ist festgestellt durch die allerältesten, durch die allertiefsten, durch die allerheiligsten Gesetze. Jeder Progress wird auf die Übereinstimmung mit diesen unvergänglichen, wenn auch nicht geschriebenen Gesetzen untersucht und geprüft: an diesem Masse können wir erkennen, ob der Progress ein thatsächlicher oder ein trügerischer, falscher ist, und selbst das Christentum würde das Christentum nicht sein, wenn es fähig wäre, diese heiligen Verordnungen zu erschüttern.

Wir gehen über zu den Verneinern des Glaubens. Die Verneinung hält die Vernunft für ihre einzige Quelle; das ist nur teilweise richtig. Man führt zum Beispiel als Ursachen des Unglaubens an, dass solche Dogmen wie die Dreifaltigkeit, die Menschwerdung, die Sakramente, das jüngste Gericht den aufgeklärten Gedanken der gegenwärtigen Menschheit durchaus unerträglich erscheinen. Mich bringt dagegen alles zur Überzeugung, dass die Hauptursache des Wachstums der negativen Lehren in unserer Zeit keine intellektuale, sondern eine sittliche ist, und dass man sie in dem wachsenden Überhandnehmen des Materiellen und Sinnlichen über das Übersinnliche und Geistliche zu suchen hat.

Man könnte dieser Meinung wohl den Charakter des Gehässigen zuschreiben, sie Pharisäertum nennen, in der schlechtesten Bedeutung des Wortes; man könnte sie in dem Sinne erklären, als ob von der Kraft und Festigkeit

der dogmatischen Satzungen bei jedem einzelnen Individuume auch die Höhe des sittlichen Charakters abhänge. Das würde aber durchaus falsch sein und der täglichen Erfahrung des Lebens widersprechen. Ich meine etwas ganz anderes. — Ich spreche von etwas, das sich nicht auf den einen oder den anderen Menschen im Einzelnen bezieht, sondern auf uns alle. Wir haben das Mass des Notwendigen und der Bedürfnisse vollständig verändert; wir haben unsere Wünsche und Begierden ausserordentlich vermehrt; wir haben für uns neue soziale Überlieferungen aufgestellt, die uns unbewusst bilden und leiten, unabhängig von vorhergegangener Überzeugung und Wahl. Wir haben eine neue Atmosphäre geschaffen, die wir einatmen, so dass durch ihre und der in ihr befindlichen Elemente Wirkung unser ganzes Wesen unbewusst umgestaltet wird. Das heisst aber nicht, dass uns die Umgebung gestaltet, denn die Denk- und Urteilskraft ist in uns vorhanden. Aber wir benutzen diese Kraft wenig, setzen sie selten in Thätigkeit, so dass die uns umgebende Atmosphäre, das gegebene Lebensmass, von uns natürlich, ohne Widerspruch aufgenommen wird: Mit diesem Vorrat übernimmt jeder von uns seine Lebenswanderung, und er leitet, mit Ausnahme seltener Fälle, unser Leben — wenn auf der einen Seite die widrige Erscheinung des Lasters oder auf der anderen der Anblick einer christlichen That uns nicht veranlasst, ein besonderes Mass für unser Leben und Wirken zu wählen. Aber beides findet statt im Kreise der angenommenen Meinung, so dass eines mit dem andern sich mischt, und wenn man die Menschen hinsichtlich ihrer Lebens- und Handlungsweise beobachtet, so trifft man Menschen an von grosser Tugend mit wenig Glauben und solche von festem Glauben, aber jämmerlicher Tugend. Im Kreise der öffentlichen Meinung kann es also scheinen, als ob Freiheit und Wahrheit in

gleicher Weise bei den Glaubenden wie bei den Nichtglaubenden anzutreffen sei.

Die Hauptursache dieses überraschenden, ja furchtbaren Widersinnes liegt ohne Zweifel darin, dass einem jeden unter uns persönlich der Glaube nicht auf dem Wege des Kampfes, des Opfers oder einer festen Überzeugung gekommen ist — sondern dass er uns geworden ist, wie alles fast, was wir besitzen, auf leichte Art, durch Geburt und Erbschaft, von anderen, aber nicht durch uns selbst — wie eine natürliche Sache, nicht als Folge der Wahl und Anstrengung — so dass er auch nur auf uns sitzt wie ein äusseres Kleid, aber uns nicht durchdringt, als Prinzip, als wirkende Kraft.

Andererseits aber ist es unbestreitbar, dass die herrschende Tradition in unserer Atmosphäre die christliche Tradition ist. Durch sie allein ist das zur Möglichkeit geworden, was ohne sie unerreichbar geblieben wäre. Sie allein, diese Überlieferung, trägt ruhig und unbemerkbar die Vorstellung von Tugend, von Selbstverleugnung und Menschenliebe, zusammen mit der Kraft einer übereinstimmenden Thätigkeit, in viele Seelen und Charaktere, nicht allein gläubiger, sondern auch nicht glaubender Menschen. Viele den christlichen Glauben nicht leugnende Menschen wissen selbst nicht, wo, wann und wie sie gelernt haben, sich nach ihm zu richten; ebenso begreifen viele, die den christlichen Glauben verlassen haben, nicht, dass das Erhabenste in ihrem Denken, in ihrer geistlichen Natur und in ihrem Handeln eine Frucht des Christentums ist. — Was bedeutet das neuerfundene Wort **Altruismus?** Seinem Sinne nach ist es einfach das zweite Gebot des christlichen Gesetzes, das „dem ersten gleich ist.“ Der Form nach ist es eine Maske, welche den erborgten Sinn verdeckt, so dass manche nicht erraten, wo sein wirklicher Quell sich befindet.

Der Betrug ist aber nicht mit Absicht entstanden, sondern unbewusst.*) Unser Eigentum ist der Kodex der christlichen Ethik, der allmählich unsere Einrichtungen und Sitten so durchdrungen, so innig sich mit unserem alltäglichen Leben verbunden hat, dass selbst die Erinnerung an seinen göttlichen Ursprung verdunkelt ist, als ob das eine gesetzliche, durch Verjährung uns zuerkannte Erbschaft wäre. Wir lernen erkennen, was die christliche Tradition für uns gethan hat, wenn wir die Ethik der Völker betrachten, welche diese Überlieferung nicht hatten. Man darf nur auf das Beispiel der Griechen im fünften Jahrhundert vor Christi oder der Römer zur Zeit der Geburt Christi verweisen: Bei den einen wie bei den anderen erkennen wir einen überraschenden Verfall der Sittlichkeit, wenngleich uns in derselben Zeit eine glänzende, intellektuale Entwickelung bei den einen, ein hervorragendes politisch-organisatorisches Genie bei den anderen in Erstaunen setzt.

In unserem Jahrhundert bemerken wir eine verstärkte Herrschaft der sichtbaren, und demgemäss eine verringerte Bedeutung der unsichtbaren Welt. Im Laufe der ganzen Geschichte der Menschheit war die Welt des Unsichtbaren und das mit ihm unlöslich verbundene Bewusstsein eines

---

*) Es ist hierbei angebracht, zu bemerken, dass bei uns durch die Gewohnheit, mit neuen Fremdwörtern zu hantieren, auch dieses Wort „Altruismus“ schon in unvernünftigem Gebrauch ist und, sobald es sich einstellt, sogar in Anwendung auf die christliche Liebe gesetzt wird. Bei der eingerissenen Zuchtlosigkeit in der Sprache hantieren mit diesem Ausdrucke auch junge, geistliche Schriftsteller, was gar nicht zu entschuldigen ist. Man entnimmt ihn aus dem Lesen neuer ins russische übersetzter philosophischer Schriftsteller (Spencer u. a.); aber man darf nicht vergessen, welcher Quelle dieser auf die Idee der christlichen Liebe nicht anwendbare Terminus entstammt, und mit welchem Gedankensysteme er verbunden ist. (Anmerkung des Autors.)

zukünftigen Lebens in fortwährendem Ringen mit der Welt des Sichtbaren.

Die laufende Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts unterscheidet sich streng in zwiefacher Hinsicht von allen vergangenen Jahrhunderten des geschichtlichen Lebens der Menschheit: niemals noch hat eine solche Vermehrung des Reichtums und zugleich eine Vermehrung der durch den Reichtum gelieferten Genüsse stattgefunden. Beide sind verschiedene, aber geeinte und sittlich aneinander gebundene Erscheinungen. Es ist klar bis zur mathematischen Glaubwürdigkeit, dass eine verstärkte Wirkung eines jeden weltlichen Reizes das Gleichgewicht unseres Seins so lange stört, bis es durch eine verstärkte Thätigkeit der seelischen Neigungen und Bestrebungen wieder hergestellt wird. Woher kommen denn diese seelischen Kräfte? Es ist schrecklich zu bekennen, dass in den Kreisen, welche unseren Blicken zugänglich sind, solch ein Zuwachs der seelischen Ideen und Bewegungen, die als Gegengewicht gegen die zunehmenden, weltlichen Begierden und Bestrebungen dienen könnten, nicht zu bemerken ist. Aber wenn die Welt des Unsichtbaren und die ihr verwandten Ideen ihre Anziehungskraft verlieren, so trübt sich auch zugleich und unvermeidlich der Glaube, und seine anziehende Gewalt lässt nach. Ich zweifle, dass der Materialismus eine herrschende Bedeutung als positives System gewinnen kann. Dieses System entbehrt infolge seiner Konstruktion, nach meinem Dafürhalten, der einer vollkommenen Lehre notwendigen, intellektuellen Kraft. Etwas ganz anderes aber ist die lautlose, geheimnisvolle, unbewusste Wirkung des Materialismus: seine Kraft ist eine gewaltige. Ich erinnere mich, dass Max Müller sagt, ohne Sprachen sei ein Denken unmöglich — und das ist wahr in Bezug auf jegliches organisiertes, bewusstes Denken. Aber in der menschlichen Natur ist eine Menge

unentwickelter, im Keime enthaltener Kräfte und Eindrücke verborgen, die von aussen aufgenommen werden und ins Innere auf geeigneten Boden fallen: alles das bildet sich nie zur Reife aus, ergiesst sich nicht in geordneter Rede und nimmt in unserem Bewusstsein keine bestimmte Form an.

Und so meine ich denn, dass im jetzigen Augenblicke diese unausgesprochenen und unerforschten Bewegungen — alle diese — nicht Gedanken — Gedankenstücke um uns und in uns wirken, nicht als Folge des Verstandes, sondern als Folge der Begierde oder, um es weniger krass zu benennen, der Neigungen, — und wenn es möglich wäre, sie durch die Sprache auszudrücken und in Worte zu kleiden, so würden sie sich fassen in die bekannte, allen Zeiten angehörige, vulgäre Vorstellung, dass — als letztes Ende — die sichtbare Welt das Einzige ist, was wir kennen, und dass jede der Mühe werte That, jede der Pflege werte Sorge, jede Freude, die in dieser Welt einen Wert hat, — in ihr ihren Anfang nimmt und mit ihr für uns endigt. — — Wir wissen, wie stark die niederen Neigungen der menschlichen Natur sind, und es ist ganz natürlich, dass in demjenigen, dem das Weltleben lächelt, nur zu oft zugleich mit der wachsenden Neigung zum irdischen Zentrum, unbemerkt das Streben zum inneren Leben gelähmt wird. Und es ist erklärlich, dass während der Lähmung des geistlichen Strebens die Seele alles dasjenige sich leichter und bequemer aneignet, was die Autorität des göttlichen Wortes oder der grossen, christlichen Überlieferungen untergräbt, alles, wodurch auf verschiedenen Wegen die Ahnung der Gegenwart Gottes beseitigt, geblendet wird, wodurch die Vorwürfe der inneren Stimme des Gewissens betäubt werden. Es ist mithin umsonst, die Wurzel des Übels in der wahren oder in der Scheinwissenschaft zu suchen, oder selbst in den Irrtümern und Unwahrheiten gläubiger Menschen, auf

welche der Unglaube sich mit Unrecht beruft: die in uns zunehmende Kraft der sinnlichen und weltlichen Neigungen und Reize — die giebt jedem Argumente des Zweifels und Unglaubens, welchen Wert es auch in Wirklichkeit habe, den unsichtbaren Verbündeten, die gewinnt den negativen Lehren eine Menge von Schülern. Der Mensch meint, indem er dem Zweifel Raum gebe, folge er der Forschung nach Wahrheit, im Grunde aber übt er nur Nachsicht gegen die niederen Neigungen seiner Natur; sie haben sich schon seiner bemächtigt, er aber bestärkt sie noch, indem er ihnen neue Verbündete zuführt, ohne jede Untersuchung ihres Titels und Rechtes. In ihrem Grunde schwache Ideen werden durch jedenfalls starke Neigung in den Vordergrund gestellt. Und so kommt es in der Seele zu scheinbar geheimer Verschwörung, und in ihr treten zwei Ritter zum Kampfe auf, der eine mit entblösstem Gesicht, der andere mit geschlossenem Helmgitter.

Der christliche Glaube erzeugt die christliche Tradition, indem er die Ideen und die Form des Lebens und des Handelns gestaltet. Die Menschen verneinen auch gerade nicht die Regeln der Tradition, sie verneinen bloss die Quelle der Herkunft dieser Regeln. Zuerst erscheint ein grosser Denker, ein Mensch von hoher Sittlichkeit, er ist gottesfürchtig und predigt die Furcht Gottes — aber er erkennt das Dogma nicht an. Ein anderer Neuerer (Moderner), der auf den ersten folgt, schreitet auf demselben Felde weiter — er preist die Sittlichkeit, verwirft aber die Gottesfurcht. Die gegensittliche, die der Seele widerstrebende Kraft aber, die in uns allen versteckt wirkt — indem sie durch den Schein des Guten, unter dem der Anfang des Verfalles verborgen ist, verlockt — lässt gegen die neue Predigt Nachsicht üben — ja sogar ihr Lob im Chore singen. Das Argument eines Gedankenzweifels ist in Wirklichkeit nichts

anderes als ein Pfropfreis, welches Leben und Kraft aus dem mächtigen und festen Stamme zieht, dem es aufgepfropft ist. —

Es unterliegt also nach meiner Meinung keinem Zweifel: die aussergewöhnliche Entwickelung der weltlichen Kräfte und der Reize in uns und in unserer Umgebung ist die Hauptursache, warum der Skeptizismus in der Gegenwart eine solche Verbreitung und Kraft erlangt hat. Das bezieht sich aber nicht in solchem Masse auf die Offiziere und Soldaten der Armee, — das heisst auf Leute, die durch ernste Gedankenarbeit den Gegenständen nachforschen, denen sie bis zur Qual nachsinnen, — als es sich auf die Masse bezieht, welche sich ohne Anstrengung dem Chorus der Anhänger der neuen Lehre anschliesst. Der Mensch bildet sich seine Meinungen zum Teil selbst, zum Teil entnimmt er sie seiner Umgebung. Der denkende Mensch verarbeitet sie in sich selbst — obgleich auch in ihm verborgene Einflüsse unbewusst thätig sind; der Gedankenlose schöpft sie aus seiner Umgebung entweder ganz oder zum grössten Teil. Die Umgebung umfasst, wie jedem bekannt, Götzen, Gestalten, Schatten und Gespenster des enteilenden Tages.

Aber ich muss mich näher erklären. Meine Bemerkungen zielen auf den besonderen und vielleicht bis jetzt beispiellosen Zustand, in welchem eine Menge von Menschen das Fundament unseres Glaubens und die Autorität unserer heiligen Bücher anzweifeln, ohne weder das Zeitgemässe zu solch ernster That, noch ihre eigene Befähigung dafür zu empfinden. In allen anderen Disziplinen wird verlangt, dass der Mensch Kenntnisse besitze oder solche zeige, aber in Glaubenssachen wird nichts davon gefordert, sondern jeder wird von vorn herein für wissend gehalten.

Durch herzliches Mitgefühl und Zustimmung wird die christliche Lehre empfangen: Man glaubt durch das Herz.

Andererseits gründet jeder Mensch, in welcher Lage er sich auch befindet, vernünftiger-, sogar notwendigerweise die Thätigkeit und die Ereignisse seines Lebens in der Hauptsache auf den Glauben; ohne Zweifel auf einen vernünftigen und freien, aber jedenfalls doch auf den **Glauben** — hin und wieder nur auf die Überlieferungen seines Geschlechtes oder Stammes. Jeder, der in dieser Welt eine verantwortliche Stellung einnimmt, sei es eine grössere oder geringere, handelt bewusst oder unbewusst, indem er für sich handelt, gleichzeitig für andere; für andere und anstatt anderer sammelt und prüft er Überzeugungen, vergleicht für das menschliche Leben wichtige materielle Fakta — solche Überzeugungen und Vorstellungen, die infolge der Bedingungen seines Lebens nicht jeder Mensch persönlich feststellen und prüfen kann. Selbstredend wäre es besser, wenn jeder das für sich selbständig erfüllen könnte, — aber nicht jedem wird Gelegenheit und Befähigung hierzu. Wo aber das eine oder das andere fehlt — was nur zu oft vorkommt — da soll der Mensch sich nicht einreden, dass er aus fremdem Munde seine eigene Überzeugung empfangen könnte.

Aber es unterliegt keinem Zweifel, dass in unserer Zeit, vielleicht mehr als früher, eine Menge Männer und Frauen, ohne jegliche Befähigung und ohne jede eigene Not, den Glauben, an den sie sich früher hielten, in Zweifel ziehen. Der Neigung, der Geistesbildung, der Eigenschaft des Standes, der Arbeit, der Beschäftigung nach erscheint es für einige unter uns sowohl vernünftig, als auch unumgänglich, die grosse geschichtliche Offenbarung in ihrer historischen Umgebung und in ihren Beziehungen zum Charakter und zum Zustande des Menschen der Untersuchung zu unterwerfen. Dieser Forschungsprozess ist an und für sich eine offene und gesetzliche Sache, und wir wissen, dass seine Wirkung auf grosse Geister im Verlaufe von vielen

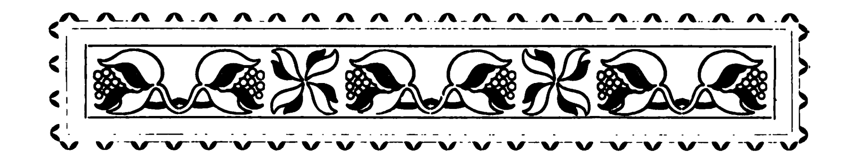
Jahrhunderten im allgemeinen zu positiven Resultaten geführt, und zuletzt die Autorität der heiligen Schrift noch verstärkt hat.

Aber hinsichtlich der Menschenmasse bestätigt uns die Vernunft, dass jeder Mensch geneigt ist, sich an die Tradition zu halten und sie als wahr anzunehmen, so lange keine ernste Ursache, sie anzuzweifeln, vorliegt. Das ist die im gewöhnlichen Leben angenommene Regel des gesunden Verstandes. In Sachen der Tradition sollte nicht der Glaube, sondern der Zweifel die Verteidigung übernehmen und seine Legitimation aufweisen — wenn auch nicht im Sinne der Beweisführung, so doch im Sinne der vernünftigen Wahrscheinlichkeit. Aber der nicht geprüfte Zweifel, dem es so oft gelingt, in unseren Köpfen ein Nest zu bauen, — ist ein legitimationsloser Besitzer, ein gefährlicher illegaler Gast. Unbemerkt und unaufgefordert übernimmt er plötzlich die Rolle der bewiesenen Negation, entkräftet in uns die Thätigkeit, verdunkelt das Pflichtgefühl und das Bewusstsein der Gegenwart Gottes auf allen unseren Wegen, schwächt den Pulsschlag unserer sittlichen Gesundheit. Der Zweifel kann uns befreien, er kann uns knechten, aber jedenfalls muss er unser Freund oder unser Feind sein: neutral kann er nicht bleiben. Diejenigen Zweifel, welche man nicht prüfen kann, spiegeln sich, wenn man ihnen Raum giebt, sowohl in unserem Glauben, als in unserem Verhalten wieder. Oberflächliche, trügerische Untersuchungen aber dienen nur zu neuen Versuchungen auf dem Pfade der Pflicht. Wenn schon eine wirkliche Untersuchung unternommen werden soll, so muss sie zur heiligen Pflicht werden. Eine Scheinuntersuchung ist einzig und allein eine Verführung, wir gebrauchen sie als Vorwand, um dem Vorurteil, der Mode, der Neigung, den Begierden, den tückischen Einblasungen des irdischen Geistes, allen möglichen verschiedenartigen

Versuchungen zum Opfer zu fallen. Jeder Mensch ist berufen, das Mass seines Verhaltens in seiner Sphäre festzustellen: eine hohe, aber auch eine schwere Aufgabe, so schwer, dass sie niemand vollkommen erfüllen kann. Die Pflicht verbindet uns nicht, Folgerungen und Schlüsse zu ziehen über Weltgeschick und Willensfreiheit — und umsoweniger also jenseits dieser Grenze in die Tiefe und Finsternis der Spekulationen uns zu versenken, die alle nur zu dem einen, undurchdringlichen Probleme des Daseins und der Wirkungen des Bösen in dieser Welt führen. Der christliche Glaube und die heilige Schrift versehen uns mit Waffen, um die Überfälle des Bösen ausser uns und in unserem Innern zu bewältigen und abzuschlagen. Das ist die einzige praktische Lösung der Aufgabe. Wenn auch das ganze Land um uns her in Nebel gehüllt ist, so können wir doch unseren Pfad Stunde für Stunde, Tag für Tag, Schritt für Schritt erkennen. Zwecklose Spekulation führt zur Selbstüberhebung, indem sie sich über den Gegenstand der Betrachtung stellt; aber dünkelhafte, stolze Spekulation über Gottes Thun und Fügungen ist dem an Gott Glaubenden schon an und für sich Sünde. Die auf einem jeden von uns lastende Pflicht, sich und sein Verhalten zu beherrschen, aufzugeben, um die Arbeit des Verstandes und Herzens auf solche Gegenstände zu verwenden, die für uns nur insofern verpflichtend sind, als sie zu einer besonderen Thätigkeit im besonderen Beruf uns nötig sein können — das ist im sittlichen Sinne so, wie von der Sättigung zum Hunger überzuspringen. Das gleicht dem, wenn jemand sich vornimmt, alle seine Nachbarn aus einem zerbrochenen Topfe, den er besitzt, zu speisen und zu tränken.

Wenn man anerkennt, dass niemand leichtsinnig, ohne Fähigkeit und geistlichen Trieb, übernehmen soll, den Glauben zu untersuchen, und dass in jeder Untersuchung

solcher Zweifel kein Recht hat, Beweise vom Glauben selbst zu verlangen — so muss man gleichzeitig sich erinnern, dass jede religiöse Forschung, obwohl sie auch gegenseitige Widerlegung erzeugt, doch nicht zu vergleichen ist mit einem Prozesse gleichberechtigter, streitender Parteien oder mit dem Kampfe zweier Feldherren um ein streitiges Gebiet. Unser Heiland erregte das Erstaunen des Volkes dadurch, dass er alle die Gestalt des Glaubens verdunkelnde Spitzfindigkeiten und Auswüchse der Lehre unberücksichtigt liess und das Volk „als Macht dazu Habender“ einfach lehrte, nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer, welche mit Macht lehrten, d. h. als mit gebieterischem Recht und gebieterischer Gewalt. Wenn Gott uns die Offenbarung seines Willens geschenkt hat — sowohl in den Gesetzen unserer Natur, als in dem Reiche der Gnade, so erleuchtet uns diese Offenbarung nicht allein, sondern sie verpflichtet uns auch gebieterisch. Es ist gerecht und notwendig, dass, gleich der Glaubensvollmacht eines irdischen Gesandten, auch die Beglaubigungsvollmacht dieser Offenbarung geprüft werde. Aber wenn nach der Prüfung sie sich als echt erwiesen hat, wenn diese Echtheit bestätigt wird durch eben solche Beweise, die auch im gewöhnlichen Leben unsere Vernunft zur Annahme verpflichten — dann dürfen wir uns schon nicht für selbständige, in freie Forschung vertiefte Richter halten; dann sind wir Diener des **Herrn**, Schüler des **Lehrers**, Kinder des **Vaters**, und jeder von uns ist gebunden durch die Fesseln dieser Verhältnisse. Dann müssen sich schon sowohl die Häupter, als auch die Kniee beugen vor dem ewigen Gott, und der Mensch muss den **Göttlichen** Willen erfassen und ihm nachkommen von ganzem Herzen, mit allem Denken, mit ganzer Seele und in all' seiner Demut.



Werke und Tage.

(Emerson, Society and solitude.)

Unser neunzehntes Jahrhundert ist das Jahrhundert der Werkzeuge. Unsere Organisation bringt sie aus sich selbst hervor. „Der Mensch ist das Mass aller Gegenstände“ — sagt Aristoteles — „die Hand — ein Werkzeug über alle Werkzeuge, die Vernunft aber — die Form aller Formen.“ Der menschliche Körper ist ein Magazin von Erfindungen, ein Lager von Modellen, nach denen alle Mechanismen gebildet sind, die nur je erdacht wurden. Alle Werkzeuge und Maschinen sind nichts anderes, als Erweiterung der Glieder und der Empfindungen dieses Körpers. Den Menschen kann man etwa so definieren: „Vernunft mit dienstbaren Organen.“ Eine Maschine hilft wohl der natürlichen Empfindung, kann sie aber nicht ersetzen. Alles Mass liegt im Körper. Das Auge vermag solche Schattierungen zu empfinden, die die Kunst zu erfassen nicht imstande ist. Ein Schüler trennt sich nicht vom Zollstock, ein erfahrener Meister aber misst ohne Fehler mit Finger und Ellbogen; ein erfahrener Bauführer misst mit Schritten genauer ab, als ein anderer mit Schnur und Ketten. Der Prärie-Indianer, der den Stein mit der Schleuder wirft, weiss genau, welchen Punkt er trifft; in solcher Übereinstimmung sind bei ihm das Auge und der

Arm. Der Zimmermann behaut seinen Balken nach der gerissenen Linie, ohne ein Haarbreit abzuweichen. Es giebt kein Gefühl, kein Organ, das nicht bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet wäre.

Das Bewundern ist die Lieblingsempfindung des Menschen, und in diesem Gefühle liegt der Kern unserer Wissenschaft. Die mechanische Richtung unseres Jahrhunderts ist der Art, und so neu sind noch die besten unserer Erfindungen, dass die Freude und der Stolz über sie in uns noch nicht vertragen ist, und dass wir bereit sind, unsere Väter zu bedauern, die den Dampf und den Galvanismus, den Schwefeläther und den überseeischen Telegraphen, die Photographie und das Spektroskop nicht erlebt haben — als ob sie dadurch um das halbe Leben ärmer gewesen wären, als wir. Und es scheint uns, als ob uns diese neuen Künste die Thür der Zukunft weit aufrissen, als ob sie versprächen, die ganze materielle Welt durch die Form zu beseelen und das menschliche Leben aus der Dürftigkeit in einen götterähnlichen Zustand des Überflusses und der Kraft zu erheben.

Auch unser Jahrhundert erhielt, wahrhaftig, keinen kleinen Vorrat als Erbschaft. Der Kompass war schon erfunden sowie die Buchdruckerpresse, es gab Uhren, Spiralfedern, Barometer und Teleskope. Seitdem aber sind soviel Erfindungen hinzugekommen, als ob das ganze Leben neugestaltet wäre. Leibnitz sagte von Newton: „Wenn man alles zusammenrechnet, was die Mathemathiker von Anbeginn der Welt bis auf Newton vollbracht haben, und alles, was Newton gemacht hat, so wird der zweite Teil den ersten überwiegen.“ Ebenso kann man sagen, dass die Summe der Erfindungen der letzten fünfzig Jahre gleichkommt an Anzahl den Erfindungen, die in den übrigen fünfzig Jahrhunderten gemacht worden sind. Neu für uns ist — die grenzenlose Vermehrung der Eisenproduktion und

die äusserste Mannigfaltigkeit der Eisenindustrie, neu die Menge der am meisten gebrauchten und notwendigsten Werkzeuge für Haus und Landwirtschaft; die Nähmaschine, der Webstuhl, die Mähmaschine, die Gasbeleuchtung, die Zündhölzchen, die unzähligen Produkte aus den chemischen Laboratorien — alles das sind Neuheiten des gegenwärtigen Jahrhunderts, und ein Quantum Kohlen, im Werte eines Franks, ersetzt uns eine zwanzigtägige Arbeit des früheren Arbeiters.

Ist es noch nötig, an den Dampf zu erinnern, den Vertilger von Raum und Zeit, an die gewaltige und gracile Kraft, die im Krankenhause den Teller mit Suppe gerade vor das Bett des Kranken bringt, dicke, eiserne Barren biegt und glättet wie Wachs und mit den Kräften sich misst, welche die geologischen Schichten unseres Planeten erhoben und umgekehrt haben. Er lernt alles, was man wünscht, wie ein fähiger Knabe, er nimmt alles auf die Schultern, was man verlangt, und doch hat er seine ganze Aufgabe noch bei weitem nicht erfüllt. Er geht schon auf dem Felde, gleich einem Menschen, und verrichtet jegliche Arbeit; er wässert unsere Flur, trägt uns, wo nötig, Berge ab. Er wird auch noch unsere Hemden nähen, wird unsere Fuhren und Wagen fahren. Bebbedge hat schon angefangen, ihm das Rechnen beizubringen, und wird ihn mit der Zeit lehren, Zinsen und Logarithmen zu berechnen. Der Lord-Kanzler Turlow hofft, dass er einmal schriftliche Eingaben und Entgegnungen für das Kanzlergericht zusammenstellen wird. Angenommen, das sei nur eine Satyre, aber auch diese wird wohl nicht weit von der Wirklichkeit entfernt bleiben, nach den Anfangsversuchen zu urteilen, die gemacht worden sind, den Dampf zu mechanischer, mit Verstandesberechnung verbundener Wirkung zu benutzen.

Wieviele wunderbare, mechanische Verrichtungen sind

für den menschlichen Körper erfunden: zu Zahnoperationen, zum Impfen, zur Rhinoplastik, zur Beruhigung der Nerven durch einen sanften Schlaf neuer Erfindung. Unsere Ingenieure durchbohren mit Hilfe ungeheurer Maschinen, wie die Kobolde und Zauberer, die Alpen, durchgraben die amerikanische Landenge, durchschneiden die arabische Wüste. In Massachusetts überwinden wir das Meer, indem wir das lose Ufer durch gewöhnliche Pflanzen befestigen; Sandwüsten befestigen wir durch Kieferpflanzungen. Der Boden Hollands, des einst bevölkertsten Landes in Europa, liegt unter dem Meeresspiegel. Ägypten kannte während dreier Jahrtausende nicht den Regen, jetzt, sagt man, kommen dort Regengüsse vor, dank den Bewässerungskanälen und den Waldkulturen. Der alte hebräische König sagte: „Auch der Menschengrimm preist Gott.“ Und unter der Zahl der Beweise für die Einheit Gottes ist der stärkste — die Menge von Resultaten, welche durch die einfachsten Handlungen und Mittel erreicht werden.

Es scheint, die neuen Offenbarungen desselben Geistes, der einstens die Elemente der Materie schuf und jetzt sie durch den Menschen verarbeiten lässt, — kenne keine Grenzen. Kunst und Kraft werden auch in Zukunft nicht aufhören zu wirken, wie sie bisher wirkten — Nacht in Tag, Raum in Zeit und Zeit in Raum umzuwandeln.

Eine Erfindung gebiert die andere. Kaum kennzeichnete sich im Geiste der elektrische Telegraph, als auch der ihm notwendige Gummi gefunden wurde. Mit dem Wachstum der Handelsbeziehungen wurde neuer Goldvorrat in Kalifornien und Australien entdeckt. Als Europa sich überfüllte mit Menschen, eröffnete sich Nachfrage nach ihnen in Amerika und Australien; und also, wo auch eine unerwartete Erscheinung hervortreten mag, sie kommt zur Zeit, als ob die Natur, indem sie alles verschloss, auch zu

einem jeden Schloss den Schlüssel schuf, den sie selbst zu finden hilft, sobald es nötig ist.

Eine fernere Folge der Erfindungen ist die Vermehrung der Beziehungen unter den Menschen. Sie macht uns staunen, indem sie neue Wege zur Lösung schwerer und verwickelter, politischer Aufgaben eröffnet. Diese Beziehungen sind nicht neu, neu sind nur ihre Masse. Uns selbst überlassen würden wir nach dem Gefühle der Selbstsucht zur Sklaverei greifen; wir wären bereit, den vierten Teil der Erdkugel von allen auf fremder Scholle Geborenen abzuschliessen. Unsere Politik ist abscheulich; aber was kann sie helfen, was hindern zu einer Zeit, in der die ursprünglichen Instinkte die Massen des Menschengeschlechtes in Bewegung setzen, in der ganze Völker in Flut und Ebbe sich bewegen? Die Natur liebt es, die Rassen zu kreuzen: der Deutsche, der Chinese, der Türke, der Russe, der Indier, alle streben sie zum Meere, alle heiraten unter einander und lauern; der Handel kommt in Bewegung — und auf dem Ozean wimmelt es von Schiffen, die bereit sind, ganze Völker von einem Ufer zum andern zu tragen.

Die tausendarmige Kunst ist auch als ein neues Element in den Staat vorgedrungen. Die Wissenschaft der Macht muss, ob sie will oder nicht, die Macht der Wissenschaft anerkennen. Die Zivilisation erhebt sich, klettert höher und höher. Als Malthus ausrechnete, dass die Anzahl der Magen in geometrischer Proportion sich vermehre, die Menge der Nahrung aber nur in arithmetischer — da vergass er hinzuzufügen, dass die menschliche Vernunft auch ein Faktor der politischen Ökonomie ist, und dass mit der Vermehrung der Bedürfnisse in der Gesellschaft auch die Erfindungskraft zunimmt.

Für die Bedürfnisse des Daseins der Gesellschaft besitzen wir schon einen bedeutenden Park aller möglichen

Werkzeuge. Wir fahren viermal so schnell als unsere Väter. Wir reisen, mahlen, stricken, schmieden, pflanzen, pflügen und graben besser als sie. Wir haben vollständig neue Stiefel, Handschuhe, Gläser, Instrumente; wir besitzen Rechnungsmaschinen, wir haben die Zeitung, und vermittels der Zeitung kann jedes Dorf über sich Bericht erstatten und beim Frühstück vorlegen. Wir haben Geld und Banknoten; wir haben eine Sprache, das feinste aller Instrumente und das dem Herzen nächste. Viel haben wir — und jemehr vorhanden ist, desto mehr wird verlangt. Der Mensch schmeichelt sich, seine Macht über die Natur werde noch wachsen und sich vermehren. Die Ereignisse fangen an, ihm unterthan zu werden. Unser wartet noch — die Luftschifffahrt, und vielleicht sind wir nicht entfernt von dem Kriege, der sich in der Luft abspielen wird. Kein Wunder wäre es, wenn wir solch ein Wasser erfänden, durch das der Neger auf einmal weiss würde. Wir sehen schon unter dem Einflusse der Lebensbedingungen in Amerika den Schädel der angelsächsischen Rasse seine Form ändern.

Im Altertume sah die Welt den Tantalus, wie er, auf dem Grunde der Tiefe stehend, umsonst sich abmühte, seinen Durst in der Strömung des Flusses zu stillen, die entwich, sobald er sich nach ihr bückte. Der alte Tantalus, sagt man, sei unlängst wieder in der Welt erschienen. Man hat ihn gesehen in Paris, in Newyork und Boston. Er ist munter, überzeugt von sich: wähnt, er werde bald die Strömung fangen, sogar eine Flasche mit ihr füllen. Aber es scheint doch seine Zuversicht sehr eitel. Die Umstände sind noch immer finsterer Gestalt. Wie viele Jahrhunderte ununterbrochener Kultur auch vergangen sind — der neue Mensch steht doch auf der Grenze des Aeons, kommt doch nicht aus der Krisis heraus. Wer kann sich einer Zeit erinnern, in der man nicht geklagt hätte, dass kein Geld vor-

handen, dass die Zeit schwer sei? Wer kann sich einer Zeit erinnern, in der es genügend guter Menschen gab, vernünftiger Menschen, und solcher Männer und Frauen, wie sie nötig waren? Tantalus beginnt zu meinen, Dampf sei Phantasie — und Galvanismus nichts anderes, als wozu er der Natur gemäss diene.

Vieles zwingt schon zu denken, vieles führt zur Meinung, dass unser Heil irgendwo tiefer liege, dass man es weder in dem Dampfe, noch in der Photographie, noch in dem Luftballon oder in der Astronomie werde finden können. Alles das sind Werkzeuge von zweifelhafter Güte. Alles das sind — Reaktive. Eine Menge von Maschinen haben eine drohende Gestalt. Der Weber wird selbst zum Gewebe, der Mechaniker zur Maschine. Wer nicht selbst das Werkzeug beherrscht, dessen bemächtigt sich das Werkzeug. Alle Instrumente haben eine geschliffene Schärfe und sind also gefährlich.

Ein Mensch baut sich ein schönes Haus und siehe, sein Gebieter ist ihm geworden, er bekommt Arbeit für sein ganzes Leben, er muss sein Haus einrichten, es bewahren, zeigen, unterhalten und bessern — bis zu seinem letzten Hauche. Ein Mensch hat sich einen Ruf geschaffen: er ist schon nicht mehr frei, er muss seinen Schatz hüten, seiner achten. Ein Mensch hat ein Bild gemalt, ein Buch herausgegeben, und jemehr Erfolg sein Werk hatte, desto schlechter bekommt es dem Schöpfer. Ich kannte einen guten Menschen, der lebte frei wie der Vogel unter dem Himmel, wie ein Tier des Waldes, einmal aber fiel es ihm ein, sein Kabinet mit hübschen Fächern zu Sammlungen von Muscheln, Eiern, Mineralien und ausgestopften Tieren zu schmücken. Das war ein Zeitvertreib; aber womit vertrieb er seine Zeit in der That? — Damit Prachtketten und Fesseln für seine eigenen Glieder zu verfertigen.

Auch der gelehrte Economist fängt an, sich zu bedenken: Es ist fraglich, ob alle irgend nur bestehenden mechanischen Erfindungen die tägliche Arbeit auch nur eines einzigen Menschen erleichtert haben. Die Maschine schraubt den Menschen auseinander, zerlegt ihn. Wohl ist die Maschine bis zur Vollkommenheit gebracht, wer aber ist der Maschinist? — Niemand! Es gab eine Zeit, wo die Maschine einen Archimedes verlangte, jetzt genügt ihr ein Knabe, wenn er nur die nötigen Handgriffe kennt, die Kurbel zu bewegen versteht, nach dem Kessel sehen kann, aber verdirbt die Maschine, dann weiss er nicht, was er mit ihr beginnen soll.

Blickt in die Zeitungen: sie sind jeden Tag voll von den fürchterlichsten Einzelheiten. Die früheren Ausgaben in der Art des „Kalenders für das Gefängnis von Newgate“ sind entbehrlich geworden, seitdem in der „Londoner Times“, in der „Newyorker Tribune“ frische Erzählungen erscheinen über viel grellere, viel furchtbarere Verbrechen.

In der Politik — hat es etwa jemals mehr Habsucht, Laster und Gewalt gegeben, als bei uns? Und der Handel, dies Lieblingskind des Ozeans, sein Stolz und sein Ruhm, dieser Erzieher der Völker, dieser Wohlthäter wider Willen und sich zum Trotz — unser Handel endet in der ganzen Welt mit schandhaften Zahlungseinstellungen, betrügerischen Unternehmungen und Ruin.

Wir rechnen mit allen Künsten, mit allen menschlichen Erfindungen, als mit einem Masse für die Würde des Menschen. Wenn er aber mit allen seinen Künsten und Kenntnissen sich als falsch und verbrecherisch erweist, so ist es klar, dass die Kunst der Mechanik mit allen ihren Erfindungen nicht als Mass für seinen inneren Wert dienen kann. Wir wollen suchen, ob es nicht ein anderes Mass giebt.

Was hat der Charakter und die Würde des Menschen-

geschlechtes durch diese Künste und Kenntnisse erworben? Viele fragen sich und sind im Zweifel, ob die Sittlichkeit nicht in dem Masse gesunken sei, wie die Kunst gestiegen ist. Wir sehen auf der einen Seite grosse Künste und Kenntnisse und kleine Leute und auf der anderen, wie aus Gemeinem das Erhabene erwächst. ‚Wir sehen den Triumph der Zivilisation und freuen uns; man weist uns aber an eine solche wohlthätige Hand, die die Seele nicht kennen will. Der Hauptfaktor des Erfolges in der Welt ist der Handel, die Kraft des persönlichen Egoismus und kleinlicher Berechnung. Es sollte scheinen, jeder Sieg über die Materie müsste die Würde der menschlichen Natur in dem Bewusstsein des Menschen erheben. Wir aber — sobald wir auf unseren Reichtum sehen, müssen uns wundern, woher er stammt, und wer sein Urheber war. Man sehe auf die Erfinder. Jeder von ihnen kennt ein Kunststück, in dem er stark ist. Der Genius sitzt in einer gewissen Ader, kommt an einer bestimmten Stelle zum Vorschein; wo aber findet man einen grossen, sich gleichbleibenden, harmonischen, von einem grossen Herzen genährten Geist? Ein jeder hat mehr von dem Stoffe, der verheimlicht werden muss, als von dem, der gezeigt werden kann; jeden lässt die eigene Vollkommenheit hinken. Es ist zu bemerkbar, dass der sittliche Erfolg hinter der materiellen Kraft zurückgeblieben ist. Alles weist darauf hin, dass wir unser Kapital nicht vorsichtig genug plazierten. Wir hatten die Wahl zwischen Werken und Tagen: wir wählten die Werke.

Die neuesten Erforschungen der Sanscritsprache haben uns die Herkunft der alten Namen für die Gottheit enthüllt. — Dyaeus, Deus, Zeus, Zeupater, Jupiter sind alles Namen für die Sonne. Man vernimmt in ihnen noch durch die neue Hülle der Tagessprache hindurch das Wort: Tag (Day). Will das nicht sagen, dass der Tag für uns die Erscheinung

der Gotteskraft ist? Dass die Menschen der alten Welt, indem sie sich bemühten, die höchste Kraft der Welt durch die Sprache auszudrücken, ihr den Namen Tag gaben, und dass alle Völker diese Benennung annahmen?

Hesiodos hat ein Gedicht geschrieben, das er Werke und Tage benannte. Der Dichter beschreibt in demselben die Zeiten des griechischen Jahres, lehrt den Hausherren, unter welchem Gestirn gesät werden soll, wann die Ernte beginnen muss, wann der Wald gefällt, zu welcher glücklichen Stunde der Seefahrer in See stechen soll, um Stürmen zu entfliehen, und nach welchem himmlischen Planeten er sich zu richten habe. Das Gedicht ist voll von wirtschaftlichen Lehren für das griechische Leben: es bestimmt das Alter für die Ehe; es enthält Regeln für den Haushalt, für die Aufnahme des Gastes. Das Gedicht atmet Frömmigkeit und ist voll von Lebensvernunft: es ist allen Breiten angepasst, weil der Dichter die Werke und Tage in ihrer sittlichen Bedeutung darstellt. Aber die Wissenschaft der Tage hat er nicht tief bearbeitet, obgleich das eine sehr tiefe Wissenschaft ist.

Der Landmann, der sein Feld bearbeitet, sprach: Gut wäre es, wenn alles Land, das an mein Feld grenzt, mein eigen wäre. Dieselben Neigungen hatte auch Bonaparte: er wollte das mittelländische Meer zum französischen See machen. Man erzählt, ein Herrscher wäre in seinen Plänen noch weiter gegangen und hätte den ganzen stillen Ozean zu seinem Ozean machen wollen. Aber selbst wenn es ihm gelungen wäre, wenn er die ganze Erde sich zu eigen genommen und den Ozean als seinen See hätte ansehen können — er würde ein Bettler gewesen sein. Der allein ist reich, der über seinen Tag gebietet. Das ist Macht; es giebt auf der Welt keinen Kaiser, keinen Reichen, keinen Zauberer noch Dämon, der solche Macht hätte. Die Tage sind

uns — dieselben Gefässe der Gottheit, wie sie das unseren Vorfahren, den Ariern, gewesen sind. Von allem Bestehenden — versprechen sie am wenigsten, aber bergen am meisten. Sie treten heran, schweigsam und feierlich, wie die Erscheinung einer Schattengestalt, vom Kopf bis zu den Füssen verdeckt durch einen Schleier, wie stumme Gesandten mit Geschenken aus entfernten, befreundeten Landen; und ebenso schweigsam entfernen sie sich, ihre Geschenke mit sich nehmend, wenn wir diese nicht ergreifen und uns ihrer bedienen.

Wie lieb ist der Tag der Seele, wie umschlingt er sie gleich einem zarten Schleier, wie bekleidet er alle ihre Phantasien. Ein jeder Feiertag schmückt uns mit seiner Farbe. Wir tragen seine Kokarde, sein Gruss spiegelt sich wieder in unserer Gemütsstimmung. Erinnern wir uns unserer Kindheit: womit war unsere Seele erfüllt am Feiertagsmorgen, zum Beispiel am Tage des nationalen Geburtstages, zu Weihnachten? Wir jagen und rennen, und selbst die Sterne, scheint es, blinken vom Himmel wie Nüsse, Kuchen, Zuckerwerk, Geschenke und Freudenfeuer. Erinnert euch, wie zu jener Zeit das Leben im Kalender nach Minuten berechnet wurde, wie es in den Stunden der regenbogenfarbenen Wonne in den Knoten der Nervenkraft konzentriert war, nicht aber im gleichmässigen und glatten Strome des Glückes floss. In der Einsamkeit und auf dem Dorfe, welche Erhabenheit atmet der Feiertag! Der Tiefe der Zeiten entsteigt die heilige Stunde des Feiertages, der alte Sabbath, der siebente Tag, verklärt durch einen tausendjährigen, religiösen Glauben, das reine Blatt thut sich auf, das der Weise mit Worten der Wahrheit beschreibt, der Wilde mit den Figuren seiner Fetische bekritzelt; — und wir vernehmen in unserer Einsamkeit den Weltenpsalm, den Kathedralchor der ganzen Geschichte des Menschengeschlechtes.

Und wie in der Jugend das Wetter übereinstimmt mit der Gemütsstimmung! Der Wind, indem er wechselt, verändert seinen Ton auf tausenderlei Art, ändert tausendmal die Bilder, welche die Phantasie trägt, und jede neue Weise ist eine Hülle, eine neue Wohnung für den Geist. Früher verstand ich es, die richtige Zeit für jedes meiner Lieblingsbücher auszuwählen. Der eine Schriftsteller passte am besten zur Winterzeit, der andere zu den Sommerferien. Es giebt Bücher (z. B. Plato's Timaeus), für die man lange auf die richtige Stunde wartet. Endlich kommt der erwünschte Tag, die Morgenröte bricht an, am Himmel erscheint das Flimmern des Lichts, wie im ersten Augenblick der Erschaffung der Welt und zu Anfang des Seins: und in solcher Stunde der Unbeschränktheit wird kühn das Buch aufgeschlagen ...

An anderen Tagen treten grosse Menschen uns nah — ganz nah; ihr Gesicht zeigt nicht die mindeste Härte, nicht die mindeste Herablassung; sie sind unseres Gleichen, nehmen uns an der Hand, sprechen mit uns, und wir sprechen mit ihnen. An manchen Tagen fühlen wir: ein Feiertag ist erschienen — unter allen Tagen ein Tag im Jahr. Engel erscheinen als Fleisch geworden, entfernen sich und kommen von neuem. Die ganze Natur lebt auf, gerade als ob in allen Göttern und Geistern die Phantasie erwacht wäre und von überall lebendige Gestalten erscheinen liesse. Gestern war keines Engels Stimme zu vernehmen, die Welt war trocken, steinig und wüst. Heute — ist alles belebt und erfüllt; die ganze Welt blüht, schwärmt und mehrt sich.

Die Tage werden gewebt auf einem Wunderstuhle: ihre Kette und ihr Einschlag ist Vergangenheit und Zukunft. Die Fäden lagern sich in herrlicher Reihe, als ob die Götter alle je einen Faden zum himmlischen Gewebe gebracht

hätten. Wunderbar ist es, zu denken, wodurch wir reich, wodurch wir arm sind. — Ein bischen mehr, ein bischen weniger Münzen, Teppiche, Kleider, Steine, Holz, Farben: dieser oder jener Schnitt, diese oder jene Form; unser Teil ist, wie das Teil des Rothautindianers: einer ist stolz, dass er eine Schnur Glasperlen oder eine rote Feder besitzt, und die Übrigen, die weder das eine noch das andere haben, halten sich für unglücklich; nicht dem gleich sind aber die Schätze, um die sich für uns die Natur erschöpft; der durch Äonen hindurch gebildete, zarte, komplizierte Gliederbau des Menschen, für den alle früheren Schichten des Weltenbaues, alle vor uns gewesenen Geschlechter sich mühten; alle Formen und Gestaltungen der Schöpfung, von denen wir umgeben sind, die ganze Welt und ihre Vollendung; die Luft, die Atem und Mass dem Leben bringt; das in die Ferne winkende Meer; die Tiefe des Himmels mit allen seinen Welten: und alles das widerhallt im Gehirne mit seiner Nervenmischung, und das Auge, das fähig ist, die Tiefe zu durchdringen und die Tiefe wiederzuspiegeln — die nach der Tiefe rufende Tiefe. Alles das ist allen und einem jeden ohne Mass gegeben — nicht wie unsere Glasschnüre, unsere Teppiche und Münzen.

Ist das etwa kein Wunder? Und dieses Wunder ist in jedes Bettlers Hand. Der Menschenmarkt wimmelt unter dem blauen Himmel, und in dem Himmel schweben über uns Cherubim und Seraphim: der Himmel ist der Abglanz der Herrlichkeit, mit der der grösste Künstler seine Schöpfung bekleidete; — er ist die Grenzlinie zwischen Materie und Geist. Das ist das Ende der Weltschöpfung: weiter konnte die Natur nicht gehen. Wenn auch unsere seligsten Träume in Erfüllung gingen, wenn eine zarte Kraft uns ein neues Gesicht eröffnen würde, und wir könnten schauen, wie auf der Erde Millionen geistiger Wesen sich bewegen,

selbst dann — scheint es — würde es offenbar werden, dass die Sphäre, in welcher sie sich bewegen, von allen Seiten mit demselben Himmelsblau umgeben ist, das mich überschattet — jetzt — auf der Strasse der Stadt, unter der Menschen Tageswerken.

Es ist eigentümlich, dass es in unserer reichen englischen Sprache kein Wort giebt, um das Weltall auszudrücken. Es giebt ein altes englisches Wort: Kinde (Geschlecht), aber es drückt nur einen kleinen Teil dessen aus, was in dem schönen lateinischen Worte Natura liegt, das eine feine Andeutung des zukünftigen, ferneren Seins in sich schliesst: natura d. h. nicht allein das Geborene, sondern auch das Nochzugebärende, dem in der deutschen Philosophie das Werden entspricht. Aber in keiner neuen Sprache giebt es ein Wort, um die Kraft auszudrücken, die allein im Schönen wirkt. Dafür gab es nur ein entsprechendes Wort in der griechischen Sprache: Kosmos, und daher hat Humboldt diesen zutreffenden Namen „Kosmos“ für sein Buch gewählt, in dem die letzten Resultate der Wissenschaft erklärt sind.

Das sind die Tage: die Erde ist eine volle Schale, welche uns die Natur in ihrer unermesslichen Freigebigkeit jeden Tag zu unserer täglichen Nahrung bietet; und die Hülle unserer Schale ist — das Firmament. Ausserdem ist uns noch die Kraft der Phantasie geworden, welche mit uns geboren wird und bei uns verharrt bis zum letzten Hauche.

Sie schmeichelt, liebkost, betrügt uns von der Morgen- bis zur Abendröte, von der Geburt bis zum Tode — und keinem erfahrenen Auge ist es bisher geglückt, die Täuschung zu erkennen. Die Indier zählen die Mâjâ, die Energie der Einbildung, unter die Hauptattribute des Wishnu. Seefahrer binden sich im Sturme an die Masten und das

Takelwerk: mussten nicht ebenso in dem Sturme der streitenden Elemente, welcher Leben heisst, die Menschenseelen an das Leben gebunden werden, und die Natur wählt dazu anstatt der Taue und Stricke jegliche Art von Träumen und Phantasien: für das Kind eine Klapper, eine Puppe, einen Apfel; für den heranwachsenden Knaben -- Schlittschuhe, den Fluss, das Boot, das Pferd, die Flinte; für den Jüngling und den Erwachsenen braucht es keiner Beispiele, weil ihrer keine Zahl und kein Ende ist. Manchmal fällt die Maske, der Vorhang hebt sich langsam, und es wird dem Menschen gestattet, die unförmliche Masse zu schauen, den ausgestopften Balg — beschmiert mit Farbe, äusserlich nachgemacht. Hume behauptete, dass nur die Verhältnisse sich ändern, die mittlere Menge des Glückes aber stets die gleiche bleibe; dass der Bettler, der auf der Brücke sitzt und mit Musse Fliegen fängt, und der Vornehme, der in reicher Equipage vorbeifährt, und das Mädchen, das den ersten Ball mitmacht, und der Redner, der im Triumphe vom Parlament kommt — dass alle verschiedene Arten von Gemütsbewegung haben, aber die Menge sei ein und dieselbe.

Die Einbildung hilft uns mit aller ihrer Kraft, den Wert und die Bedeutung der Gegenwart vor uns zu verbergen. Wer von uns sagt sich nicht in jedem Augenblicke, dass seine gegenwärtige Thätigkeit niedriger sei und kleinlicher als das, was er zu leisten im stande wäre? „Was thust Du?" — „Ach, nichts; ich beschäftigte mich eben damit, oder ich wollte das machen, jetzt aber habe ich nur . . ." „Ach, du Thor! wirst du denn nie den Netzen deines Taschenspielers entgehen? — wirst du wirklich niemals verstehen, dass, wenn das Heute verschwunden ist, wenn zwischen dem heutigen Tage und uns die nicht zu erneuernden Jahre schon ihr strahlendes Gewebe gezogen haben, — die vergangenen

Stunden vor uns im verführerischen Schimmer glänzen, uns zu sich ziehen, wie ein phantastischer Roman, und uns als ein Reich der Schönheit und Poesie erscheinen? Wie schwer ist es, sie unverwandt, ohne Täuschung zu überschauen! Alles, was in ihnen vor sich ging, alle Bezeichnungen, alle Worte und Gespräche, alle heissen Interessen und heissen Thaten der enteilten Tage — alles das streut uns Staub in die Augen und zieht unsere Aufmerksamkeit ab. Der ist ein starker Mensch, der auf sie zu blicken vermag, gerade ohne Verwirrung, ohne der Verlockung zu unterliegen; wer in ihnen alles so sieht, wie es war, sein Selbstbewusstsein sich bewahrend, wer da weiss und sich erinnert, dass es unter dem Monde nichts Neues giebt und was einstens war, auch sein wird, wen weder Liebe, noch Tod, weder Politik noch Erwerb, weder Krieg, noch Vergnügen — im stande ist, von dem unternommenen Werke abzuziehen.

Die Welt bleibt sich immer gleich, und jeder Mensch fühlt in der Stunde der tiefen Selbstbetrachtung, dass er dieselbe Lebenserfahrung durchmacht, die vor ihm die Menschen im alten Theben oder im alten Byzanz durchgemacht haben. Das unaufhörliche Heute herrscht in der Natur und schmückt unsere Sträucher mit den gleichen Rosen, welche die früheren Menschen in den hängenden Gärten von Babylon und Rom entzückten. Unwillkürlich drängt sich der Seele die Frage auf: Lohnt es sich, die Sprachen zu erlernen, lohnt es sich, die Welt zu unterwerfen, um solch einfache und alte Wahrheiten zu vernehmen?

Vor uns liegen die aus dem Boden der Stadt ausgegrabenen Denkmäler des Altertums, neu aufgefundene Pergamentrollen und Aufschriften: Wahrhaftig, das ist Schönheit, und es lohnt sich, ihre Geschichte zu kennen, und unsere Akademien versammeln sich auch, um unent-

schiedene Streite der Schulen der alten Kunst zu entscheiden. Welche Unternehmungen, welche Mühe der Schätzung, welche Geistesarbeit — eines Niebuhr, Müller, Layard — um die Stelle, wo Troja und die Hauptstadt des Nimrod gestanden haben, zu bestimmen. Wieviel Seezüge, um Dantes Gedächtnis zu ehren; — und um aufzuklären, wer Amerika entdeckte, mussten nicht weniger Seereisen unternommen werden, als zu seiner Entdeckung nötig waren. Ein Kind ist der Mensch! Die weiche Masse, aus der im Altertume unsere antheren Brüder ihre wunderbaren Symbole bildeten, ist durchaus kein persischer, kein memphischer noch teutonischer, ja durchaus kein örtlicher Lehm: es ist gewöhnlicher Kalk, gewöhnlicher Sandstein mit Wasser und Sonnenlicht, mit der Wärme des Blutes, mit dem Atem der Lungen: denselben Lehm hast du in deinen eigenen, ungeschickten Händen gehalten und weggeworfen, da du eben eiltest, ihn zu entdecken in den alten Särgen und Grabstellen, in den Altertumsbuden Klein-Asiens, Ägyptens und Englands. Das alles ist eben das vielbedeutende Heute, das alle vernachlässigen; dieselbe reiche Armut, die alle hassen, dieselbe vielberedte, liebreiche Einsamkeit, von der die Leute in die Städte fliehen, zum lärmenden Markte.

Der heutige Tag hat sich verborgen und hält sich versteckt — man muss ihn suchen: er bedingt den Erfolg, den Sieg, in ihm ist Wirklichkeit, Freude und Kraft. Jeder schmeichelt sich, niemand denkt, dass die gegenwärtige Stunde — die kritische, entscheidende Stunde für einen jeden ist. Ein jeder soll aber in sein Herz schreiben, dass jeder Tag, wie er kommt — der beste Tag im Jahre ist. Der Mensch kann in Wahrheit nichts lernen, so lange er nicht fühlt, dass jeder Tag — der Tag des Schicksals, der Tag der Heimsuchung in seinem Leben ist. Seit Beginnen der Welt ist die Gottheit auf der Erde in sterblichem

Gewande, in niedriger und demütiger Gestalt erschienen: erbärmliche Erhabenheit, die vor der Welt zu erscheinen liebt auf der Höhe, in Brillanten und Gold! Echte Könige und Herrscher lassen ihre Kronen in der Kammer und erscheinen in einfachem, ärmlichem Gewande. In der nordischen Sage unserer Vorfahren erscheint Odin in Gestalt eines Schiffers, wohnt in ärmlicher Hütte, bessert sein Boot aus. In der indischen Legende lebt Hari unter den Landleuten, als einfacher Ackersmann. In der griechischen Legende weilt Apollo unter den admetischen Hirten, und Jupiter teilt das Landleben mit den armen Ethioplern. Und in unserer Zeit wurde Jesus in einer Krippe geboren, und die zwölf Apostel waren einfache Fischer. Wir sehen in unserer Wissenschaft auf jedem Schritte, wie die Natur im kleinen ihre höchste Erhabenheit äussert: das war die Regel des Aristoteles und des Lucretius — und in unserer Zeit die Regel Swedenborgs und Hahnemanns. Das Wachstum der Schichten der Erdrinde wird nach derselben Reihenfolge bestimmt, in der die Entwickelung des Eies vor sich geht. In unseren Volksmärchen und Legenden ist immer die allermächtigste Fee die von Wuchs kleinste. In der Lehre von der Gnade ist die Demut die grösste aller Tugenden, und das lebendige Beispiel — die Madonna; im Leben ist das Geheimnis der Demut — das Geheimnis der menschlichen Weisheit. Das Verdienst des Genius um die Menschheit besteht immer darin, dass er uns die Hülle von den gewöhnlichsten Erscheinungen des Lebens entfernt, und wir sehen, was wir bisher nicht ahnten — wir erblicken die Gottheit im einfachen Kleide, im Haufen von Zigeunern und Krämern. Im täglichen Leben verrät uns den Meister die Weise der Arbeit; ein Meister benützt das ihm naheliegende Material, ohne zu warten, bis man ihm von weitem das verschafft, was andere für geeignet halten, oder aus

'elchem andere Lobenswertes verfertigen. „Ein Feldherr" - sagte Bonaparte — „hat immer genügend Soldaten, 'enn er nur seine Leute zu gebrauchen weiss und selbst iit ihnen Marsch und Feldlager teilt." Die Arbeit, die dir ie gegenwärtige Stunde bringt, hebe nicht auf für die ächste, verlockendere Stunde. Der höchste Punkt am :orizonte der Weisheit ist in gleichem Abstande von überall, nd wenn du ihn finden willst, so suche ihn mit den Mitteln, 'elche dir selbst am nächsten und eigensten sind!

Unserer Einbildung aber ist stets die Arbeit anziehender, 'elche nicht die gegenwärtige Stunde fordert. Heute eben, nd zu der Stunde, zu welcher wir versprachen, zur Arbeit, ur Sitzung zu kommen — wie ziehen uns da, wieviel ver- prechen uns da die fernen Hügel und Höhen!

Die Hauptlehre der Geschichte besteht darin, dass sie ns den Wert der gegenwärtigen Stunde und ihre Pflicht eigt. Mein Heil, mein Werk ist da, wo mein Vaterland, iein Klima, meine Stoffe und Mittel, meine Gefährten es iir zeigen.

Es giebt einen Volksglauben, dass Pferdehaare im Wasser ch in Haarwürmer verwandeln. Die Gelehrten halten ihn ir ein Märchen; ich muss aber oft denken, dass alte Sachen iulen, und dass Vergangenes Schlangen gebiert. Die Ver- hrung der Thaten der Vorfahren kann zu trügerischem efühle werden. Ihr Wert lag nicht darin, dass sie das 'ergangene verehrten — ihr Verdienst lag in der Schätzung es Augenblickes, und wir beziehen uns umsonst auf sie ur Rechtfertigung einer Neigung, die ihnen zuwider gewesen 'äre, der sie im Leben nicht folgten.

Eine andere Lieblingsgrille ist: wir meinen, zu wenig eit zur Arbeit zu haben. Wir könnten aber doch denken, ass viele Geschöpfe aus einer Schale geniessen, und dass des Wesen, gemäss seiner Beschaffenheit, die Elemente, die

ihm eigentümlich sind, aufnimmt und in sich verarbeitet — sowohl Zeit als Raum und Licht und Wasser und leibliche Nahrung. Die Schlange verwandelt jede ihrer Beuten zur Schlange, der Fuchs zum Fuchse; und Peter und Paul verwandeln ihr ganzes Sein zu Peter und Paul. In Newyork klagte einmal jemand, dass der Zeit so wenig sei. Ein einfacher Indianer antwortete ihm verständiger als mancher Philosoph: „Mir scheint, alle Zeit, die du hast, steht in deiner Macht.“

Und noch ein Wahn: wir können uns nicht von dem Gedanken trennen über die grosse Bedeutung, die eine lange Zeit hat — ein Jahr, ein Jahrzehnt, ein Jahrhundert. Ein altes französisches Sprüchwort aber sagt: Im Augenblicke — wirkt Gott Geschicke — en peu d'heure Dieu labeure.“ Wir bitten um langes Leben; langes Leben aber heisst: ein volles Leben, ein an Momenten grosses Leben. Das wahre Zeitmass ist ein geistliches, kein körperliches Mass. Das Leben ist übermässig lang. Die Augenblicke des seelischen Verständnisses und des Vorhersehens, die Augenblicke der vollen Einigung in persönlichen Beziehungen, ein Lächeln, ein Blick — das ist es, womit wir die Ewigkeit durchdringen und aus ihr ein volles Mass schöpfen. In solchen Augenblicken erhebt das Leben sich bis zum äussersten Punkte und konzentriert sich; nach den Worten Homers „geben die Götter den Sterblichen einmal nur und nur an einem Tage den Teil der Vernunft, der einem jeden bestimmt ist.“

Ich bin einerlei Meinung mit dem Dichter Wordsworth, dass „das Leben nur ein Glück bietet und kein anderes — das Glück in Vernunft und Tugend.“ Ich bin derselben Meinung wie Plinius, dass „jemehr wir mit unseren Gedanken in diese Wahrheiten uns vertiefen, desto mehr verlängern wir unser Leben.“ Ich bin einer Meinung mit Glaukon,

wenn er spricht: „O Socrates! Das Mass des Lebens für den Weisen ist — solche Reden zu halten und zu hören, wie wir von dir sie hören.“

Der allein kann mich reich machen, der mir die Weisheit des Tages giebt, der mir meinen Weg beleuchtet vom Sonnenaufgange bis zum Untergang der Sonne. — Das Verständnis des Tages, das ist des Menschen Mass. Der Dichter allein mit seiner Poesie, der Mathematiker mit seinen Problemen allein befriedigen uns nicht vollständig; wenn der Mensch aber durch die Seele mit einem Male die Grundelemente des Weltbaues und die feierliche Erhabenheit des Weltalls erfasst — dann ist auch seine Poesie wahr, und seine Zahlen klingen uns wie Musik. Nicht der ist mir der Gelehrteste unter den Gelehrten, der mir die in der Erde vergrabenen Dynastien der Sesostris und der Ptolomäer aufzudecken, die Jahre der Olympiaden und Konsulate zu bestimmen vermag, wohl aber der, welcher mir die Theorie des heutigen Montags, des heutigen Mittwochs eröffnen kann. Ist dann in ihm die Erkenntnis der Liebe (piety), die allein das Triviale des Lebens zu deuten vermag, kann er dann die Hüllen von den Fesseln nehmen, mit welchen triviale Menschen, triviale Gegenstände an den ersten Grund alles Seins gebunden sind? Fünfzehn Minuten sind verflogen: in der Meinung der Menschen ist das ein Zeitteil, aber nicht die Ewigkeit; kleinlicher, sklavischer Teil — Teil der Hoffnung — Teil der Erinnerung — Pfad zum Glücke oder vom Glücke, aber nicht das Glück selbst! Wer mir diese Viertelstunde zeigen kann im Zusammenhang mit dem Glücke und der Ewigkeit, der ist in Wahrheit der Lehrer, der kann uns aus dem knechtischen und elenden Dasein — zum Reichtum und zur Überzeugung führen. Mit ihm auf dem Platze, den er einnimmt, ist Ehre und Würde. Unser Amerika, das bettelnde Amerika, das neu-

ihm eigentümlich sind, aufnimmt und in sich verarbeitet — sowohl Zeit als Raum und Licht und Wasser und leibliche Nahrung. Die Schlange verwandelt jede ihrer Beuten zur Schlange, der Fuchs zum Fuchse; und Peter und Paul verwandeln ihr ganzes Sein zu Peter und Paul. In Newyork klagte einmal jemand, dass der Zeit so wenig sei. Ein einfacher Indianer antwortete ihm verständiger als mancher Philosoph: „Mir scheint, alle Zeit, die du hast, steht in deiner Macht."

Und noch ein Wahn: wir können uns nicht von dem Gedanken trennen über die grosse Bedeutung, die eine lange Zeit hat — ein Jahr, ein Jahrzehnt, ein Jahrhundert. Ein altes französisches Sprüchwort aber sagt: Im Augenblicke — wirkt Gott Geschicke — en peu d'heure Dieu labeure." Wir bitten um langes Leben; langes Leben aber heisst: ein volles Leben, ein an Momenten grosses Leben. Das wahre Zeitmass ist ein geistliches, kein körperliches Mass. Das Leben ist übermässig lang. Die Augenblicke des seelischen Verständnisses und des Vorhersehens, die Augenblicke der vollen Einigung in persönlichen Beziehungen, ein Lächeln, ein Blick — das ist es, womit wir die Ewigkeit durchdringen und aus ihr ein volles Mass schöpfen. In solchen Augenblicken erhebt das Leben sich bis zum äussersten Punkte und konzentriert sich; nach den Worten Homers „geben die Götter den Sterblichen einmal nur und nur an einem Tage den Teil der Vernunft, der einem jeden bestimmt ist."

Ich bin einerlei Meinung mit dem Dichter Wordsworth, dass „das Leben nur ein Glück bietet und kein anderes — das Glück in Vernunft und Tugend." Ich bin derselben Meinung wie Plinius, dass „jemehr wir mit unseren Gedanken in diese Wahrheiten uns vertiefen, desto mehr verlängern wir unser Leben." Ich bin einer Meinung mit Glaukon,

wenn er spricht: „O Socrates! Das Mass des Lebens für den Weisen ist — solche Reden zu halten und zu hören, wie wir von dir sie hören.“

Der allein kann mich reich machen, der mir die Weisheit des Tages giebt, der mir meinen Weg beleuchtet vom Sonnenaufgange bis zum Untergang der Sonne. — Das Verständnis des Tages, das ist des Menschen Mass. Der Dichter allein mit seiner Poesie, der Mathematiker mit seinen Problemen allein befriedigen uns nicht vollständig; wenn der Mensch aber durch die Seele mit einem Male die Grundelemente des Weltbaues und die feierliche Erhabenheit des Weltalls erfasst — dann ist auch seine Poesie wahr, und seine Zahlen klingen uns wie Musik. Nicht der ist mir der Gelehrteste unter den Gelehrten, der mir die in der Erde vergrabenen Dynastien der Sesostris und der Ptolomäer aufzudecken, die Jahre der Olympiaden und Konsulate zu bestimmen vermag, wohl aber der, welcher mir die Theorie des heutigen Montags, des heutigen Mittwochs eröffnen kann. Ist dann in ihm die Erkenntnis der Liebe (piety), die allein das Triviale des Lebens zu deuten vermag, kann er dann die Hüllen von den Fesseln nehmen, mit welchen triviale Menschen, triviale Gegenstände an den ersten Grund alles Seins gebunden sind? Fünfzehn Minuten sind verflogen: in der Meinung der Menschen ist das ein Zeitteil, aber nicht die Ewigkeit; kleinlicher, sklavischer Teil — Teil der Hoffnung — Teil der Erinnerung — Pfad zum Glücke oder vom Glücke, aber nicht das Glück selbst! Wer mir diese Viertelstunde zeigen kann im Zusammenhang mit dem Glücke und der Ewigkeit, der ist in Wahrheit der Lehrer, der kann uns aus dem knechtischen und elenden Dasein — zum Reichtum und zur Überzeugung führen. Mit ihm auf dem Platze, den er einnimmt, ist Ehre und Würde. Unser Amerika, das bettelnde Amerika, das neu-

[illegible]

[illegible] unbekannt [illegible] Übereinstimmung [illegible] [illegible]

[illegible] mitteilten und hinzugeben, uns zu [illegible] — ganz [illegible]

[illegible] sich in Wellen und Schwingungen [illegible] Linien. Ich erinnere mich, als ich [illegible] ein fremder [illegible] erzählte, der [illegible] — zur Freude [illegible] der wilden In- [illegible] mit der Welle in der Ufer-

brandung zu spielen. Sie legen sich auf die Welle, die sie aufhebt und wegführt, dann kommen sie wieder geschwommen, überlassen sich von neuem der Woge und verbringen ganze Stunden mit diesem Spiele im Genuss. Das ganze Menschenleben besteht aus solchen Übergängen. Man muss verstehen, aus sich heraus zu treten, sich hin zu geben: wer das nicht vermag, für den existiert nichts Erhabenes. Bei euch aber scheint auch die Astronomie nur da zu sein, um auf den Menschen aufzupassen. Ich darf nicht aus dem Hause treten, um Mond und Sterne anzuschauen, so habe ich die Empfindung, auch sie zählen meine Schritte und wollen herausbringen, wie viele Zeilen und Seiten ich geschrieben und gelesen habe, seitdem ich sie das letzte Mal sah. — — In unserem Lande lebten wir nicht so: unsere Tage glichen nicht alle einander, und alle schlossen sich zu einem Ganzen — in der Liebe zu dem, was uns unterhielt und erfüllte. Voll seine Stunden fühlen — das ist Glück! Füllt, ihr Götter, meine Stunde, dass, wenn sie vergeht, ich sagen kann: ich lebte eine Stunde, — nicht aber sagen muss: noch eine Stunde meines Lebens ist dahin."

Wir brauchen keine gemachten Menschen, Meister für jedes litterarische und künstliche Werk, solche, die ein Gedicht machen, einen Prozess führen, diese oder jene Massregel durchsetzen können — für Geld; solche, welche durch starke Anstrengung ihres Willens ihre Fähigkeit auf alles wenden können, was irgend beliebt — auf diesen oder jenen Gegenstand, auf diese oder jene Seite. Nein — das Beste, was in der Welt geschaffen wurde — Werke des Genius — wurde umsonst geschaffen, hat nichts gekostet; es kam zur Welt ohne grosse Anstrengungen, durch freien Fluss der Gedanken. Shakespeare schuf seinen Hamlet, wie der Vogel sein Nest baut. Gewisse Gedichte ergossen sich unbewusst, zwischen Traum und Wachen.

